BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS




REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS
ARTIBUS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Gartenlaube-Kalender 1904



Neunzehnter Jahrgang.

Mit zahlreichen Illustrationen in Bunt- und Schwarzdruck.

In elegantem Ganzleinenband
Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1904 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg:
„Alte Liebe",

ansprechende und humorvolle Novellen von Eva Treu und Helene Raff, unterhaltende und belehrende Beiträge von Dr. Adolf Heilborn, Dr. Siegfried Falken, Dr. Fritz Skowronnek, A. Trinius, Heinz Krieger, M. Hagenau, Luise Holle, Dr. Rudolf v. Gottschall, L. Haschert, Dr. Michael Cohn, W. Berdrow u. a., einen ausführlichen, reich illustrierten Rückblick auf die Tagesgeschichte von Dr. Hermann Diez, ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen nehmen die meisten Buchhandlungen entgegen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken oder mittels 10 Pf.-Postanweisung direkt an die

Verlagshandlung Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Schlendertage“ von Paul Oskar Höcker. (S. 87)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 • Dritter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

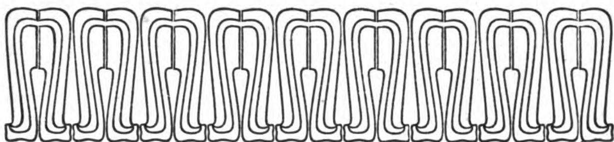
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Versiegelte Lippen.

Roman von Hermann Giersberg.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vierzehntes Kapitel.

Hallo, Herr Referendar! Sind Sie so stolz geworden, daß Sie Ihre Freunde gar nicht mehr erkennen?"

Paul Keilig, der sich am Fuße der großen Strandtreppe mit diesen Worten angerufen hörte, hemmte seinen Schritt. „Ah, Sie sind es, Herr Konsul — verzeihen Sie, ich hatte Sie nicht gesehen."

„Wahrscheinlich sind Sie verliebt, und einem jungen Manne in dieser Gemütsverfassung muß man schon einiges zu gute halten."

Das dicke rote Gesicht des Herrn Lüders strahlte in wohlwollendster Heiterkeit. Paul Keiligs helle Fischaugen glitten an seiner Gestalt herab und blieben an dem ledernen Kuriertäschchen haften, das er an seiner Seite herabhängen sah.

„Sie wollen wohl abreisen, Herr Konsul?"

„Ja, ich gehe nach dem Süden. Der Aufenthalt hier ist mir durch die Geschichte mit meinem armen Freunde gründlich verleidet, und dann habe ich auch

sehr wenig Lust, mich weiteren Scherereien mit Vernehmungen und dergleichen auszusetzen."

„Man hat Sie vernommen?" fragte der Referendar. „Was wollte man denn von Ihnen erfahren?"

„Man wollte allerlei Auskünfte über die Lebensgewohnheiten meines armen Freundes von mir haben, und man wollte vor allem wissen, mit wem er hier umgegangen ist."

„Haben Sie auch meinen Namen genannt?"

„Nein, mein werter junger Freund. Ich habe es für besser gehalten, mich ein bißchen gedächtnisschwach zu stellen. Die Herren vom Gericht brauchen nicht gleich alles zu wissen. Wozu sollte ich Ihnen und den anderen Herren unnütze Weitläufigkeiten verursachen?"

„Ich bin Ihnen dafür aufrichtig dankbar, Herr Konsul. — Sie meinen also, daß man mich nicht in diese Angelegenheit hineinziehen wird?"

„Dafür kann ich natürlich keine Bürgschaft übernehmen, denn das wird wahrscheinlich davon abhängen, wie sich die Geschichte mit dem Wechsel abwickelt."

Das blasse Gesicht des jungen Mannes schien noch um eine Schattierung fahler zu werden. „Was wissen Sie von dem Wechsel? Hat Herr Holnstein Ihnen davon gesprochen?"

„So beiläufig. Wir waren ja gute Freunde. Und da ich mich auch als Ihren Freund betrachte, Herr Referendar, möchte ich Ihnen einen wohlgemeinten Rat geben. Suchen Sie die Geschichte so bald als möglich aus der Welt zu schaffen."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Konsul. Möchten Sie sich nicht etwas deutlicher erklären?"

„Na, ich denke wohl, daß Sie mich verstehen. Sie haben doch das Briefchen bekommen, in dem der arme Bendheim Sie zu einer Besprechung in seine Wohnung einlud?"

„Allerdings.“

„Aber Sie sind nicht hingegangen?“

„Woraus schließen Sie, daß ich nicht hinging?“

„Die Leute in der Villa Rothe haben doch ausgesagt, daß an jenem Abend niemand mehr bei ihm gewesen ist. Oder sollten Sie etwa doch —“

„Nein, ich war natürlich nicht da,“ unterbrach ihn der Referendar. „Ich wurde im letzten Augenblick verhindert. Ich konnte mir auch gar nicht denken, was Ihr Freund mir noch zu sagen haben sollte. Die Angelegenheit zwischen ihm und mir war doch geordnet.“

„Vielleicht sah er sie noch nicht als geordnet an. Es konnte ihm ja möglicherweise inzwischen etwas zu Ohren gekommen sein, das ihn beunruhigte. Unter anderen Umständen würde ich sagen, daß Sie sehr unklug gehandelt hätten, nicht hinzugehen. Wie sich jetzt aber die Dinge gestaltet haben, war es vielleicht ein Glück für Sie, denn wer weiß, welche Unannehmlichkeiten Ihnen erwachsen wären, wenn man Sie an jenem Abend bei ihm gesehen hätte.“

Der Referendar blickte angelegentlich auf die See hinaus, die doch in ihrer schwarzgrauen Einförmigkeit heute durchaus nichts Bemerkenswertes darbot. Dann sagte er: „Sie raten mir, die Geschichte aus der Welt zu schaffen, aber wie soll ich das anfangen? Der Wechsel befindet sich wahrscheinlich unter den Papieren, die gleich dem übrigen Nachlaß des Verstorbenen mit Beschlag belegt worden sind.“

„Ohne Zweifel. Und das ist gerade das Unangenehme an der Sache. Ob am Verfalltage oder später oder früher — einmal dürfte er Ihrem Freunde Cordes sicherlich präsentiert werden, wenn Sie nicht ein Mittel finden, ihn vorher herauszukriegen.“

„Könnten Sie mir ein solches Mittel nennen?“

Der dicke Herr zuckte die Achseln. „Bedaure, lieber Freund — in solchen Dingen habe ich nicht viel Erfahrung, aber Sie können sich ja deswegen mit der Staatsanwaltschaft in Verbindung setzen. Möglicherweise liefert man Ihnen gegen Zahlung des Betrages den Wechsel aus. Dann hätten Sie gewiß begründete Ursache, mit dem Verlauf der Dinge zufrieden zu sein."

Paul Keilig schüttelte den Kopf. „Mit der Staatsanwaltschaft? Nein, das ist unmöglich. Man dürfte mir ja auch das Papier gar nicht aushändigen. Es wäre eine offenbare Pflichtverletzung."

„Das müssen Sie als Jurist freilich besser wissen als ich. — Aber ich muß zusehen, daß ich meine Abfahrtszeit nicht versäume. Begleiten Sie mich an das Schiff?"

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich dazu nicht im stande bin. Ich habe eine dringende Verabredung."

„Na, dann also Gott befohlen! Hoffentlich erwachsen Ihnen keine weiteren Widerwärtigkeiten aus der Geschichte. Ich wünsche es Ihnen von Herzen. Vielleicht sehen wir uns übrigens nochmal gelegentlich am grünen Tische wieder."

Er drückte ihm die Hand, nickte ihm mit einem pfiffigen Augenzwinkern zu und wendete sich der Landungsbrücke zu.

Paul Keilig aber schlenderte auf der Strandpromenade weiter.

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später trat er in das Hotelzimmer seines Freundes Cordes, der gemächlich rauchend bei der Lektüre eines Romans auf dem Ruhebett lag.

„Sieh da, Paul! Läßt du dich auch mal wieder blicken? Ich glaubte schon, du seiest krank, und wenn

ich nicht wüßte, daß du immer so jämmerlich aussiehst, glaubte ich es noch jetzt."

Der Referendar setzte sich auf einen Stuhl und zog sein Zigarettenetui aus der Tasche. Aber er brauchte eine ganze Weile, ehe er mit dem Anzünden fertig geworden war, denn seine Hände zitterten, und zwei oder drei Streichhölzer zerbrachen ihm zwischen den Fingern.

„Deine Bemerkungen über mein Aussehen sind nicht gerade wohltuend," sagte er, als es ihm endlich gelungen war, seiner Zigarette die ersten Rauchwolken zu entlocken. „Es kann nicht jeder deine bärenhafte Gesundheit haben, und es ist jedenfalls genug, daß ich mich ganz wohl fühle. Übrigens — ich habe an diesem Morgen ein Telegramm von meiner Tante bekommen."

„Von der Mutter deiner Angebeteten — so? Hat sie dir etwa telegraphisch die Hand ihrer Tochter angetragen?"

„Keine schlechten Witze, wenn ich bitten darf. Im Grunde aber ist es nicht viel weniger als das. Sie ist mit Martha in Wiesbaden und hat mich eingeladen, den Rest der Gerichtsferien dort mit ihnen zu verbringen."

„So reise mit Gott, du Glücklicher! Hoffentlich kann man dir nach Verlauf einiger Wochen zur Verlobung gratulieren."

Paul Keilig zerdrückte die halbgerauchte Zigarette im Aschbecher. „Es würde sich machen — gewiß; wenn ich nur fort könnte."

„Was hindert dich daran? Wenn dein Reisegeld für die erste Klasse nicht ausreicht, kannst du ja in der vierten fahren."

„Du bist heute ausnehmend gut gelaunt, Cordes. Aber es ist natürlich nicht die Frage des Reisegeldes, die mich hier zurückhält. Wenn nur diese unglückliche

Geschichte nicht passiert wäre — du weißt wohl, welche ich meine."

„Was denn? Das mit diesem Subjekt, dem Holnstein, etwa? Was geht dich denn das an? Du warst doch mit ihm in Ordnung."

Der Referendar starrte eine Weile auf den Fußboden, dann kam es gepreßt und heiser von seinen Lippen: „Nicht ganz, Cordes. Ich habe mich nur geniert, dir die volle Wahrheit zu sagen."

Der Angeredete richtete sich ein wenig aus seiner bequemen Stellung auf und blickte stirnrunzelnd auf den Freund, der in schlaffer, gleichsam gebrochener Haltung vor ihm saß.

„Was heißt das?" fragte er scharf. „Du weißt, daß ich alles vertragen kann, nur keine Schwindeleien. Ich habe mich durch mein gutes Herz bewegen lassen, dir das Geld zur Bezahlung deiner Spielschuld zu geben, und du hast mir am nächsten Tage auf meine Frage erwidert, daß du die Angelegenheit glatt gemacht hättest. War das eine Lüge?"

„Ich hatte die Absicht, es zu tun, Cordes, aber es kam mir ein unerwartetes Hindernis dazwischen, und ich konnte doch nicht ahnen, daß es am nächsten Tage zu spät sein würde. Als ich hingehen wollte, ihm das Geld zu bringen, hörte ich zu meinem Schrecken, daß er nicht mehr am Leben sei."

„Ermordet worden sei — willst du sagen, aber das ist ja gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß du mich in einer sehr wenig ehrenwerten Weise angelogen hast. Natürlich hast du inzwischen das Geld zu anderen Zwecken verwendet?"

„Nein, bei meiner Ehre, nicht einen Pfennig. Wenn du an der Wahrheit meiner Worte zweifelst, bin ich bereit, es hier auf den Tisch zu legen."

„Es wäre auch eine Erbärmlichkeit gewesen, die ich dir niemals hätte verzeihen können. Aber was soll denn nun aus der Sache werden? Weshalb mußt du durchaus hier bleiben, wenn du doch im stande bist, das Geld in jedem beliebigen Augenblick zu zahlen?"

„Du vergißt, daß er ein Papier von mir in der Hand hatte."

Doktor Cordes horchte auf. „Was für ein Papier ist das, Paul? Vielleicht ein Wechsel?"

Keilig sah zu ihm hinüber. Wenn es vielleicht bis zu diesem Augenblick seine Absicht gewesen war, ein Geständnis abzulegen, so nahm ihm der Anblick der tiefen Falte zwischen Cordes' Brauen jetzt im entscheidenden Moment den Mut dazu.

„Nein — kein Wechsel," sagte er unsicher. „Du weißt doch, was man in solchen Fällen unterschreibt."

„Ein Ehrenschein also?"

„Ja, ein Ehrenschein."

„Es ist mir lieb zu hören, daß es nichts anderes ist, denn jetzt, da du mich beruhigt hast, kann ich dir's ja sagen, daß mir dieser sogenannte Konsul gewisse Andeutungen gemacht hatte über einen Wechsel mit meiner Unterschrift, den du Holnstein hattest bringen wollen. Daß ich ein solches Papier niemals unterschreiben würde, hast du doch von vornherein gewußt, nicht wahr?"

„Natürlich. Dieser Konsul ist ein nichtswürdiger Verleumder."

„Rege dich nicht unnötig auf, mein Lieber! Was braucht uns das Geschwätz dieses Menschen zu kümmern? Besser jedenfalls, daß er gelogen hat, als wenn etwas Wahres an seinen Worten gewesen wäre, denn es gibt Dinge, in denen ich keinen Spaß verstehe. Und wenn es mein leiblicher Bruder wäre, den ich bei einer

Ehrlosigkeit ertappte, ich würde ihn unbedenklich der Bestrafung überliefern."

Es war durchaus nicht sehr warm im Zimmer, aber der Referendar wischte sich nichtsdestoweniger die Schweißtropfen von der Stirn. „Ich weiß nicht, weshalb du mir das sagst, Cordes. Ich kam hierher, dich um Rat zu fragen. Sage mir, was ich tun soll, um das bewußte Papier — den Ehrenschein meine ich — herauszubekommen, denn ich muß ihn haben. Ich werde keinen Augenblick Ruhe finden, solange ich ihn in fremden Händen weiß und stündlich darauf gefaßt sein muß, daß man davon gegen mich Gebrauch macht."

„Da wirst du dich wohl an die Erben des Herrn Holnstein wenden müssen."

„Aber wer sind diese Erben? Vermutlich doch seine Stieftochter, die für mich nicht erreichbar ist."

„Allerdings — da sie als seine Mörderin im Gefängnis sitzt. Da wirst du dich also entweder in Geduld fassen oder einen Rechtsanwalt um Rat fragen müssen, wenn deine eigenen juristischen Kenntnisse nicht ausreichen, dir den geeigneten Weg zu zeigen."

„Daran habe ich auch schon gedacht. Aber es müßte so schnell als möglich geschehen, und woher soll ich hier einen vertrauenswürdigen Anwalt nehmen?"

„Da kann ich dir vielleicht mit einer Adresse aushelfen. Ich bin hier wiederholt dem Rechtsanwalt Vollmar aus Berlin begegnet. Wenn er noch hier sein sollte, so kann ich dir keinen besseren empfehlen als ihn. Er hat für meinen Vater verschiedene sehr schwierige Prozesse geführt, und wir haben bei diesem Anlaß Gelegenheit genug gehabt, ebensosehr seine Tüchtigkeit als seine Gewissenhaftigkeit zu bewundern. Du kannst dich ja auf mich berufen."

„Ich werde ihn aufsuchen. Du glaubst also, daß

ich mich auf seine Verschwiegenheit werde verlassen können?"

„Das ist doch selbstverständlich. Als Anwalt ist er ja ohnehin dazu verpflichtet. Der Sicherheit halber kannst du dir's noch ausdrücklich von ihm versprechen lassen."

Der Referendar stand auf. Seine kraftlose Gestalt war dem robusten Freunde niemals hinfälliger und mitleidswürdiger erschienen als heute.

„Wenn du die Geschichte mit dem Ehrenschein in Ordnung gebracht hast, solltest du aber so schnell als möglich abreisen. Das Seeklima bekommt dir entschieden ganz schlecht. Vielleicht wird dir die Wiesbadener Luft und die Gesellschaft deiner Angebeteten besser anschlagen."

Keilig hielt es nicht für nötig, sich für diesen wohlwollenden Rat zu bedanken. Ohne dem Doktor die Hand zu reichen, eilte er davon.

Fünfzehntes Kapitel.

Ohne große Schwierigkeiten hatte Rinckleben von seinem alten Korpsbruder die Erlaubnis erhalten, Dagmar allein zu sprechen. Obwohl er sich ohne weiteres hätte zu ihr führen lassen können, schickte er doch zuvor den Polizeidiener in ihre Zelle, um anzufragen, ob sie geneigt sei, ihn zu empfangen. Der Mann kam alsbald mit einer bejahenden Antwort zurück.

Es war ein trotz seiner Kahlheit und Nüchternheit nicht gerade abschreckender Raum, den der Rechtsanwalt betrat. Das Licht fand durch das hohe, unvergitterte Fenster vollen Eintritt und umfloß mit einem goldigen Schimmer die schlanke Mädchengestalt, die, aufrecht am Tische stehend, den Besucher erwartete. Man hatte ihr

gestattet, sich Kleidungsstücke und Wäsche aus ihren Vorräten kommen zu lassen, und sie hatte das elegante weiße Kostüm, welches sie bei ihrer Verhaftung getragen, mit einem dunklen Hauskleide vertauscht, dem einfachsten, das sie in ihren reichen Garderobenvorräten gefunden. Rinckleben, der sie bis dahin immer nur in ausgesucht eleganter Toilette gesehen, fand sie sehr verändert, aber er sagte sich im stillen, daß es keine Veränderung zu ihrem Nachteil sei, denn sie erschien ihm fast noch schöner und vornehmer als sonst. Auch ihr Gesicht zeigte zu seiner Überraschung nicht mehr den entsetzten und verstörten Ausdruck, den er zuletzt darauf wahrgenommen. Wohl war sie noch immer sehr bleich, und ihre Wangen waren entschieden schmaler geworden, aber es war eine ruhige Entschlossenheit in ihren Zügen. Ihr klar und fest auf den Eintretenden gerichteter Blick hatte nichts mehr von der tödlichen Angst, die am Abend nach der Flucht aus der Villa Rothe in ihren Augen geflackert.

Er hatte erwartet, daß sie ihm die Hand reichen würde, aber sie tat es nicht, sondern begrüßte ihn nur mit einem leichten Neigen des Kopfes.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Rechtsanwalt. So finde ich doch Gelegenheit, Sie noch einmal wegen der Unbequemlichkeiten um Verzeihung zu bitten, die mein unüberlegter Schritt Ihnen bereitet hat.“

„Wie mögen Sie nur so sprechen, Fräulein Holnstein,“ erwiderte er herzlich. „Sie haben mir keine Unbequemlichkeiten verursacht, und ich komme im Gegenteil, um Ihnen meine Dienste voll und rückhaltlos zur Verfügung zu stellen. Es ist im allgemeinen nicht schicklich, daß ein Rechtsanwalt sich selbst als Beistand anbietet, aber außergewöhnliche Umstände können wohl auch einmal einen Bruch mit dem Herkommen recht-

fertigen. Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn Sie sich entschließen wollten, mir die Führung Ihrer Angelegenheit anzuvertrauen."

„Das ist sehr großmütig, Herr v. Rinckleben, und ich weiß Ihr Anerbieten nach seinem ganzen Wert zu schätzen. Aber ich möchte es doch lieber nicht annehmen. Sie würden wenig Befriedigung davon haben."

„Ich hoffe das Gegenteil. Eine Befriedigung würde es mir jedenfalls schon gewähren, einiges zur Erleichterung Ihrer äußeren Lage zu tun."

„Dessen bedarf es nicht. Ich habe keine Ursache, mich über die Behandlung zu beklagen, die man mir zu teil werden läßt."

„Aber Sie weisen meine Dienste doch wohl nicht ernstlich zurück?"

„Ich war allerdings entschlossen, keinen Verteidiger zu nehmen."

„Erlauben Sie, das steht gar nicht in Ihrem Belieben. Wenn es wirklich bis zur Erhebung einer Anklage kommen sollte, so muß Ihnen nach dem Gesetz von amtswegen ein Verteidiger gestellt werden, falls Sie auf die Berufung eines solchen verzichten."

„Ein Verteidiger muß an die Schuldlosigkeit seines Klienten glauben — nicht wahr?"

Das war eine unvermutete Frage, die Rinckleben einigermaßen in Verlegenheit setzte. Aber nachdem er noch einen Blick auf die in ihrer Ergebung doppelt rührende Mädchengestalt geworfen, hatte er sich schnell gefaßt. „Es wird Ihnen nicht schwer fallen, Fräulein Holnstein, mich von der Ihrigen zu überzeugen."

Wie der Schatten eines wehmütigen Lächelns huschte es über ihr Gesicht. „Wenn Sie in dieser Erwartung gekommen sind, werden Sie allerdings arg enttäuscht werden. Ich kann nichts von dem entkräften, was man

gegen mich vorbringt. Ich habe auch gar nicht die Absicht, es zu versuchen."

„Das wäre ein sehr tadelnswertes Beginnen, wenigstens dann, wenn Sie Ihr Gewissen frei fühlen von Schuld."

„Und wenn es nicht so wäre? Ich habe inzwischen Zeit genug gehabt, mich auf jene Vorgänge zu besinnen, und ich bin mir darüber klar geworden, daß vielleicht nur ein Zufall mich verhindert hat, zu tun, wessen man mich beschuldigt. Hätte mein Stiefvater in dem Augenblick, da ich nach dem Messer gegriffen hatte, seine Hand an mich gelegt, wer weiß, ob ich nicht wirklich zur Mörderin geworden wäre."

„Aber man will Sie nicht zur Rechenschaft ziehen für das, was unter unglücklichen Umständen möglicherweise hätte geschehen können, sondern für das, was Sie in Wahrheit getan haben sollen. Es wäre also der törichteste und verhängnisvollste Einfall, wenn Sie aus irgend einem selbstquälerischen Grunde beides miteinander vermischen wollten."

Er hatte es sehr ernst und eindringlich gesagt, aber es schien nicht, als ob er damit einen besonderen Eindruck auf sie gemacht hätte.

Sie sah ein paar Sekunden lang vor sich hin, dann fragte sie: „Wenn man mich schuldig spricht, wird man mich dann zum Tode verurteilen?"

„Welch ein Gedanke! Man beschuldigt Sie ja gar nicht, diesen Mann mit Vorsatz oder Überlegung getötet zu haben. Selbst bei der ungünstigsten Auffassung wird man zu keinem anderen Schlusse gelangen, als daß Sie in der Wahl Ihrer Verteidigungsmittel über das gesetzlich Zulässige hinausgegangen seien. Eine kurze Freiheitsstrafe wäre das Äußerste, was Sie zu fürchten hätten."

Er hatte geglaubt, ihr etwas Beruhigendes zu sagen, aber er erkannte, daß er sie nur erschreckt hatte.

„Wie? Man würde mich nicht im Gefängnis behalten? Man würde mich wieder in das Leben hinausstoßen? Aber das wäre entsetzlich. Das könnte ich nicht ertragen."

Jetzt endlich glaubte er zu erraten, was in ihrer Seele vorging und was ihr unbegreifliches Verhalten bestimmte. „Ist es das, Fräulein Holnstein, was Sie veranlaßt hat, auf alle an Sie gerichteten Fragen zu schweigen und damit den falschen Verdacht zu unterstützen, den man gegen Sie hegt?"

Dagmar schlug die Hände vor das Gesicht, und er hatte Mühe, sie zu verstehen, als sie sagte: „Ich hoffte, daß man mich dann für immer einsperren würde. Es wäre ja das beste gewesen für mich. Was soll ich denn noch da draußen unter den Menschen, die ich verabscheue und die mich verabscheuen würden?"

„So mögen Ihnen wohl in diesem Augenblick die Dinge erscheinen, aber wenn Sie den ersten Eindruck des Schrecklichen überwunden haben, das über Sie hereingebrochen ist, so werden Sie alles wieder mit anderen Augen ansehen. Sie werden erkennen lernen, daß es auch gute und rechtschaffene Menschen gibt, und Sie werden bald genug den Beweis dafür erhalten, daß man Sie nicht verabscheut. Es wird Ihnen gewiß nicht an wahren und aufrichtigen Freunden fehlen."

Sie ließ die Hände sinken und schüttelte mit einem bitteren Lächeln den Kopf. „Freunde? Nein, es gibt keine. Ich bin nicht mehr so unerfahren, um daran zu glauben. Ich weiß, daß sich hinter der sogenannten Freundschaft eines Mannes für ein Mädchen immer der Wunsch nach anderem verbirgt, und mir graut vor solcher Freundschaft."

„Es sind die Erfahrungen aus der Umgangssphäre Ihres Stiefvaters, die jetzt aus Ihnen sprechen, aber ich verbürge mich dafür, Fräulein Holnstein, daß Sie nach Ihrer Befreiung das Leben von einer anderen Seite kennen lernen werden. Ich bitte Sie jetzt noch viel dringender als zuvor: unterschreiben Sie die Vollmacht, die mich zu Ihrem Rechtsbeistand bestellt."

Er legte das Blatt und das Taschenschreibzeug, das er mitgebracht hatte, vor sie auf den Tisch.

Dagmar streifte mit einem unentschlossenen Blick darüber hin, aber sie streckte ihre Hand nicht nach der Feder aus. „Möchten Sie mir eine Frage beantworten, Herr Rechtsanwalt? Glaubt Ihr Freund an meine Schuld?"

Er hatte ja darauf gefaßt sein müssen, daß sie Herberts Erwähnung tun würde. Nun aber, da es geschah, fühlte er sich von einer eigentümlichen Empfindung beschlichen, einer Empfindung, der er bei unbefangener Selbstprüfung keinen anderen Namen als den der Eifersucht hätte geben können. Dessenungeachtet zögerte er keinen Augenblick, ihr der Wahrheit gemäß zu antworten: „Nein, Fräulein Holnstein, er glaubt nicht daran."

Er beobachtete sie scharf, aber ihr Gesicht gestattete ihm nicht, in ihrer Seele zu lesen.

„Sie werden Herrn Vollmar sehen, nicht wahr? Und wenn es ihm auch vielleicht widerwärtig ist, von mir sprechen zu hören, so werden Sie doch eine Gelegenheit finden, ihm zu sagen, daß ich nur durch äußere Umstände verhindert worden bin, ihm zu schreiben. Jetzt bedarf es dessen ja freilich nicht mehr, denn seitdem er den wirklichen Namen meines Stiefvaters erfahren, weiß er ohnehin alles, was ich ihm hätte schreiben können."

„Ich glaube wohl, mein Fräulein, daß er es weiß.“

Dagmar nickte. „Er kann natürlich nur noch die tiefste Verachtung für mich hegen. — Nein, nein, widersprechen Sie mir nicht. Es kann nicht anders sein, denn ich habe sie ja verdient. Aber ich weiß, daß Ihr Freund von großmütigem Charakter ist, und wenn er mich, wie Sie sagen, für schuldlos hält an diesem Verbrechen, so könnte möglicherweise sein Mitleid mit meinem Schicksal größer sein als seine Verachtung. Er könnte vielleicht den Wunsch hegen, mich zu sehen und mir seine Hilfe anzubieten. Das aber ist es, Herr v. Rinckleben, was Sie unter allen Umständen verhindern müssen. Wenn Sie mir versprechen können, daß mir jede Begegnung mit Herbert erspart bleiben wird, so will ich Ihren Wunsch erfüllen.“

Er würde ihr das verlangte Versprechen gegeben haben, auch wenn er nicht aus der Erklärung des Freundes gewußt hätte, daß ihre Besorgnis eine ungerechtfertigte war. Auch Herbert hatte ihm ja gesagt, daß er Dagmar unter keinen Umständen wiedersehen wolle. Wie gering mußte doch das Vertrauen dieser beiden Menschen in ihre Widerstandskraft sein, daß sie vor der Möglichkeit einer Begegnung zitterten wie vor einer schrecklichen Gefahr!

„Ich werde Vollmar von Ihrem Wunsche in Kenntnis setzen,“ sagte er. „Und wie ich meinen Freund kenne, weiß ich, daß er keinen Versuch machen wird, Ihnen seine Teilnahme oder seinen Beistand aufzudrängen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Dagmar leise, und dann griff sie nach der Feder, um mit einem raschen Zuge ihren Namen unter das bis auf die Unterschrift bereits ausgefüllte Vollmachtsformular zu setzen.

Rinckleben nahm das Papier so rasch an sich, als

fürchte er, sie könnte ihre Nachgiebigkeit noch bereuen. „Und nun, Fräulein Holnstein, da Sie Ihr Schicksal gewissermaßen in meine Hand gelegt haben, nun empfangen Sie von mir die Versicherung, daß ich nicht ruhen und nicht rasten werde, bis ich den Mörder Ihres Stiefvaters ermittelt und Ihnen volle Genugtuung verschafft habe für das, was Sie jetzt erdulden müssen."

Es war eine so ehrliche Wärme, eine so aufrichtige Überzeugtheit, die aus seinen Worten klang, daß seine Auffassung der Sachlage während dieser kurzen Unterredung in der Tat eine vollständige Wandlung erfahren haben mußte, und doch hatte Dagmar nichts getan, um die schweren Verdachtsgründe zu entkräften, die gegen sie vorlagen. Einzig der Zauber, der von ihrer Persönlichkeit ausging, konnte seine Bekehrung bewirkt haben.

Da er sich in seiner nunmehrigen Eigenschaft als der Verteidiger der Angeschuldigten zunächst Einblick in die Akten und die Protokolle verschaffen wollte, ehe er sich von Dagmar Auskunft erbat, und da er überdies entschlossen war, sie nach Möglichkeit zu schonen, hielt er es für angemessen, seinen Besuch zu beenden. Er versprach ihr, daß er sich an einem der nächsten Tage wieder einfinden würde, gleichviel ob sie noch hier sei oder ob man sie inzwischen nach dem Sitze des zuständigen Landgerichts gebracht hätte. Es verletzte ihn ein wenig, daß sie diese Mitteilung so gleichgültig und ohne jedes Anzeichen von Freude aufnahm. Auch das Dankeswort, mit dem sie ihn entließ, hatte bei aller Freundlichkeit einen sehr gleichmütigen Klang.

Sechzehntes Kapitel.

Während Vollmar seine Morgentoilette sonst innerhalb weniger Minuten zu beenden pflegte, hatte er heute mehr als eine Stunde dazu gebraucht, denn er war immer wieder genötigt gewesen, sich zu setzen und minutenlang die Augen zu schließen, weil der rasende Kopfschmerz, von dem er nun schon seit zwei Tagen gepeinigt wurde, ihn schwindeln machte. Er hatte seinem Freunde nicht die Wahrheit gesagt, als er gestern seine Besorgnisse mit der Bemerkung beschwichtigte, daß ähnliche Zustände ihn schon öfter heimgesucht hätten. In Wirklichkeit hatte er einen Schmerz wie diesen noch nie zuvor empfunden. Es war ihm, als ob jemand mit einem scharfen Messer in seinem Gehirn wühle. Alle Mittel, die er bis jetzt zur Linderung der fast unerträglichen Marter angewendet hatte, waren vollkommen wirkungslos geblieben.

Aber er verfügte über ein ungewöhnliches Maß von Energie, und da er entschlossen war, den Schmerz nicht Meister werden zu lassen über sich, verriet er seiner Umgebung in der Tat nur durch sein schlechtes Aussehen, daß er litt.

Von dem Frühstück, das man ihm auf seinem Zimmer serviert hatte, vermochte er nichts zu genießen, und er wollte eben den Versuch machen, ob ihm ein Gang ins Freie Erleichterung verschaffen würde, als ihm der Kellner die Karte eines Besuchers brachte.

„Der Herr bittet sehr dringend, den Herrn Rechtsanwalt sprechen zu dürfen, wäre es auch nur für wenige Minuten.“

„Paul Keilig, Kammergerichtsreferendar,“ hatte Vollmar auf der Karte gelesen. Er erinnerte sich nicht, den Namen schon früher gehört zu haben, aber da

dem Manne offenbar so viel an der Unterredung gelegen war, gewann er es nicht über sich, ihn abzuweisen.

Den Eindruck, den er von der äußeren Erscheinung des Eintretenden empfing, war ein wenig günstiger. Dies blasse, vorzeitig verlebte Jünglingsgesicht mit den hervortretenden hellen Augen, die so unruhig von einer Stelle zur anderen irrten, konnte nicht anders als unsympathisch auf ihn wirken, die ganze schlotterige Gestalt, die so schlaff und hinfällig aussah, als hielte sie sich nur mit Anstrengung aufrecht, offenbarte zur Genüge, daß der Herr Kammergerichtsreferendar jener goldenen Jugend angehörte, die in einem unsinnigen Taumel des Lebensgenusses ihre Kräfte vorzeitig vergeudet.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Rechtsanwalt Vollmar zu sprechen? Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mir herausgenommen habe, Sie zu so früher Stunde zu stören. Aber die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, liegt mir wirklich sehr schwer auf dem Herzen, und ich würde Ihnen aufrichtig dankbar sein, wenn Sie mir Ihren Rat nicht verweigerten.“

Vollmar deutete mit einladender Handbewegung auf einen Stuhl. „Ich übe allerdings während meines Aufenthaltes hier im Bade keine Praxis aus. Aber wenn ich Ihnen als Privatmann und als Kollege dienen kann, Herr Referendar, stehe ich gern zur Verfügung.“

Keilig schüttelte den Kopf. „Es ist mir gerade darum zu tun, mich Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Anwalt anzuvertrauen. Ich verspreche Ihnen, daß Ihnen nicht viel Arbeit daraus erwachsen soll.“

„Nun, so lassen Sie hören.“

„Es handelt sich, wie ich schon angedeutet habe, um eine Vertrauenssache von delikatester Natur. Sie dürfen es mir darum nicht verübeln, wenn ich zuvor

die ausdrückliche Zusicherung Ihrer Verschwiegenheit haben möchte."

Herbert Vollmar runzelte die Stirn. Das Gebaren dieses jungen Menschen wollte ihm immer weniger gefallen. „Als Jurist sollten Sie eigentlich wissen, Herr Referendar, daß es derartiger Zusicherungen nicht bedarf. Ich bin durch das Gesetz und durch die Ehrbegriffe meines Standes zur bedingungslosen Wahrung des Berufsgeheimnisses verpflichtet."

„Verzeihen Sie — das war mir allerdings bekannt. Aber Sie müssen sich in die Lage eines Menschen hineindenken, der im Begriffe ist, gewissermaßen sein ganzes Schicksal in die Hand eines anderen zu geben. Es ist daher wahrhaftig kein Zweifel an Ihrer Ehrenhaftigkeit, wenn ich Sie recht herzlich bitte, mir Ihr Wort darauf zu geben, daß ich Ihnen unbesorgt alles sagen kann, was mich quält."

„Nun also — ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Ich bin das Opfer einer unglückseligen Leidenschaft, Herr Rechtsanwalt — oder vielmehr, ich bin es gewesen, denn um nichts in der Welt würde ich nach meinen letzten Erlebnissen jemals wieder eine Karte anrühren. Aber das, was einmal passiert ist, läßt sich mit allen guten Vorsätzen nicht mehr ungeschehen machen. Ich habe gespielt und dabei eine Summe verloren, die ich nicht besaß. Ich hätte die Schuld innerhalb vierundzwanzig Stunden begleichen müssen, und ich hatte gehofft, durch die Freigebigkeit eines reichen Freundes, der sich hier aufhält, dazu in den Stand gesetzt zu werden. Allein er verweigerte mir anfangs seine Hilfe, und der Gläubiger drohte, sich an meinen Vater zu wenden, wenn ich ihn nicht auf der Stelle befriedigte. Er war eben ein ausgemachter Halunke, dieser Holnstein."

Vollmar, der bis dahin nur widerwillig zugehört hatte, fuhr empor. „Was sagen Sie? Holnstein? Ist es der vor einigen Tagen Ermordete, von dem Sie reden?“

„Derselbe. Sie haben vielleicht schon von anderer Seite gehört, daß er ein gewerbsmäßiger Spieler war.“

„Allerdings — ich habe es gehört.“

„Nun denn, ich hatte sechstausend Mark an ihn verloren. Da ihm ein einfacher Schuldschein mit meinem Namen nicht genügte, mußte ich ihm einen Wechsel mit der Unterschrift meines Freundes bringen — einen Wechsel über sechstausend Mark, fällig in acht Tagen. Dies Papier muß sich noch in seinem Nachlaß befinden. Was soll ich nun anfangen, um es wieder in meinen Besitz zu bringen?“

„Wenn der Wechsel sich unter den nachgelassenen Papieren des Verstorbenen vorgefunden hat, wird wahrscheinlich der Akzeptant am Fälligkeitstermin davon benachrichtigt und zur Einlösung aufgefordert werden. Wenn Sie aber ein besonderes Interesse daran haben, daß es nicht etwa verabsäumt wird, so können Sie ja eine bezügliche Eingabe beim Gericht machen.“

„Gerade das, was Sie für das Wahrscheinliche halten, möchte ich verhindern. Der Wechsel darf meinem Freunde nicht vorgelegt werden, und er darf überhaupt nichts von seiner Existenz erfahren, denn ich habe seinen Namen darauf gesetzt, ohne zuvor seine Ermächtigung einzuholen.“

„Ah!“

„Begreifen Sie nun, daß ich mich Ihrer Verschwiegenheit versichern mußte, ehe ich Ihnen dies Geständnis ablegte? Ich habe eine Fälschung begangen, daran ist nichts zu ändern. Aber Sie dürfen mich darum

nicht gleich für einen Verbrecher halten, denn ich stand unter einem furchtbaren Druck. Dieser Holnstein wußte ganz genau, daß die Unterschrift nicht von meinem Freunde herrührte. Ich war ja auch ganz sicher, den Wechsel rechtzeitig einlösen zu können; denn zum Verfalltage hatte mir mein Freund die Summe versprochen."

„Sie vermuten, daß Holnstein den Wechsel von vornherein für gefälscht hielt?"

„Ich vermute es nicht nur, sondern ich habe die unzweideutigsten Beweise dafür. Wenige Stunden, nachdem er das Papier aus meinen Händen empfangen, beschied er mich zu sich und sagte mir's auf den Kopf zu. Ich war inzwischen bereits in den Besitz des Geldes gelangt und forderte ihn auf, mir den Wechsel gegen Zahlung zurückzugeben."

„Dazu wäre er verpflichtet gewesen. Warum hat er es nicht getan?"

„Weil es ihm von allem Anbeginn nur um eine schamlose Erpressung zu tun gewesen war. Er drohte mir, sich die Fälschung von meinem Freunde bestätigen zu lassen und sich dann sowohl an meinen Vater wie an meinen richterlichen Vorgesetzten zu wenden, wenn ich nicht sein Schweigen durch Zahlung einer Summe von dreißigtausend Mark erkaufte."

„Sie waren nicht im stande, seinem Verlangen zu willfahren?"

„Nein. Woher hätte ich einen solchen Betrag nehmen sollen?"

„Aber Holnstein hat seine Drohung auch nicht wahr gemacht?"

„Es blieb ihm keine Zeit mehr dazu, denn er starb noch in derselben Nacht."

„Er starb in derselben Nacht?"

Dem Referendar schien der seltsame Tonfall dieser

Worte nicht aufgefallen zu sein. „Ja, in derselben Nacht," wiederholte er.

Herbert Vollmar aber sah plötzlich einen feurigen Nebel vor seinen Augen auf und nieder wogen, und seine Hände drückten krampfhaft die Serviette zusammen, die noch auf seinen Knieen lag. Er mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, um sich seinem Besucher gegenüber noch weiter den Anschein der Ruhe zu geben. „Sagen Sie mir noch, Herr Referendar: wann hatten Sie mit Herrn v. Bendheim oder Holnstein, wie wir ihn ja meinetwegen nennen können, gespielt? Am Abend vor seinem Tode, wenn ich Sie recht verstanden habe?"

„Ja, am Abend vor seinem Tode."

„Und alles, was Sie mir da erzählt haben, hätte sich dann also im Laufe eines einzigen Tages abgespielt — im Laufe des Tages, der der letzte seines Lebens war?"

Paul Keilig, der das Kinn auf die silberne Krücke seines Spazierstockes gestützt hatte und mit leerem Blick vor sich hin starrte, machte eine bejahende Bewegung.

Herbert Vollmar bemühte sich, in seinem Gesicht zu lesen. Es war kein Verbrechergesicht im landläufigen Sinne, aber es war ein Antlitz, in das alle Laster ihre Spuren eingezeichnet zu haben schienen. „Wenn ich Ihnen einen Rat geben soll, müssen Sie mich zuvor ganz klar sehen lassen. Wann hatten Sie denn dem Manne Ihren Wechsel gebracht? Vermutlich doch im Laufe des Vormittags?"

„Ja. Ich hatte ihm noch am Abend vorher einen Brief geschrieben, worin ich ihn um Gewährung einer kurzen Frist für die Begleichung meiner Spielschuld ersuchte. Aber er schlug es mir rundweg ab und bestand auf sofortiger Begleichung. Es kostete mich

Mühe genug, ihn zur Annahme des Wechsels zu bewegen."

„Und dann, sagen Sie, beschied er Sie durch ein Billett in seine Wohnung. Das wäre also am Nachmittag gewesen?"

„Ja, am Nachmittag."

„Und Sie leisteten der Aufforderung Folge? Sie gingen zu ihm in die Villa Rothe? Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung — nicht wahr?"

„Wie hätte ich ruhig bleiben können einer so abgefeimten Schurkerei gegenüber?"

„Gewiß, Sie hatten alle Ursache, sich aufzuregen, und schließlich kam es sogar zu Tätlichkeiten?"

Mit einem Ruck erhob der Referendar den Kopf und starrte den Fragenden an. „Woher wissen Sie das? Wie kommen Sie darauf? Ich habe nichts Derartiges gesagt."

„Vielleicht haben Sie es nicht gesagt, aber es ist nicht sehr schwer, es zu erraten. Wie war es doch, Herr Referendar? Holnstein konnte seine Drohung nicht mehr ausführen, denn er starb noch am nämlichen Abend. Als Sie ihn verließen, da wußten Sie bereits, daß er seine Drohung nicht mehr würde ausführen können?"

Paul Keilig war leichenfahl geworden. Alle Muskeln seines mageren Gesichts schienen in zuckender Bewegung. Plötzlich warf er laut aufschluchzend die Arme über den Tisch. „Wenn ich mich doch schon verraten habe — ja, ja, es ist, wie Sie vermuten. Einem Menschen muß ich es doch gestehen, wenn ich nicht daran ersticken oder darüber verrückt werden soll. Und Sie — Sie müssen ja schweigen!"

„Sie geben zu, daß Sie ihn getötet haben?"

„Sie müssen schweigen — Sie haben mir Ihr Ehren-

wort gegeben! Sagen Sie mir noch einmal, daß Sie schweigen müssen."

„Ja, ich muß schweigen."

„So will ich Ihnen alles erzählen — ganz so, wie es gewesen ist. Ich bin kein Mörder, nein, wahrhaftig, ich bin es nicht. Aber dieser Mensch mit seinen kaltblütigen Drohungen brachte mich um den Verstand. Ich habe mich vor ihm gedemütigt wie noch nie vor einem Manne. Unter Tränen habe ich ihn angefleht, mir das Papier herauszugeben. Aber ich hätte eher einen Stein rühren können als ihn. Zuletzt wies er mir geradezu die Tür. Ich war außer mir, ohne alle Überlegung, denn ich mußte mir ja sagen, daß es nun keinen anderen Ausweg mehr für mich gab als den Tod. Trotzdem wollte ich gehen. Aber beim ersten Schritt stieß mein Fuß an einen klirrenden Gegenstand. Als ich mich bückte, ihn aufzuheben, war es ein scharf geschliffenes Dolchmesser. Ich weiß nicht, wie es über mich kam — und ich kann nicht sagen, ob ich in jenem Augenblick überhaupt eine klare Vorstellung hatte von dem, was ich tun wollte — ich erinnere mich nur noch, daß ich die Hand mit dem Messer auf meinem Rücken verbarg. Holnstein hatte sich von mir abgewendet und sah zum Fenster hinaus. Als er bemerkte, daß ich noch immer zögerte, zu gehen, drehte er sich wieder nach mir um und tat einen Schritt auf mich zu, indem er seine beleidigende Aufforderung in einem noch schärferen Tone wiederholte. Da erfaßte mich eine sinnlose Wut gegen den Elenden, der mich so grausam gepeinigt und beschimpft. Es wurde mir dunkel vor den Augen, und ich sprang auf ihn zu. Ob er einen Versuch gemacht hat, den Stoß abzuwehren, oder ob er geschrieen hat, ich kann es nicht sagen, denn ich habe nur noch eine ganz unbestimmte Erinnerung an das, was weiter

geschah. Ich sah ihn mit beiden Händen in die Luft greifen und dann langsam zu Boden sinken. Blut habe ich überhaupt nicht wahrgenommen, wohl aber eine schreckliche Veränderung auf seinem Gesicht. Wie ich ihn so gräßlich die Augen verdrehen sah, da kam mir erst zum Bewußtsein, was ich getan hatte. Es erfaßte mich eine unsinnige Angst. Ich warf das Messer fort und schlich mich aus dem Zimmer. Auf der Treppe begegnete mir niemand, wie mir auch bei meinem Kommen niemand begegnet war. Ich ging in mein Hotel und trank eine ganze Flasche Kognak, die ich auf meinem Zimmer hatte. Dann saß ich und wartete, daß man mich verhaften würde. Aber es kam niemand, und endlich schlief ich ein. Da haben Sie die ganze Geschichte meiner Tat."

„Warum haben Sie sich nicht selbst dem Gericht gestellt?"

Der Referendar sah ihn verständnislos an. „Warum ich mich nicht gestellt habe? Ja, weshalb hätte ich denn das tun sollen? Wenn man doch keinen Verdacht auf mich hatte?"

„Aber Sie wußten doch, daß eine andere Person der Tat verdächtigt worden war? Fühlten Sie denn da nicht sogleich das Bedürfnis, die Unglückliche aus ihrer schrecklichen Lage zu befreien?"

„Man kann sie doch nicht verurteilen wegen etwas, das sie nicht getan hat. Es ist doch ganz sicher, daß man sie binnen kurzem wird freilassen müssen."

„Und darauf wollen Sie es ankommen lassen? Darauf wollen Sie warten? Können Sie sich gar nicht vorstellen, welche unsägliche Pein jede Stunde der Gefangenschaft, jeder Tag, während dessen sie unter diesem falschen Verdacht steht, für die unglückliche junge Dame bedeutet? Wahrhaftig, ich begreife nicht,

wie Sie es über sich gewinnen konnten, so lange zu schweigen?"

Der Referendar war aufgesprungen. Ein furchtbares Erschrecken spiegelte sich in seinem Gesicht. „Was heißt denn das? Sie wollen mich doch nicht etwa zwingen, mich selbst anzugeben?"

„Das will ich in der Tat. Ich enthalte mich jedes Urteils über das, was Sie getan. Aber wenn Sie darauf rechnen, sich trotzdem noch einen kleinen Rest von Achtung zu erhalten, wenn noch ein Funken von Ehre in Ihnen ist, so dürfen Sie nicht einen Augenblick länger zögern, zu tun, was Sie schon längst hätten tun müssen."

„Das ist schändlich — das ist unerhört! Sie haben mein Vertrauen erschlichen, um es zu mißbrauchen. Sie haben alles aus mir herausgelockt, was ich Ihnen doch wahrhaftig nicht hätte zu sagen brauchen. Sie haben es nur getan, um mich zu verderben."

Er begann wie ein Verrückter im Zimmer umherzulaufen, und dabei sprudelten unaufhörlich die Worte von seinen Lippen.

„Aber Sie richten sich selber zu Grunde, wenn Sie etwas gegen mich unternehmen," sagte er. „Sie sind verpflichtet, zu schweigen, und Sie haben mir außerdem Ihr Ehrenwort darauf gegeben."

„Ich bin verpflichtet, zu schweigen, und ich werde nicht gegen diese Pflicht verstoßen. Sie aber werden selbst hingehen, sich dem Gericht zu stellen."

Es war, als sei dem anderen plötzlich eine gewaltige Last vom Herzen gefallen. „Vielleicht werde ich es tun. Sie müssen mir nur Zeit lassen, mit mir darüber zu Rate zu gehen. Ich muß doch auch vorher meine Angelegenheiten ordnen. Inzwischen aber werden Sie keinem Menschen etwas von meinem Geständnis verraten — nicht wahr?"

„Wie viel Zeit werden Sie zur Überlegung brauchen, ehe Sie sich auf das besonnen haben, was jedem anderen ohne Überlegung sofort klar sein würde?“

„Ich weiß nicht — vielleicht ein paar Tage, oder auch etwas mehr. Sehen Sie, es kann doch sein, daß inzwischen die Unschuld der jungen Dame auch ohne das an den Tag kommt. Wenn das der Fall ist, weshalb sollte ich mich dann noch ganz nutzlos zum Opfer bringen? Am Ende war es doch nur ein abscheuliches Reptil, das ich zertreten habe, und die menschliche Gesellschaft wird wohl darüber hinwegkommen, wenn meine Tat ungesühnt bleibt. Ich bin gestraft genug — das dürfen Sie mir glauben.“

„Und wenn Ihre Hoffnung sich nicht erfüllt? Wenn der Verdacht nicht von dem jungen Mädchen genommen wird?“

Der Referendar sah an ihm vorbei und stotterte: „Dann — dann werde ich wohl tun müssen, was Sie von mir verlangen. Aber Sie dürfen nicht versuchen, mich dazu zu zwingen, denn ich will aus freier Entschließung handeln. Wenn ich merke, daß Sie einen Druck auf mich ausüben wollen, so tue ich es sicher nicht.“

Vollmar fühlte, daß er mit seiner Kraft, sich zu beherrschen, am Ende war, aber er wollte sich diesem Menschen gegenüber nicht zu einer Übereilung hinreißen lassen. Darum entschloß er sich, der Unterredung ein Ziel zu setzen. „Wir werden morgen weiter darüber sprechen, Herr Referendar. Ich bitte um Ihre Adresse.“

„Ich bin nicht verpflichtet, sie Ihnen zu geben,“ erklärte der Referendar trotzig. „Sie dürfen nicht glauben, daß Sie mir etwa jetzt beständig auf dem Halse sitzen können. Sie müssen warten, bis ich zu einem Entschluß gekommen bin. Drängen lasse ich mich nicht,

das sage ich Ihnen noch einmal. Vergessen Sie nicht, daß Sie gar kein Mittel besitzen, mich zu zwingen, nachdem Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben haben, zu schweigen."

Er konnte die Berufung auf Vollmars Pflicht zur Verschwiegenheit augenscheinlich gar nicht oft genug wiederholen.

Unfähig, seinen widerwärtigen Anblick länger zu ertragen, winkte ihm Herbert, sich zu entfernen. „Gehen Sie. Ich verzichte auf die Angabe Ihrer Wohnung; denn Sie werden sich doch wohl nicht einreden, daß Sie im stande sein würden, sich vor mir zu verbergen, wenn ich entschlossen bin, Sie zu finden. Und ich werde Sie finden, verlassen Sie sich darauf. Wir werden morgen weiter über diese Dinge reden."

Der Referendar stand noch ein paar Sekunden lang an der Tür, offenbar gewillt, etwas besonders Nachdrückliches zu sagen. Aber es fiel ihm doch nichts anderes ein als das eine Wort, das er schon so oft wiederholt hatte: „Ihre Drohungen können mich nicht erschrecken," erklärte er, „Sie müssen ja schweigen."

Damit verließ er das Zimmer.

Siebzehntes Kapitel.

Rinckleben hatte, nachdem er sich als Dagmars Rechtsbeistand legitimiert hatte, bei dem Staatsanwalt jedes Entgegenkommen gefunden, das er sich nur immer wünschen konnte. Aber es war ihm nicht gelungen, den Glauben des Mannes an die Schuld seiner Klientin auch nur für einen einzigen Augenblick zu erschüttern. Obwohl er selbst nun schon einen ganzen Tag in rastloser Arbeit darauf verwendet hatte, sich in dem undurchdringlichen Dunkel zurechtzufinden, das über

diesem Verbrechen lag, so mußte er sich doch mit einiger Entmutigung sagen, daß seine Bemühungen bis jetzt ohne jedes Ergebnis geblieben waren.

Er hatte eine zweite Unterredung mit Dagmar gehabt, und er hatte seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten, um alles aus ihr herauszubringen, was ihm als Fingerzeig in dieser Wirrnis dienen konnte. Doch die Ausbeute war sehr gering gewesen, so gering, daß er mit einem Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit das Gefängnis verließ. Es gab in der Tat vorläufig keinen anderen Beweis für ihre Unschuld als ihre eigene Versicherung. Ihr Verhalten während der Vernehmungen, denen sie jetzt durch den Untersuchungsrichter unterworfen wurde, war sehr wenig danach angetan, dieser Versicherung Nachdruck zu verleihen. Sie gab noch immer nur zögernd und widerwillig Antwort auf die an sie gerichteten Fragen, und manchmal machte ihr Zaudern ganz den Eindruck des Schuldbewußtseins. In den eindringlichsten Worten hatte Rinckleben sie denn auch gebeten, dies Benehmen zu ändern und sich mit aller Energie gegen die belastenden Unterstellungen zu wehren. Aber ihre immer wiederholte Erwiderung: „Das ist ja nun alles ganz gleich — mag man doch mit mir tun, was man will — —“ gab ihm wenig Hoffnung darauf, daß sie in der Folge seinen Rat beherzigen würde.

In der schlechtesten Laune von der Welt war er nach dieser Unterredung in sein Hotel zurückgekehrt. Schon der Portier hatte ihm gesagt, daß in seinem Zimmer ein Herr auf ihn warte, und er war deshalb nicht überrascht, als er bei seinem Eintritt Herbert auf dem Sofa sitzen sah. Er hatte wieder eine besorgte Bemerkung über sein schlechtes Aussehen auf den Lippen, aber er erinnerte sich an die Zurückweisung, die

seine teilnehmenden Fragen gestern erfahren, und er gab sich deshalb den Anschein, es nicht zu bemerken.

Auch waren seine Gedanken jetzt viel zu sehr mit Dagmars Schicksal beschäftigt, als daß er irgendwelchen anderen Dingen eine ernstliche Teilnahme hätte zuwenden können. Der Besuch des Freundes war ihm in hohem Maße willkommen; denn sein Rat konnte ihm ja nur von Vorteil sein. Rückhaltlos schüttete er ihm sein ganzes Herz aus. Er schilderte ihm die Ergebnislosigkeit aller bisherigen Bemühungen und verschwieg ihm nicht, von welcher Sorge in Bezug auf Dagmars Schicksal er erfüllt sei.

Es fiel ihm auf, daß Herbert ihn so selten durch eine Frage oder eine Bemerkung unterbrach. Wenn er nicht so fest vom Gegenteil überzeugt gewesen wäre, würde er beinahe versucht gewesen sein, zu glauben, daß der Freund aufgehört habe, ein Interesse an Dagmars Geschick zu nehmen.

Schließlich aber konnte er sich's doch nicht versagen, ihn geradeheraus zu fragen: „Was ist das, Herbert? Weißt du mir denn gar nichts zu meiner Ermutigung zu sagen?"

„Leider nein. — Aber wenn du fertig bist, möchte ich dich wohl meinerseits etwas fragen."

„So frage doch! Ich habe nichts mehr zu berichten."

„Wie würdest du die Handlungsweise eines Rechtsanwalts beurteilen, der im Interesse einer anderen Person Gebrauch macht von Mitteilungen, die ihm unter dem Siegel der Amtsverschwiegenheit gemacht worden sind und zu deren Geheimhaltung er sich außerdem noch durch sein Wort ausdrücklich verpflichtet hat?"

„Wie ich über eine solche Handlungsweise denken würde? Sonderbare Frage! Dieser Rechtsanwalt müßte wahrhaftig ein sehr trauriger Geselle sein."

„Er würde die Verachtung eines jeden anständigen Menschen verdienen?"

„Aber das ist doch selbstverständlich. Darüber können wir wohl unmöglich verschiedener Meinung sein."

„Wir sind es auch nicht, Rudolf. Es war mir nur von Wert, mir's von dir bestätigen zu lassen. Denn, von dem Allgemeinen auf das Besondere zu kommen: Nehmen wir einmal an, es wären durch die vertraulichen Mitteilungen eines dritten zufällig gewisse Dinge zu meiner Kenntnis gelangt, deren Preisgabe danach angetan wäre, Dagmars Schuldlosigkeit zu erweisen —"

Mit einem Satz war Rinckleben an seiner Seite und faßte ihn an der Brust. „Mensch, war es so gemeint? Ist das wahr? Du weißt etwas, das sie entlasten könnte? Und du willst dich vielleicht gar besinnen, Gebrauch davon zu machen?"

„Ich habe es unter dem Siegel der Berufsverschwiegenheit erfahren, Rudolf — und ich hatte überdies zuvor mein Wort gegeben, zu schweigen. Sagst du nicht selbst, daß es ein trauriger und verächtlicher Geselle sein müßte, der ein solches Geheimnis verriete?"

„Ach, das ist ja alles Unsinn! Es kommt natürlich immer auf den besonderen Fall an. Wenn es sich um die Ehre eines unschuldig verdächtigten Menschen handelt, kann man sich schon einmal über einige Gewissensbedenken hinwegsetzen."

„Es überrascht mich, solche Worte aus deinem Munde zu hören. Prüfe dich doch einmal selbst, und dann sage mir, was du tun würdest, wenn du dich an meiner Stelle befändest."

„Was ich tun würde? — Von allen Dächern würde ich es schreien, den Teufel würde ich mich darum kümmern, ob ich damit meine Berufspflicht verletze

oder nicht! Wenn es sich darum handelt, sie von diesem entsetzlichen Verdacht zu befreien, ihr ihren ehrlichen Namen wiederzugeben — es gibt nichts, das ich nicht dafür tun würde — nichts, sage ich dir — nichts!"

Seine Aufregung verriet, was er unter anderen Umständen gewiß ängstlich als ein Geheimnis gehütet haben würde.

Herbert preßte für einen Moment die Lippen zusammen, dann, als ihre Blicke sich begegneten, sagte er leise: „Steht es so? Für sie also würdest du deine Ehre opfern? Nur für sie?"

Vielleicht geschah es Rudolf v. Rinckleben zum ersten Male, daß er vor dem Blick eines anderen die Augen niederschlug. Er suchte nach einer Antwort, aber er brachte nur ein paar zusammenhanglose Worte heraus, bis er plötzlich mit energischem Entschluß die Befangenheit wieder von sich abschüttelte.

„Aber das sind ja Torheiten!" rief er. „Es handelt sich doch nicht darum, was ich für sie tun würde, sondern was du unter allen Umständen tun mußt, Herbert!"

„So bist du also jetzt von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt? Es ist noch nicht lange her, daß ich dich ganz anders sprechen hörte."

„Ach was, damals urteilte ich eben nur nach dem, was ich von den anderen gehört hatte. Laß uns nicht noch einmal von der Hauptsache abschweifen, Herbert! Du kennst den Namen des Mörders?"

„Ich kenne ihn."

„Und du gehst wirklich mit der Absicht um, ihn zu verschweigen?"

„Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, ihn zu einer Selbstbezichtigung zu bewegen. Das ist alles, was ich tun darf."

„Und wenn — wenn ich mich dem Untersuchungs-

richter gegenüber der Mitteilung bediente, die du mir soeben gemacht, wenn ich ihn aufforderte, dich als Zeugen zu laden?"

„Dann würde ich unter Berufung auf meine Amtspflicht das Zeugnis verweigern."

„Auch wenn es Dagmars Verderben wäre? Denn daran, daß dieser Mörder sich selbst stellen wird, wenn er deiner Verschwiegenheit sicher sein kann, glaubst du doch selbst nicht. Und ich sage dir, daß man sie verurteilen wird, selbst wenn ich sie mit Engelszungen verteidigen könnte. Es gibt nur eine Möglichkeit, sie zu retten — das ist die Entdeckung des Schuldigen."

Herbert war aufgestanden. Er hatte beide Hände an die Schläfen gedrückt, und in seinen Augen war etwas Wirres, das Rinckleben erschreckte. „Verzeih," sagte er mühsam, „ich kann jetzt nicht weiter darüber reden. Die Gedanken wollen mir entfliehen. Ich brauche eine Stunde Ruhe."

„Ich sagte dir doch schon gestern, daß du krank bist. Soll ich dich in dein Hotel begleiten?"

„Nein, nein, so schlimm ist es nicht, und ich bitte dich auch, heute nicht mehr nach mir zu sehen. Es würde ja auch zu nichts führen, wenn wir noch weiter darüber sprächen. Vielleicht war es eine Torheit, daß ich dir überhaupt eine Andeutung darüber machte, aber es war mir, als ob mir in diesem Kampfe nachgerade das Unterscheidungsvermögen abhanden gekommen wäre zwischen dem, was recht und was unrecht ist. Ich glaubte, es bei dir wiederzufinden, denn ich hatte ein so grenzenloses Vertrauen in deine unbestechliche Ehrenhaftigkeit."

Rudolf war erschüttert von dem tiefen Schmerz, der in der Stimme seines Freundes zitterte. Er trat neben ihn und legte den Arm um seine Schultern.

„Ich kann ja das alles recht gut begreifen. Es muß eine entsetzliche Lage sein, in der du dich befindest. Aber wie heißt unser höchstes Gebot? Gerechtigkeit über alles! Über alles, Herbert, auch über die Ehre des einzelnen."

Herbert nickte. „Sei versichert, Rudolf, daß ich alles bedacht habe, aber ich kann zu keinem Entschlusse kommen. Es ist nicht so leicht, in einem Augenblick alles über den Haufen zu werfen und zu vernichten, was man während eines ganzen Menschenlebens aufgebaut hat. Vielleicht wenn ich jetzt noch einmal mit mir zu Rate gehe, werde ich den rechten Weg finden."

Rinckleben machte keinen Versuch mehr, ihn zurückzuhalten. Er kannte seinen Freund zur Genüge, um zu wissen, daß durch Überredung nicht auf ihn zu wirken sei. Aber das Herz war ihm sehr schwer, denn er wußte auch, daß das Leben dieses Mannes haltlos zusammenbrechen werde in demselben Augenblick, wo ihm das stolze Bewußtsein seiner makellosen Rechtschaffenheit verloren gegangen war.

— — — — — — — — — — — —

Es war um die Zeit der Abenddämmerung, als Herbert sich in dem Hotel einfand, das er ohne große Mühe als die Wohnung des Referendars Keilig ermittelt hatte. Er erfuhr, daß der Gesuchte auf seinem Zimmer sei, und schickte einen Kellner hinauf, ihn anzumelden. Da er aber auf eine Abweisung gefaßt war, folgte er ihm auf dem Fuße nach und stand zur peinlichen Überraschung des Referendars schon auf der Schwelle der offenen Tür, als Keilig eben dem Kellner zurief, daß er für niemand zu sprechen sei.

„Ich denke, daß Sie mit mir eine Ausnahme machen werden, Herr Referendar," sagte er, indem er ohne weiteres eintrat und sich in einen Stuhl am Tische niederließ.

Der junge Mensch, der dumpf grübelnd in der Sofaecke gehockt hatte, nahm in der neuerwachenden Herzensangst seine Zuflucht zu einem unhöflich barschen Ton. „Aber ich habe Ihnen doch ausdrücklich verboten, mich zu drängen. Ich sage Ihnen noch einmal, daß Sie auf diese Weise gewiß nichts erreichen werden."

„Sie haben mir nichts zu verbieten, junger Mann! Und ich warne Sie, sich in eine falsche Sicherheit zu wiegen."

„Soll das eine Drohung sein? Sie wollen damit andeuten, daß Sie mich trotz Ihrer Schweigepflicht denunzieren könnten?"

„Ich drohe nicht, denn ich erwarte von Ihrer Mannhaftigkeit noch immer, daß Sie selbst zu einem befreienden Entschluß gelangen werden."

„Das wird ja auch geschehen. Aber warum muß es durchaus heute oder morgen sein? Bis es zu einer Gerichtsverhandlung gegen das junge Mädchen kommen könnte, müssen noch Wochen oder Monate vergehen, und inzwischen wird doch ohne jeden Zweifel ihre Schuldlosigkeit ans Licht kommen. Schließlich bin ich ja auch bereit, sie in irgend einer Form für die erlittenen Unbequemlichkeiten zu entschädigen."

Abwehrend erhob Herbert die Hand, und in seinen Augen war ein Aufblitzen des Zornes, das den anderen erschreckte. „Kein Wort mehr von dieser Art — oder Sie laufen Gefahr, daß ich mich vergesse. Und damit Sie mir nicht noch einmal von einer Entschädigung sprechen, die Sie Fräulein Dagmar Holnstein für die unverschuldete Schmach dieser Untersuchungshaft anbieten wollen, damit Sie überhaupt wissen, mit wem Sie es in mir zu tun haben, will ich Ihnen sagen, daß Fräulein Holnstein bis vor wenigen Tagen meine Braut gewesen ist, und daß ich gesonnen bin, mich ihrer

Interessen anzunehmen, wie wenn sie es noch immer wäre."

Totenblaß war der Referendar in die Polster des Sofas zurückgesunken. Es war, als ob ein aufzuckender Blitzstrahl grell das vor ihm liegende Dunkel erleuchtet und den Schleier zerrissen hätte, der ihm bis jetzt über seiner Zukunft gelegen. Er hatte im Lichte dieses Blitzes etwas gesehen wie eine Kerkerzelle und wie das Blitzen eines Henkerbeiles.

Wenn der Mann da vor ihm das Mädchen liebte, das er mit einem einzigen Worte befreien und rechtfertigen konnte, wie durfte er sich dann irgendwelche Hoffnung auf seine Verschwiegenheit machen!

All sein Trotz und seine hochfahrende Zuversicht waren mit einem Male dahin, und nichts war geblieben als die klägliche Verzweiflung eines um sein armseliges Dasein zitternden Menschen. Er wagte es nicht mehr, sich auf die Schweigepflicht des Rechtsanwalts und auf das verpfändete Ehrenwort zu berufen, er nahm vielmehr seine Zuflucht jetzt zu jammerndem Flehen. Schluchzend und mit gerungenen Händen beschwor er Herbert, ihm wenigstens eine kurze Frist für seine Entschließung zu gewähren.

„Geben Sie mir eine Woche," bat er, „oder wenigstens ein paar Tage. Es kann doch inzwischen ein Wunder geschehen. Und wenn es nicht geschieht, so werde ich inzwischen wenigstens Zeit gefunden haben, mich auf das Entsetzliche vorzubereiten. Geben Sie mir zwei Tage — Sie können nicht die Grausamkeit haben, sie mir zu verweigern."

Es war nicht Mitleid, was Herbert bei dem Schauspiel des sich in Todesängsten vor ihm Windenden empfand, sondern nur ein Gefühl des Ekels, das ihm bis in die Kehle emporstieg. „Gut," sagte er, „ich

will Ihnen zwei Tage Zeit lassen. Aber ich rate Ihnen dringend, sich dann zu einem Entschlusse aufzuraffen. Ich rate es Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, denn Sie würden Ihre Lage nur verschlechtern, wenn Sie es mir oder irgend einem Zufall überlassen, Ihre Schuld ans Licht zu bringen."

Es war zweifelhaft, ob Keilig von seinen letzten Worten mehr gehört und verstanden hatte, als daß ihm die erbetene Galgenfrist gewährt worden sei. „Während dieser zwei Tage werden Sie nichts unternehmen? Sie schwören mir, daß Sie nichts unternehmen werden?"

„Ich schwöre Ihnen gar nichts," sagte Herbert, der sich schon zum Gehen gewandt hatte. „Damit, daß ich Ihnen diese Überlegungsfrist gewährte, ist doch schon hinlänglich gesagt, daß Sie bis zu ihrem Ablauf nichts von mir zu fürchten haben."

Achtzehntes Kapitel.

Mit dem leeren Blick eines Verrückten starrte Paul Keilig auf die Tür, durch welche sich der Rechtsanwalt entfernt hatte. So war denn jede Hoffnung auf Rettung dahin! Seitdem er den Grund von Herbert Vollmars Interesse für Dagmar kannte, hegte er keinen Zweifel mehr, daß der Rechtsanwalt ihn verraten würde. Was sollte ihm die kurze Galgenfrist von zwei Tagen frommen, die er sich in seiner Todesangst erbettelt hatte? Er hatte bis zu diesem Augenblick bei dem Gedanken an das unschuldig leidende junge Mädchen sein Gewissen damit zu betäuben gesucht, daß er sich sagte, man könne sie doch unmöglich für eine Tat verurteilen, die sie nicht begangen. Stündlich hatte er erwartet, die Kunde von ihrer Freilassung zu vernehmen.

Erst aus Vollmars Munde hatte er jetzt erfahren, wie verzweifelt es mit ihrer Sache stand.

Daß man innerhalb dieser zwei Tage zu der Überzeugung ihrer Schuldlosigkeit gelangen sollte, ohne daß der wirkliche Täter entdeckt wurde, war ihm so wenig wahrscheinlich, daß er nicht den Mut hatte, sich an diese schwache Hoffnung zu klammern. Die Dinge würden vielmehr nach Ablauf der Frist genau so liegen wie in diesem Augenblick. Er würde noch einmal wie jetzt vor die fürchterliche Wahl gestellt sein, sich entweder selbst des Totschlags zu bezichtigen oder sich von dem Manne, der sein Geständnis empfangen hatte, dem Gerichte überliefern zu lassen.

Eiskalt überlief es seinen Körper bei der Vorstellung des Gräßlichen, das ihn alsdann erwartete. Mit greifbarer Deutlichkeit sah er die Kerkerzelle vor sich, die ihn aufnehmen würde, den Schwurgerichtssaal, in welchem er die traurige Rolle des Helden eines Sensationsprozesses würde spielen müssen, und in seiner gemarterten Seele schrie es auf: „Nein, nein! Lieber ein Ende mit Schrecken als dies!“

Der Gedanke an einen Selbstmord hatte ihn ja seit dem Augenblick seiner unseligen Tat fast unausgesetzt beschäftigt. Er hatte alle ihm bekannten Arten eines freiwilligen Todes an seinem Geiste vorüberziehen lassen, um sich für die leichteste und schmerzloseste zu entscheiden, aber er war zu keinem Entschluß gekommen. Welches Mittel auch immer er wählen mochte, sein verpfuschtes Dasein zu enden, immer haftete dem Bilde, das seine aufgeregte Phantasie ihm von jenen letzten Augenblicken malte, so viel Grausiges und Furchterregendes an, daß er in unüberwindlicher Feigheit als vor etwas Unmöglichem davor zurückschauderte. Aber schließlich — es mußte doch sein! Seitdem das Ge-

heimnis nicht mehr ihm allein gehörte, gab es ja gar keinen anderen Weg mehr als diesen. Vielleicht, wenn er die Geister des Alkohols zu Hilfe rief, würde er auch den Mut finden, es zu vollbringen.

Er klingelte nach dem Kellner und ließ sich die Weinkarte bringen. Der junge Mensch machte ein höchst verwundertes Gesicht, als er den Auftrag erhielt, eine Flasche Champagner und eine Flasche alten Burgunder auf das Zimmer des Referendars zu bringen.

„Erwartet der Herr Referendar Besuch?“ konnte er sich nicht enthalten zu fragen. „Soll ich gleich mehrere Gläser bringen?“

Aber er erhielt eine unmutig verneinende Antwort und leistete nun stillschweigend dem empfangenen Auftrag Folge.

Den Widerwillen, der ihm beim ersten Schluck angewandelt hatte, gewaltsam überwindend, stürzte Keilig das zusammengemischte feurige Getränk hinab. Der erhoffte Rausch stellte sich bald genug ein, aber er brachte ihm nicht das erwartete Vergessen, sondern nur eine bis ins Unerträgliche gesteigerte Qual. Schauerliche Halluzinationen begannen ihn unter dem Einfluß des Weines zu peinigen, und er mußte endlich zu einer großen Dosis des Schlafpulvers greifen, an das sein zerrütteter Körper schon seit langem gewöhnt war, um sich dieser Folter zu entziehen.

Ein paar Stunden lang lag er in bleischwerem Schlummer, dann aber begannen die gewaltsam aufgestachelten Nerven aufs neue ihr grausames Spiel, indem sie ihm die entsetzlichsten Traumbilder vorgaukelten. In einem Zeitraum von Minuten durchlebte er die ganze Tortur der Untersuchung und der öffentlichen Verhandlung, die natürlich mit seiner Verurteilung endete — mit seiner Verurteilung zum Tode. Er emp-

fand alle Schrecknisse der Todesangst, er sah sich in der Armesünderzelle und heulte jammernd um sein junges Leben. Dann hörte er den Schlüssel des Wärters im Türschloß knirschen. Er sah die Männer eintreten, die ihn zu seinem letzten Gange abholen wollten, den Gefängnisdirektor und den Geistlichen in seinem schwarzen Ornat, ganz so, wie er sie vor einigen Monaten bei einer Hinrichtung gesehen hatte, der er als Protokollführer hatte beiwohnen müssen. Er klammerte sich an seiner Bettstatt fest und flehte, man möge ihm nur noch einen einzigen Tag, nur noch eine einzige Stunde Aufschub gewähren. Aber er fühlte sich von starken Händen emporgerissen und hinausgeschleift über den langen dunklen Gang bis in den grauen düsteren Zuchthaushof, den er von jenem grauenhaften Schauspiel her noch so gut im Gedächtnis behalten hatte.

Er sah in verschwimmenden Umrissen die kleine Versammlung von Zuschauern, sah den grünverhangenen Tisch, vor dem der Staatsanwalt stand mit dem Todesurteil in der Hand — und sah mit unsagbarem Entsetzen die beiden hochragenden Balken der Guillotine, neben denen sich undeutlich die Gestalten des Scharfrichters und seiner Gehilfen abhoben.

Eine Qual, der kein anderer körperlicher oder seelischer Schmerz sich vergleichen läßt, zerfleischte seine Brust. Noch einmal nahm er alle seine Kraft zusammen, um sich gegen das Fürchterliche zu sträuben. Er riß sich von seinen Begleitern los und suchte zu entfliehen, aber in derselben Sekunde schon fühlte er sich von einem halben Dutzend eiserner Fäuste ergriffen und fortgeschleppt, die Stufen der kleinen Bühne empor, auf der das Fallbeil errichtet war. In der namenlosen Verzweiflung der letzten gräßlichen Todesangst schrie er noch einmal gellend auf — und dieser Schrei

aus seinem eigenen Munde klang ihm noch im Ohre nach, als er erwachte.

Er war in Schweiß gebadet, und sein Herz hämmerte so ungestüm, daß er zu sterben glaubte. Am ganzen Leibe zitternd, richtete er sich auf und starrte durch das offene Fenster in den dämmernden Morgen hinaus. Eine geraume Weile verging, ehe er Klarheit in seine Gedanken gebracht hatte und ehe er im stande war, Wirklichkeit und Einbildung mit voller Deutlichkeit voneinander zu scheiden.

Daß es nur ein Traum gewesen war, was er soeben durchlebt hatte, und daß man ihn nicht zum Tode verurteilen würde, bereitete ihm vorübergehend ein unbeschreiblich köstliches Gefühl der Erleichterung, aber zugleich wurde es ihm zur Gewißheit, daß er niemals fähig sein würde, freiwillig aus dem Leben zu gehen. Jetzt erst hatte er ja erfahren, was Todesangst sei. Tausendmal eher wollte er jede Schmach, jede Demütigung auf sich nehmen, als daß er diese Qual aus freiem Entschlusse noch einmal über sich heraufbeschwor.

Die körperliche Erschlaffung, die sich jetzt als natürliche Reaktion nach dem Rausche einstellte, brachte ihm endlich eine Ruhe des Geistes, wie sie ihm seit seiner Tat noch keinen Augenblick zur Verfügung gestanden hatte. Er fing an, kaltblütig zu überlegen. Auf Herbert Vollmars Verschwiegenheit konnte er nicht auf die Dauer rechnen, an ein Wunder, das Dagmars Unschuld ohne sein Zutun ans Licht bringen würde, wagte er nicht zu glauben. Aber er hatte ja zwei Tage Zeit. Herbert Vollmar würde diese Frist einhalten, dessen glaubte er sich gewiß. Wenn er sich sogleich auf die Flucht machte, konnte er in diesen zwei Tagen recht wohl einen gewaltigen Vorsprung vor seinen Verfolgern gewinnen.

Er war ja glücklicherweise nicht mittellos. Die sechstausend Mark, die Cordes ihm zur Begleichung seiner Spielschuld gegeben, befanden sich noch in seinem Besitz. War das auch nur eine geringfügige Summe für jemand, der sich irgendwo in der Fremde ein neues Leben zimmern muß, so war es doch jedenfalls genug, um ihn über den Ozean zu bringen. Ob er später das Leben eines Tagelöhners führen oder sein Brot vor den Türen erbetteln müsse, galt ihm in diesem Augenblick völlig gleich. Wenn er nur vor dem Zuchthause bewahrt blieb und wenn er sich nur nicht länger mit dem schrecklichen Gedanken des Selbstmordes zu beschäftigen brauchte!

Aber von Hamburg oder Bremen aus durfte er natürlich nicht fahren, dort würde man ihn ja zuerst suchen, und es war wenig wahrscheinlich, daß es ihm gelingen würde, sich in jenen Häfen unentdeckt auf einen Passagierdampfer zu schmuggeln. Er dachte erst an einen der holländischen Hafenplätze; aber dann entschied er sich für Genua, wo er sich früher einmal aus Anlaß einer Vergnügungsreise ein paar Tage lang aufgehalten. Die italienischen Behörden waren vielleicht nicht so streng in der Überwachung der Auswanderer wie die deutschen, und wenn er mit einiger Vorsicht darauf bedacht war, jede Spur hinter sich zu verwischen, wer sollte dann auf die Vermutung kommen, daß er sich gerade nach Genua gewandt habe? Wohl dachte er an seinen Vater und an alles das, was er nun für immer aufgab, aber diese Vorstellungen vermochten ihn nicht mehr wankend zu machen in seinem Entschluß. Das alles war für ihn ja schon verloren gewesen in dem Augenblick, da er in sinnloser Verzweiflung die Todeswaffe gegen seinen Peiniger erhoben. Einen Zustand wie den jetzigen vermochte er jedenfalls nicht

länger zu ertragen. Schlimmer wie in diesem Augenblick konnte ja seine Lage gar nicht mehr werden. Warum also sollte er es nicht mit dem letzten Auskunftsmittel versuchen!

Mit einer Umsicht und Bedachtsamkeit, die in seltsamem Widerspruch stand mit seinem ruhelosen, zerfahrenen Wesen während der letzten Tage, traf er unverzüglich seine Vorbereitungen. Er sagte sich, daß es vor allem darauf ankomme, hier keinen Verdacht zu erregen. Deshalb verzichtete er darauf, irgend etwas von seinem Gepäck mitzunehmen. Als er nach eingenommenem Frühstück die Treppe hinabging, sagte er dem ihm begegnenden Kellner, daß er einen Ausflug nach der Roten Klippe zu machen beabsichtige. Und dann, als ob es ihm eben erst eingefallen sei, fügte er hinzu: „Sollte ich da Gesellschaft finden, so ist es nicht unmöglich, daß ich über Nacht ausbleibe."

Dann ging er zum Landungssteg hinab, von dem, wie er wußte, das Dampfschiff nach dem Festlande heute schon ungewöhnlich früh abfahren sollte. Er sah zu seiner Genugtuung unter den Passagieren kein bekanntes Gesicht. Als sich nach einer kleinen Weile das Schiff in Bewegung setzte, als die Häuser des Badeortes immer kleiner wurden, und zuletzt auch die Hügelkette der Dünen in einem Nebelstreifen verschwand, hob sich seine Brust in einem Gefühl der Erleichterung, wie wenn seine Flucht bereits gelungen wäre.

Ohne jeden störenden Zwischenfall kam er in Berlin an, das er als erstes Reiseziel gewählt hatte, weil er der Meinung war, dort am besten und unauffälligsten die nötigen Vorbereitungen für seine Weiterreise treffen zu können. Er stieg in einem Hotel zweiten Ranges ab, wo er sicher war, daß ihn niemand kannte, schrieb sich unter dem ersten besten Namen, der ihm eben ein-

fiel, in das Fremdenbuch ein und begab sich dann sogleich zur Ruhe, da er sich nach den Strapazen des Tages zum Tode ermüdet fühlte.

Diesmal fand er wirklich den ersehnten Schlummer, und er hatte sich seit langem nicht so frisch und kräftig gefühlt, als da er am nächsten Morgen erwachte. Die Zuversicht auf Errettung aber, die ihn gestern erfüllt hatte, wollte heute nicht mehr recht standhalten. Die Furcht, daß Herbert Vollmar seine Flucht entdeckt und ihm die Polizei auf den Hals gehetzt haben könnte, beunruhigte ihn von Minute zu Minute stärker. Es kostete ihn Überwindung, sich aus seinem Gasthofzimmer herauszuwagen. Er glaubte die Blicke des Wirtes mißtrauisch auf sich gerichtet zu fühlen, während er seine kleine Rechnung bezahlte. Als er dann auf die Straße hinaustrat, ließ ihm der Anblick des ersten uniformierten Schutzmannes, der seinen Weg kreuzte, ein Erschauern über den Rücken rieseln. Er hatte seine Reise in Berlin unterbrochen, weil er hier die Verwandlung mit sich vornehmen wollte, die ihn im Falle einer Verfolgung für die Hafenbehörden unkenntlich machen sollte; denn er würde ja natürlich nicht unter seinem Namen fahren und nicht als ein Mann der höheren Stände, sondern in irgend einer Verkleidung als gewöhnlicher Arbeiter oder dergleichen.

Aber er hatte sich die Verwandlung leichter vorgestellt, als sie sich erwies. Es gab ja in der ärmeren Stadtgegend, in die er seine Schritte gelenkt, der Trödelgeschäfte und Kleiderhandlungen genug, in denen er ohne weiteres gefunden hätte, was er suchte, aber es fehlte ihm an Mut, in einen dieser Läden einzutreten. In seinem eleganten Strandanzug hätte er, wie er meinte, den Verkäufern sogleich verdächtig werden müssen, wenn er mit seinen Wünschen herauskam.

Dann machte er eine Wahrnehmung, die seine Herzensangst plötzlich wieder bis ins Ungemessene steigerte.

Ein ziemlich schäbig aussehender Mensch mit starkem blonden Schnurrbart und stechenden Augen hatte es ganz unverkennbar darauf abgesehen, jeden seiner Schritte zu belauern. Als der Referendar den unangenehmen Blick des Menschen zum ersten Male auf sich gerichtet gesehen hatte, hatte er nur geglaubt, durch seine für diese Gegend etwas auffällige Kleidung die Aufmerksamkeit des Mannes erregt zu haben. Aber als er ihn dann beständig hinter sich sah, obwohl er doch absichtlich ganz planlos durch die Straßen schlenderte, regte sich ein beklemmender Argwohn in seinem Herzen.

Wenn es ein Geheimpolizist war, der den Auftrag hatte, ihn zu verhaften! Er wußte ja, daß diese Leute sich oft in den sonderbarsten Verkleidungen bewegen. Der Mann war vielleicht seiner Sache nur noch nicht ganz gewiß, er wollte vielleicht nur warten, bis er ihn auf einer Handlung ertappte, die an seinen Fluchtabsichten keinen Zweifel ließ.

Die Beharrlichkeit des Verfolgers machte für den Referendar die Vermutung bald zur Gewißheit, und mit einem Male kam es über ihn wie der Mut der Verzweiflung. Wenn es sich wirklich so verhielt, wie er argwöhnte, warum sollte er dann noch lange mit sich spielen lassen? Diese unsinnige Angst vor dem, was in der nächsten Minute geschehen würde, brachte ihn sonst um den Verstand.

So wandte er sich, als der andere eben wieder dicht hinter ihm war, kurz entschlossen um und herrschte ihn an: „Was wünschen Sie eigentlich von mir? Warum laufen Sie beständig hinter mir drein?“

Er war darauf gefaßt, daß der Angeredete sogleich mit beiden Händen zupacken und ihn für verhaftet erklären würde.

Aber statt dessen verzog sich dessen Gesicht zu einem breiten, gutmütigen Grinsen, und er sagte: „Seien Sie nur gemütlich, Herr Doktor! Ich wollte bloß herauskriegen, ob Sie es wirklich sind. Es kam mir so vor, als ob Sie was suchten. Wenn ich Ihnen vielleicht behilflich sein kann — — Sie werden mich doch wohl noch kennen?“

Jetzt glaubte Paul Keilig in der Tat etwas Bekanntes in dem Gesicht des Menschen zu entdecken, aber er wußte doch nicht, welchen Platz er ihm in seinen Erinnerungen zuweisen sollte. „Es ist mir allerdings, als hätte ich Sie schon gesehen, aber ich kann mich nicht gleich besinnen, wo es gewesen ist.“

„Na ja, der Herr Doktor haben wohl mit sehr vielen Menschen zu tun. Ich heiße Eichler, und der Herr Doktor hat mich verteidigt. Der Herr Rechtsanwalt Steinitz hatte Sie als seinen Vertreter in die Verhandlung geschickt. Ich konnte schon damit zufrieden sein, denn Sie haben die Sache ja so fein gedreht, daß ich richtig freigesprochen wurde.“

„Ah, jetzt entsinne ich mich. Es war eine Sache wegen Fälschung amtlicher Schriftstücke, nicht wahr? Sie waren angeklagt, einen Handel mit selbstgefertigten Legitimationspapieren getrieben zu haben.“

„Ganz recht, Herr Doktor,“ bestätigte Eichler, und der Mund unter dem struppigen Schnurrbart zog sich noch mehr in die Breite. „Es hätte mir schlecht gehen können, wenn Sie die beiden Belastungszeugen nicht so konfus gemacht hätten. Meine Freunde, die im Zuschauerraum waren, meinten nachher auch, Sie hätten Ihre Sache großartig gemacht.“

Im ersten Moment hatte der Referendar nur den Wunsch gehabt, sich so schnell als möglich von der kompromittierenden Gesellschaft seines ehemaligen Klienten zu befreien, dann aber schoß ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, der ihm selbst im Lichte einer wahrhaft genialen Eingebung erschien.

Ohne Rücksicht darauf, ob diese Vertraulichkeit irgend jemands Verwunderung errege, faßte er den anderen am Arm. „Jawohl, ich habe Ihnen damals einen großen Dienst erwiesen, Eichler, ohne mich wären Sie unfehlbar ins Zuchthaus gewandert. Wollen Sie mir jetzt Ihre Dankbarkeit beweisen?“

„Wenn's möglich ist, Herr Doktor, gewiß. Unsereiner kann ja nicht viel bezahlen, aber wenn's auf andere Weise gutgemacht werden kann, lassen wir uns gewiß nicht lumpen.“

„Können Sie mir ein paar Legitimationspapiere verschaffen, mit deren Hilfe ich nach Amerika komme? Ich habe nämlich ein Duell gehabt, das leider unglücklich ausgegangen ist, und ich habe keine Lust, mich zwei Jahre auf die Festung schicken zu lassen. Darum möchte ich fort.“

Herr Eichler schien in die Richtigkeit seiner Mitteilung nicht den mindesten Zweifel zu setzen. „Das kann ich Ihnen nicht verdenken, Herr Doktor. Wissen Sie auch, daß ich mir so etwas Ähnliches gedacht hatte, als ich Sie vor jedem Kleiderladen stehen bleiben sah? Sie möchten sich so 'n bißchen unkenntlich machen, nicht wahr?“

„Auch das, aber die Papiere sind die Hauptsache. Sie befassen sich doch wohl noch mit dem Geschäft?“

„Na — und ob! Jeder bleibt doch gern bei dem, was er mal gelernt hat. Aber Sie wollen mich doch nicht etwa 'reinlegen, Herr Doktor?“

„Was fällt Ihnen ein! Ich würde Ihnen im Gegenteil Ihre Arbeit sehr gut bezahlen.“

„O, darauf kommt es nicht an. Eine Hand wäscht die andere, Herr Doktor. Sind Sie mir gefällig gewesen, warum soll ich Ihnen nicht wieder gefällig sein! Aber es trifft sich schlecht. Ich habe in diesem Augenblick nichts auf Lager — wenigstens nichts, was für Sie passen würde. Sie werden sich schon gedulden müssen.“

„Das ist unmöglich. Zeit habe ich nicht. Sie müssen mir die Dokumente sofort beschaffen, Eichler!“

Der andere dachte nach, aber er zuckte dann doch wieder bedauernd die Achseln. „Es wird sich wirklich nicht machen lassen, Herr Doktor. Bis morgen früh müssen Sie unter allen Umständen warten. Dann werde ich Ihnen einen Heimatschein und einen Militärpaß auf den Namen des Schneidergesellen Emil Fischer besorgen. Es macht Ihnen doch nichts aus, als einfacher Schneidergeselle nach Amerika zu gehen?“

„Nein, es ist mir gerade recht so. Aber ich fürchte, bis morgen ist es zu spät. Wenn die — die — Duellgeschichte erst einmal herauskommt, wird man natürlich auch gleich hinter mir her sein.“

„Na, wenn's weiter nichts ist, dafür werden wir schon Rat schaffen. Wenn es Ihnen nicht zu armselig ist, will ich Sie in ein Quartier bringen, wo kein Mensch Sie suchen soll. Da können Sie denn auch in aller Gemütsruhe Ihre feine Kluft mit einem Anzug vertauschen, wie er besser für einen Schneidergesellen paßt. Wenn Sie wollen, will ich Ihnen das alles besorgen.“

Keilig war geradezu gerührt von der Hilfsbereitschaft seines alten Bekannten. Die wahnwitzige Angst, die er während der letzten Tage ausgestanden, hatte ihn völlig unempfindlich gemacht für das Schmachvolle

und Entwürdigende einer Gemeinschaft mit diesem notorischen Verbrecher. Er fühlte für den Mann vielmehr eine Dankbarkeit und eine Zuneigung, wie er sie noch für keinen seiner Freunde empfunden. Ohne jede Regung des Argwohns hinsichtlich der Lauterkeit seiner Absichten vertraute er sich seiner Führung an.

Neunzehntes Kapitel.

Während des ganzen Tages hatte Herbert nichts von seinem Freund Rinckleben gehört. Er durfte sich nicht darüber wundern, denn er mußte ja nach seinen letzten Äußerungen annehmen, daß Dagmar inzwischen nach dem Landgerichtsgefängnis überführt worden sei, und er hielt es für selbstverständlich, daß Rudolf ihr dahin gefolgt war.

Es waren fürchterliche vierundzwanzig Stunden gewesen, die er durchlebt hatte, denn zu den körperlichen Schmerzen, die sich beständig steigerten, und zu der physischen Erschöpfung, gegen die er nur noch mit äußerster Energie anzukämpfen vermochte, gesellten sich die Qualen eines seelischen Zwiespaltes, wie er grausamer eines Menschen Herz kaum heimzusuchen vermag.

Auf den moralischen Mut des Referendars durfte er nach allem, was er von ihm gehört hatte, nur geringe Hoffnung setzen. Er sah voraus, daß ihm schließlich kein anderer Weg übrig bleiben würde, Dagmar zu retten, als der, auf dem er seine menschliche und seine Berufsehre preisgeben mußte. Er war entschlossen, im äußersten Falle diesen Weg zu gehen, aber er gab sich keinen Augenblick einer Täuschung darüber hin, daß er damit zugleich sein eigenes Schicksal besiegelte. Denn als ein Anwalt, der seine vornehmste Pflicht

verletzt, als ein Mann, der sein Ehrenwort gebrochen, würde er ja fortan außerhalb der Gemeinschaft der anständigen Leute gestanden haben. Daß er aber als ein Ausgestoßener, als ein von seinem eigenen Gewissen Verdammter nicht weiterleben könne, war ihm vollkommen klar.

Es war nicht feige Furcht, was ihn bei dem Gedanken an die unvermeidlichen Folgen eines Vertrauensbruches erschauern ließ. Das Leben hatte für ihn in diesem Augenblick einen so geringen Wert, er empfand es vielmehr als eine so drückende Last, daß er ein Aufhören dieser Pein nur wie eine Erlösung begrüßen konnte. Aber die Vorstellung eines Selbstmordes war für ihn immer so eng mit dem Begriff des Schimpflichen verknüpft gewesen, daß er nicht an die Befreiung dachte, sondern nur an die Schmach.

Und dann gab es auch noch etwas anderes, das ihn peinigte. Er war irre geworden an seinem Urteil über Dagmars Verfehlung gegen ihn. Seitdem Rinckleben ihm so unzweideutig verraten hatte, welcher Art seine Empfindungen für Dagmar seien, wußte er ja an dem eifersüchtigen Schmerz, der in seinem Herzen gewühlt hatte, wie tief die Liebe zu ihr noch immer darin wurzelte. Er hatte es aufgegeben, sich gegen diese Erkenntnis zu sträuben, wie er es unter Aufbietung all seines männlichen Stolzes anfänglich getan, er hatte sich vielmehr mit einer Art von wollüstiger Grausamkeit gegen sich selbst alles ins Gedächtnis zurückzurufen gesucht, was sein kurzer Liebestraum ihm an glückseligen Augenblicken gebracht hatte. Und wie dabei das Bild des geliebten Mädchens in all seiner Holdseligkeit vor ihm gestanden, da war nicht nur sein Groll gegen sie mehr und mehr verstummt, sondern er war auch wankend geworden in der Überzeugung, daß dies alles

nur ein herzloses Spiel gewesen sein sollte. So schändlich konnten diese Augen, diese Lippen nicht gelogen haben, solcher Verstellung war kein menschliches Wesen fähig! Der Gedanke, daß sie selbst das Opfer eines Betruges gewesen sein könnte gleich ihm, bohrte sich immer quälender in sein schmerzendes Gehirn. Vielleicht hatte sie gar nichts von jenem Testament gewußt; daß sie ihm den wirklichen Namen ihres Stiefvaters verschwiegen, hatte vielleicht eine ganz andere, harmlose Ursache gehabt, über die sie ihn möglicherweise in wenig Worten hätte aufklären können.

Aber wenn es so war, hatte er ja überhaupt kein Recht, sie anzuklagen. Wenn es so war, lag alles Unrecht bei ihm, und ihr freiwilliger Verzicht auf die Einlösung seines Versprechens war nicht eine Handlung schnöder Selbstsucht, sondern eine edle und hochherzige Entsagung gewesen.

Zwischen Glauben und Zweifel beständig hin und her geworfen und unfähig, zu einer klaren Vorstellung der Dinge zu gelangen, hatte Herbert einen über alle Beschreibung peinvollen Tag verlebt. Inbrünstig sehnte er das Ende der zweitägigen Frist herbei, die er sich durch die flehentlichen Bitten des Referendars hatte abringen lassen, denn von Zeit zu Zeit, wenn es sich vorübergehend wie ein Schleier über sein Bewußtsein legte, erfaßte ihn eine entsetzliche Angst, daß er ernstlich erkranken könnte, ehe diese Frist abgelaufen war. Einmal dachte er sogar daran, einen Bericht über Paul Keiligs Geständnis niederzuschreiben, damit man denselben bei ihm fände, aber er brachte die Absicht nicht zur Ausführung, weil sie ihm als eine unzulässige Umgehung des gegebenen Versprechens erschien, und weil er, dem es bisher noch immer gelungen war, seinen Körper unter die Herrschaft seines Willens zu zwingen,

auch diesmal nicht an ein Unterliegen seiner Energie zu glauben vermochte.

Am Morgen des zweiten Tages trat Rudolf v. Rinckleben in sein Zimmer. Er sah finster aus, und seine Haltung war steif und gemessen wie die eines Fremden. Ohne ihm die Hand zu reichen, begrüßte er den Freund. Der Aufforderung, sich zu setzen, leistete er nicht Folge.

„Ich komme eben von Dagmar,“ sagte er. „Ihre Sache steht nicht gut.“

„Hat sich irgend etwas ereignet, sie zu verschlechtern?“

„Nicht gerade das, aber es zeigt sich noch immer keine Spur, die zur Ermittlung des Täters führen könnte. Der Untersuchungsrichter ist, ebenso wie der Staatsanwalt, felsenfest von ihrer Schuld überzeugt. Man hält sie für so vollständig überführt, daß man mit dem Gedanken umgeht, die Voruntersuchung schon in den nächsten Tagen zu schließen und das Hauptverfahren einzuleiten. Es ist hohe Zeit, daß ein Wunder geschieht, um sie zu retten.“

Herbert hörte aus jedem seiner Worte deutlich den Klang des Vorwurfs. Er wußte ja, daß Rinckleben ihn im Besitz des Mittels glaubte, dieses Wunder herbeizuführen, und er konnte nicht daran zweifeln, daß er nur in der Absicht gekommen war, ihn dazu zu veranlassen.

Noch aber war der Augenblick nicht gekommen, da er sprechen durfte, und so blickte er stumm vor sich hin.

Eine kleine Weile verhielt sich Rinckleben abwartend, dann aber trat er auf ihn zu und erfaßte ihn mit einer ungestümen Bewegung an beiden Schultern. „Was für ein Mensch bist du, Herbert? Du bist im stande,

ihr Martyrium zu enden, und du kannst noch immer zögern, es zu tun?"

„Ich darf nicht anders, ich habe dir ja gesagt, weshalb ich nicht anders darf. Du würdest genau so handeln, wenn du dich an meiner Stelle befändest."

Der andere ließ ihn los und durchmaß mit starken Schritten das Zimmer. „Nein, nein," brach er endlich aus, „ich würde es nicht tun, denn ich bilde mir nicht ein, mehr als ein Mensch zu sein. Schließlich könnte es doch höchstens das Leben kosten. Und für die Ehre des Mädchens, das er liebt, opfert ein rechtschaffener Mann unbedenklich sein Leben."

Das Wort, das ja nur eine Bestätigung dessen war, was er sich selbst gesagt hatte, wirkte seltsam befreiend auf Herbert. Er stand auf und legte die Hand auf den Arm des Freundes. „Ja, du hast recht — es kann nicht mehr kosten als das Leben. Vielleicht wirst du mir eines Tages wieder die Freundlichkeit erweisen, mich unter die Leute zu rechnen, die du soeben die Rechtschaffenen genannt hast."

Betroffen und fragend sah ihn Rinckleben an. „Was willst du damit sagen, Herbert? Du nimmst das doch hoffentlich nicht buchstäblich."

„Ich nehme es so, wie wir es wohl beide meinen. Noch einmal also: Dagmars Sache steht schlecht?"

„So schlecht als möglich. Sie trägt unglücklicherweise durch ihr eigenes Verhalten noch immer dazu bei, den Verdacht zu verstärken. Ich bin allen Ernstes darauf gefaßt, daß sie eines Tages rund heraus erklären wird, sie hätte es getan, nur um sich eine lange Gefängnisstrafe zu sichern. Ihre Furcht vor der Rückkehr ins Leben ist unüberwindlich."

„Es wird deiner Liebe hoffentlich gelingen, sie zu überwinden."

Rinckleben trat einen Schritt zurück. Er war rot geworden wie ein Mädchen. „Meiner Liebe?“

„Warum willst du zu leugnen versuchen, was du mir doch vorgestern so unzweideutig verraten hast? — Du siehst ja, daß ich dabei ganz ruhig bin. Es wird uns, wie ich hoffe, nicht trennen.“

„Schließlich hättest du ja auch kaum ein Recht, mir Vorwürfe zu machen, denn es bestehen keine Beziehungen mehr zwischen Dagmar und dir. Ich weiß es aus ihrem Munde wie aus dem deinigen. Aber du kannst im übrigen unbesorgt sein. Welcher Art auch meine Gefühle für Dagmar sein mögen, darauf, daß sie selbst nicht mehr als eine sehr laue Freundschaft für mich empfindet, kannst du dich verlassen. Es hat überhaupt den Anschein, als sei ihr Herz für jede wärmere Empfindung abgestorben.“

Herbert hatte sich wieder am Tische niedergelassen. Die Wendung, welche das Gespräch genommen, schien den peinlichen Druck noch gesteigert zu haben, der über ihnen lag. Hier war eine Wunde, an die nicht weiter gerührt werden durfte, wenn die unzarte Berührung nicht einen Paroxysmus des Schmerzes auslösen sollte.

Sie schwiegen lange. Dann kam Rinckleben eigensinnig auf den Zweck seines Besuches zurück.

„Wenn sie morgen vor die Geschworenen gestellt würde, wäre ihre Verurteilung gewiß,“ sagte er finster. „Auch sind keine Aussichten vorhanden, daß die Dinge in einigen Wochen anders liegen werden als heute.“

„Sie werden anders liegen — verlaß dich darauf, Rudolf! Gedulde dich nur noch einen einzigen Tag, dann wirst du mit mir zufrieden sein, selbst wenn du gleichzeitig aufhören mußt, mich zu achten.“

Rinckleben erfaßte mit beiden Händen seine Rechte. „Was du tust, um sie zu retten, wird dir niemals

meine Achtung kosten. Und wenn die ganze Welt dich verdammen würde, ich würde dir doch bis an mein Lebensende dafür danken."

„Wo würde dich morgen eine Nachricht von mir erreichen? — Du gedenkst doch vorläufig noch in Dagmars Nähe zu bleiben?"

„Solange die Voruntersuchung nicht geschlossen ist, jedenfalls! Ich gedachte mit dem Abendschiff zurückzukehren."

„Wohl. — Du bist nicht böse, wenn ich dich bitte, mich jetzt zu entschuldigen, nicht wahr?"

Rinckleben griff sofort nach seinem Hute. „Vielleicht bringst du mir deine Neuigkeiten selbst," sagte er, sich verabschiedend. „Wenn sie von guter Art sind, müßte es doch, wie ich meine, eine sehr glückliche Stunde für uns beide sein können."

Herbert drückte ihm mit einem wehmütigen Lächeln die Hand.

— — — — — — — — — — — —

Von einer unwiderstehlichen Unruhe getrieben, hatte sich Herbert eine Stunde später in das von dem Referendar bewohnte Hotel begeben. Vielleicht konnte er doch Dagmars Befreiung beschleunigen, indem er ihm noch einmal ins Gewissen zu reden versuchte.

Aber es war eine niederschmetternde Neuigkeit, die ihn erwartete. Der Portier, den er ersucht hatte, ihn bei Keilig anzumelden, zuckte bedauernd die Achseln. Der Herr Referendar ist schon seit gestern fort, und wir vermuten, daß er unter Zurücklassung seines Gepäcks nach dem Festlande abgereist ist."

Herbert hatte die Empfindung, als ob ihm jemand einen Schlag vor die Stirn versetzt hätte. Er zweifelte keinen Augenblick an der Richtigkeit dieser Vermutung. Wenn ihm auch Keiligs offenbar ganz kopflose Flucht

als eine unbegreifliche Torheit erschien, so preßte ihm doch der Gedanke, daß es dem Burschen gelingen könnte, sich in Sicherheit zu bringen, mit einer Empfindung schmerzlichster Angst das Herz zusammen, denn er besaß ja keinerlei greifbare Beweise für seine Schuld, es war nicht einmal gewiß, daß man in Anbetracht seiner früheren Beziehungen zu Dagmar seiner Erzählung von dem Geständnis des Referendars Glauben schenken würde, ganz abgesehen davon, daß von einer Beweiskraft seiner Erzählung kaum die Rede sein konnte. Die Flucht Keiligs schien ja auch schon durch die Furcht vor einer Entdeckung der Wechselfälschung hinlänglich begründet, ohne daß man ihn deshalb auch für den Mörder Bendheims zu halten brauchte. Jedenfalls bedeutete diese unerwartete Wendung eine Verzögerung in Dagmars Erlösung aus dem schmachvollen Zustande, dem sie nun schon seit mehreren Tagen unterworfen war.

Aber vielleicht handelte es sich nicht um eine Flucht nach dem Festlande, sondern um eine Flucht aus dem Leben. Das war natürlich noch tausendmal schlimmer, falls der Elende allen seinen früheren Schändlichkeiten auch noch die Nichtswürdigkeit hinzugefügt hätte, ohne Hinterlassung eines schriftlichen Schuldbekenntnisses den letzten verhängnisvollen Schritt zu tun.

„Hat der Herr Referendar etwas für mich hinterlassen?“

„Nein, mein Herr. Er sagte, daß er einen Ausflug nach der Roten Klippe machen und vielleicht über Nacht fortbleiben würde. Im Laufe des Tages kamen aber dann zwei dringende Telegramme für ihn an, und da wir meinten, daß es sich doch wohl um etwas sehr Wichtiges handeln müsse, schickten wir einen Boten mit den Depeschen nach der Roten Klippe. Aber dort war der Referendar gar nicht gewesen. Es gibt ja

nur ein einziges Gasthaus an der Klippe, und er wäre ohne Zweifel dort eingekehrt. Schließlich hörten wir dann auch noch, daß er am Morgen mit dem Dampfer nach dem Festlande abgefahren sein soll. Einer von unseren Hausdienern behauptet, ihn ganz deutlich erkannt zu haben."

„Und die Depeschen? Hat jemand von ihrem Inhalt Kenntnis genommen?"

„Das zweite Telegramm war offen. Es war von dem Vater des Herrn Referendars und enthielt die Aufforderung, er solle unverzüglich nach Hause kommen."

„So hat er sich vielleicht aus eigenem Antriebe schon vor Eingang der Depeschen dahin begeben. Wissen Sie, wo der Vater des Herrn Keilig lebt?"

„In Hartenstein, mein Herr; ich glaube, es liegt im Sächsischen."

„Jawohl, dort gibt es eine Stadt dieses Namens. Irgendwelche weiteren Mitteilungen vermögen Sie mir nicht zu machen? Sie sind vor allem ganz sicher, daß der Herr Referendar keinen Brief oder dergleichen hinterlassen hat?"

Der Portier rief der größeren Vorsicht halber den Geschäftsführer des Hotels herbei, aber auch dieser konnte keine andere Auskunft geben, als Herbert sie bereits empfangen hatte.

Jedenfalls gab es für ihn nun keinen Zweifel mehr, daß Keilig die zweitägige Frist nur verlangt hatte, um sich aus dem Staube machen zu können, und daß er sich von dem Burschen schmählich hatte überlisten lassen.

Einen Augenblick dachte er daran, unverzüglich Anzeige gegen den Flüchtling zu erstatten. Aber dasselbe fein ausgebildete Ehrgefühl, das ihm während der letzten zwei Tage zu einer Quelle so vieler Zwiespältigkeiten und Seelenqualen geworden war, hielt ihn ab,

diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Noch war die Frist, die er dem anderen bewilligt hatte, ja nicht abgelaufen, und daß jener sein Vertrauen getäuscht hatte, berechtigte ihn seiner Meinung nach noch nicht, ihm auf gleiche Weise zu vergelten.

Aber er durfte keinenfalls untätig bleiben. Wenn ihm auch das gegebene Wort verbot, schon jetzt die Behörden auf die Spur des Flüchtigen zu hetzen, so war es ihm doch nicht versagt, selbst diese Spur zu suchen. Die Telegramme aus Hartenstein mochten ihm dabei als ein Fingerzeig dienen, denn er hielt es für wahrscheinlich, daß Keilig sich zunächst in seine Heimat gewandt hatte, um dort die Mittel für eine weitere Flucht zu erlangen.

So war sein Entschluß schnell gefaßt. Mit dem Augenblick, wo der Schuldige den Badeort verlassen hatte, gab es hier auch für ihn nichts mehr zu tun. Rasch ordnete er seine Rechnung im Hotel und ließ seine Sachen, die fertig gepackt dastanden, nach der Dampfschiffsbrücke bringen. Mit wenigen Zeilen nur benachrichtigte er Rinckleben, daß er ihn morgen nicht erwarten möge, da er genötigt gewesen sei, in einer dringenden Angelegenheit abzureisen. Den Zweck und das Ziel seiner Reise nannte er ihm nicht.

Als er über den schmalen Landungssteg auf das Schiff ging, hatte er wieder einen jener Schwindelanfälle, von denen er seit dem Beginn dieser unerträglichen Kopfschmerzen schon wiederholt heimgesucht worden war. Er wankte und wäre wahrscheinlich zu Boden gefallen, wenn nicht einer der Matrosen rechtzeitig zugegriffen und ihn aufrecht gehalten hätte. Der Anfall ging zwar rasch vorüber, aber er hinterließ Herbert einen dumpfen Druck im Gehirn, der ihn von Viertelstunde zu Viertelstunde peinlicher belästigte und es ihm

fast unmöglich machte, seine Gedanken dauernd auf einen Gegenstand zu richten.

Die Eisenbahnfahrt nach Berlin, wo er nur wenige Stunden zu verweilen gedachte, wurde ihm unter diesen Umständen zu einer wahren Folter. Es entging ihm auch nicht, daß die Mitreisenden ihn teils mitleidig, teils mit jener nur halbverhehlten Scheu betrachteten, die ein Kranker fremden Personen einzuflößen pflegt. Bei der Ankunft auf dem Berliner Bahnhof fragte ihn der Schaffner geradezu, ob er vielleicht einen Arzt holen lassen solle. Herbert verneinte, obwohl er jetzt in der Tat nicht länger daran zweifeln konnte, daß er ernstlich krank sei. Ein heftiges Fieber jagte in seinen Pulsen, und er nahm das, was um ihn her vorging, nur noch ganz undeutlich und in einem chaotischen Gemisch mit allerlei Unwirklichem wahr.

Davon, wie er mit Hilfe des Gepäckträgers in die Droschke gelangt war, hatte er kaum noch irgend welches Bewußtsein. Ein paar Minuten lang sah er wohl noch die Straßenlaternen an den regennassen Wagenfenstern vorübertanzen, dann aber breitete sich ein dichter schwärzlicher Nebel über die ihn umgebende Welt. Es war ihm, als ob ihm jemand glühende Eisen durch die Augen ins Gehirn bohre. Er wollte aufschreien, wollte den Peiniger von sich abwehren, aber seine Glieder waren gelähmt, und er brachte keinen Laut über die Lippen.

Als der Kutscher vor dem Hause hielt, das ihm als Ziel der Fahrt bezeichnet worden war, wunderte er sich, daß sein Fahrgast keine Anstalten machte, auszusteigen. Er klopfte mit dem Peitschenstiel gegen das Fenster, und als diese zarte Mahnung ohne Erfolg blieb, entschloß er sich, von seinem Bock herabzuklettern und selbst die Droschke zu öffnen.

Da erkannte er nun freilich, weshalb sich der Passagier so still verhalten hatte. Leichenblaß und mit geschlossenen Augen lehnte er in den Polstern, so daß der erschrockene Kutscher nicht anders meinte, als er sei unterwegs gestorben.

Er alarmierte den Portier des Hauses, damit er ihm über die Person des Toten oder Schwerkranken Auskunft gebe. Der Mann erkannte denn auch auf den ersten Blick den von ihm sehr hoch verehrten Rechtsanwalt aus dem ersten Stock.

Nun waren sogleich eine Menge hilfsbereiter Hände zur Stelle, und eine Viertelstunde später lag der Bewußtlose in den Kissen seines Bettes. Auch ein im nämlichen Hause wohnender Arzt war innerhalb weniger Minuten erschienen und gab nach kurzer Untersuchung der Haushälterin, die ihn in großer Angst um seine Meinung befragte, nicht undeutlich zu verstehen, daß man gut tun würde, etwaige Angehörige Vollmars so schnell als möglich zu benachrichtigen, wenn sie nicht zu spät kommen sollten.

Zwanzigstes Kapitel.

Der dankbare Eichler hatte sein Versprechen rechtschaffen erfüllt, und Paul Keilig hatte gegründete Veranlassung, den Zufall zu segnen, der diesen früheren Klienten gerade zur rechten Zeit in seinen Weg geführt hatte.

Zwar hatte das Quartier, das er dessen Empfehlung verdankte, recht wenig Ähnlichkeit mit einem Hotel ersten Ranges, und die Gesellschaft, die der Referendar sich dort gefallen lassen mußte, war von einer Art, wie er sie bisher nur hinter den Schranken der Anklagebank kennen gelernt hatte. Sein ehemaliger

Klient aber erfreute sich unverkennbar eines gewissen Ansehens bei den zweifelhaften Elementen, mit denen Keilig das niedere schmutzige Gastzimmer der elenden Kneipe teilen mußte. Daß der neue Ankömmling offensichtlich unter Eichlers Schutz stand, veranlaßte die Leute zu einer gewissen Zurückhaltung in ihrem Benehmen gegen den jungen Mann.

Trotzdem begrüßte es der Referendar wie eine Erlösung, als ihm der Wirt mitteilte, es sei ein Zimmer für ihn zurechtgemacht. Wenn sich dies Zimmer bei näherem Zusehen auch als eine höchst armselige, unsaubere und kaum mit dem Notwendigsten ausgestattete Kammer erwies, so schien ihm die Einsamkeit der mit zerfetzten Tapeten bedeckten vier Wände der rohen Gesellschaft im Gastzimmer doch bei weitem vorzuziehen.

Aber er hatte nicht damit gerechnet, daß es volle vierundzwanzig Stunden waren, die er hier verbringen sollte. Und wieder mußte er die grausame Wahrheit des Wortes an sich erfahren, das er Herbert Vollmar gegenüber gebraucht hatte, um ihn zum Mitleid zu bewegen.

Ja, er war schon jetzt schwer genug bestraft, selbst wenn er dem irdischen Richter entging. Dieser endlose Tag in der elenden Kammer war tausendmal schlimmer als ein Tag in der Gefangenzelle, denn er hatte nichts, womit er sich beschäftigen, nichts, womit er die schrecklichen Gedanken betäuben konnte, die ihn unablässig peinigten. Auf die Straße wagte er sich in seinem eleganten Anzuge nicht mehr hinaus, denn es war ihm nachgerade zur fixen Idee geworden, daß man ihn bereits verfolge, in das Gastzimmer aber mochte er ebensowenig wieder gehen. Unter den Leuten, deren Bekanntschaft er da gemacht hatte, waren Kerle mit wahren Galgenphysiognomien gewesen, mit Gesichtern, von denen er wußte, daß sie ihm als Schreckgespenster in

seinen Träumen erscheinen würden. Auch zu dem alten Betäubungsmittel, das ihm während der letzten Tage wenigstens für kurze Zeit Vergessen gebracht hatte, konnte er hier seine Zuflucht nicht nehmen, denn Burgunder und Champagner befanden sich nicht in den Kellern dieses Hauses, und er konnte sich derartige Getränke nicht von anderswoher holen lassen, wenn er nicht gefährliches Aufsehen erregen wollte. Der ekle Geschmack des Branntweins aber, von dem er vorhin ein Glas hinabgestürzt hatte, um einem seiner neuen Bekannten Bescheid zu tun, brannte ihm noch immer in der Kehle.

So verrannen ihm mit unerträglicher Langsamkeit die Stunden dieses ersten Tages seiner Flucht. Er versuchte zu schlafen, aber die Unreinlichkeit und der widerwärtige Geruch der mit grobem gewürfeltem Stoff überzogenen Bettkissen scheuchten ihn wieder von dem Lager empor, auch wollte er sich sein geringes Schlafbedürfnis für die Nacht aufsparen, für diese schreckliche Nacht, vor der er schon jetzt ein herzbeklemmendes Grausen empfand.

Gegen Abend erschien der wackere Eichler mit einem Bündel von Kleidungsstücken, die zu beschaffen ihm, wie er sagte, einige Schwierigkeiten gemacht hatte. Es war ein gebrauchter und ziemlich abgenutzter Anzug, wie selbst ein armer Schneidergeselle ihn wohl nur in den Tagen großer Not tragen mochte. Wieder mußte der verwöhnte Referendar eine Anwandlung des Ekels überwinden, ehe er sich entschloß, seinen eleganten Anzug mit diesen Kleidern zu vertauschen, aber er hatte ja keine Wahl und mußte seinem neuen Freunde im Gegenteil noch dafür dankbar sein, daß er die schlechtesten und schäbigsten Garderobenstücke für ihn ausgewählt hatte, die er hatte auftreiben können.

„Die Papiere bringe ich Ihnen morgen früh," sagte Eichler. „Es ist sehr schade, daß wir uns nicht früher getroffen haben, da hatte ich noch verschiedenes auf Lager. Aber das Zeug geht weg wie warme Semmeln. Ich liefere eben grundsätzlich keine Pfuscharbeit, sondern nur wirklich brauchbare Sachen. Ein Legitimationspapier von mir kann man getrost jeder Behörde vorlegen."

Der Künstlerstolz des Mannes mochte zwar etwas Beruhigendes für Paul Keilig haben, aber er hätte doch sehnlich gewünscht, daß der ehrenwerte Herr Eichler etwas weniger langsam und umständlich gewesen wäre, denn nur die Verzögerung in der Beschaffung seiner Papiere trug ja die Schuld daran, daß er noch bis zum nächsten Morgen unter dem Dache dieser Spelunke bleiben mußte.

Die Nacht verlief ganz so gräßlich, wie er es gefürchtet hatte. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sich in das schmutzige Bett zu legen, und so saß er bis zum Morgengrauen auf dem harten Holzstuhl, der neben dem wackligen Tische fast das einzige Möbel in der Kammer war. Der wüste Lärm, der von unten zu ihm heraufdrang, bewahrte ihn hinlänglich vor der Versuchung, sich in die Gesellschaft seiner Hausgenossen zurückzuflüchten.

Als die Dämmerung des jungen Tages endlich grau und fahl über den Dächern emporkroch, fühlte er sich zu Tode ermattet und an allen Gliedern zerschlagen, als hätte er die ungeheuerlichsten körperlichen Strapazen zu bestehen gehabt. Zudem peinigte ihn die Furcht, daß sein ehemaliger Klient doch vielleicht nicht Wort halten und ihn im Stiche lassen könnte.

Aber er hatte dem Redlichen unrecht getan. Schon in früher Stunde fand dieser sich ein und legte mit un-

verkennbarem Stolz die so heiß ersehnten Papiere vor ihm auf den Tisch. Es waren, wie er es versprochen hatte, ein Heimatschein und ein Militärpaß, beide auf den Namen des Schneidergesellen Emil Fischer aus Halle lautend, und beide von einer äußeren Beschaffenheit, die selbst in dem mißtrauischsten Gemüt kaum einen Zweifel an ihre Echtheit aufsteigen lassen konnte. Zerdrückt und schmutzig, mit durchgestoßenen Bruchfalten und ausgefransten Rändern, schienen sie ein sehr bewegtes Dasein in den Taschen eines wandernden Handwerksburschen geführt zu haben; die Stempelabdrücke waren so scharf, die Namensunterschriften so unleserlich, wie es nur immer auf den echtesten amtlichen Schriftstücken der Fall sein konnte.

„Was bin ich Ihnen dafür schuldig, Eichler?" fragte der Referendar. „Sie haben mir wirklich einen großen Dienst erwiesen."

Aber der Treffliche wollte durchaus nichts von einer Belohnung wissen. Er schien die geleistete Gefälligkeit wirklich nur als Honorar für die erfolgreiche Verteidigung anzusehen. Erst nach langem Sträuben entschloß er sich, den Hundertmarkschein anzunehmen, den Paul Keilig ihm zugeschoben hatte. Vielleicht war es etwas unvorsichtig gewesen, daß der Flüchtling ihn den ganzen Inhalt seiner Brieftasche hatte sehen lassen, aber wie hätte der Referendar dazu kommen sollen, irgend ein Mißtrauen gegen diesen Dankbaren zu hegen, der ihm so aufopfernd und uneigennützig seinen Beistand lieh.

„Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit, Herr Doktor. Wenn ich Ihnen raten soll, so gehen Sie vorher in eine Wirtschaft, um etwas Ordentliches zu frühstücken. Sie sehen ganz erbärmlich aus, und was Sie hier bekommen würden, ist am Ende nur gut für Leute, die daran gewöhnt sind."

Der Rat war sicherlich gut gemeint, aber Paul Keilig hatte nicht den Mut, ihn zu befolgen. Selbst in dieser Verkleidung fühlte er sich hier in Berlin, wo er so viele Bekannte hatte, nicht sicher genug, um sich ohne die zwingendste Not unter Menschen zu bewegen. Er versuchte also etwas von der Zichorienbrühe hinunterzugießen, die man ihm vorsetzte. Nachdem er dann den unverschämt hohen Betrag bezahlt hatte, den der Wirt ihm für Wohnung und Beköstigung abforderte, machte er sich auf den Weg nach dem Anhalter Bahnhofe, indem er beständig darauf bedacht war, die stillsten und verkehrlosesten Straßen zu wählen.

Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, als er an dem Schutzmann am Bahnhofsportal vorbeiging. Aber der Beamte streifte ihn nur mit einem gleichgültigen Blick. Er hatte also in seinem Äußeren nichts Verdächtiges gefunden, und der Referendar fühlte dadurch seinen Mut wieder etwas belebt.

Um so heftiger war sein Erschrecken, als er sich, gerade wie er am Fahrkartenschalter ein Billett dritter Klasse nach Zürich verlangte, ziemlich derb an der Schulter berührt fühlte.

„Du kannst für mich auch ein Billett nehmen,“ hörte er eine unangenehm heisere Stimme sagen. „Lege es nur vorläufig aus, unterwegs können wir ja dann miteinander abrechnen.“

Keilig war beim ersten Wort hastig herumgefahren und hatte in dem Sprechenden sofort einen der widerwärtigen Gesellen erkannt, mit denen er gestern in dem Gastzimmer der Kneipe zusammen gewesen war. Es war ein überlanger, magerer Bursche von unbestimmbarem Alter. Alles Niedrige und Gemeine, das sich in dem Charakter eines Menschen einnisten kann, schien sich in dem bartlosen, fleckigen Gesicht mit der

langen Hakennase und den dünnen blutlosen Lippen zu spiegeln. Sein Organ war das eines Gewohnheitstrinkers, und beim Anblick seiner riesenhaften Hände mußte Paul Keilig unwillkürlich denken, daß dies so recht die Hände eines Totschlägers seien. Die Vorstellung, daß er jetzt vielleicht stundenlang auf die Gesellschaft dieses unheimlichen Menschen angewiesen sein sollte, erfüllte ihn mit einem Gefühl unerträglichen Grauens.

Aber er tat trotzdem mechanisch, was der andere von ihm verlangt hatte, statt der einen Fahrkarte, die er soeben gefordert hatte, löste er deren zwei.

Ohne ein Wort des Dankes nahm der andere sie entgegen. „Wir wollen im Wartesaal noch einen kleinen genehmigen," sagte er, „und ich möchte mir auch meinen Tröster füllen lassen. Wenn man so 'ne weite Reise vorhat, muß man auch dafür sorgen, daß einem unterwegs die Zeit nicht lang wird."

Der Referendar war der Verzweiflung nahe, aber er hatte nicht den Mut, sich dem Willen seines neuen Gefährten zu widersetzen. Er folgte ihm wirklich an den Schenktisch im Wartesaal und bezahlte ohne Widerspruch sowohl die beiden Schnäpse, die der andere bestellt hatte, als die ansehnliche Menge Branntwein, mit der er sich eine große flache Flasche füllen ließ. Dann gingen sie auf den Bahnsteig hinaus, und der Lange mit der Hakennase hielt Umschau nach einem seinen Wünschen entsprechenden Abteil.

„Hier wollen wir einsteigen," sagte er nach einigem Suchen. „Es sind zwar schon ein paar Plätze belegt, aber ich will uns die Leute bald vom Halse schaffen. Auf so was verstehe ich mich ausgezeichnet, mußt du wissen."

Er verstand sich in der Tat darauf, das sollte der

Referendar bald genug erfahren. Die fürchterlich duftenden Zigarren, mit deren beizendem Rauch er das Abteil erfüllte, sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, sein rüpelhaftes Benehmen und die Art seiner Unterhaltung, die Paul Keilig immer aufs neue die Röte ins Gesicht steigen ließ, hatten binnen kürzester Zeit zuwege gebracht, was er hatte erreichen wollen. Schon auf der nächsten Station beeilten sich die übrigen Fahrgäste, das Wagenabteil zu verlassen, und der schreckliche Reisegefährte, von dessen Persönlichkeit der Referendar noch immer nichts anderes wußte, als daß er Anton hieß, konnte sich in seiner ganzen Länge auf eine der Sitzbänke strecken.

„So — nun wird's gemütlich," sagte er, „nun können wir auch eine bessere Sorte rauchen und in aller Gemütsruhe eines trinken."

Er reichte Paul Keilig die Flasche, und als er sah, daß der junge Mann zögerte, sie an die Lippen zu setzen, schlug er ein höhnisches Gelächter auf.

„Nur nicht so zimperlich, mein Junge, meinst wohl noch immer, etwas Besseres zu sein wie unsereins? Da bist du aber auf dem Holzwege, sage ich dir. Gleiche Brüder — gleiche Kappen. Wer sich mit mir gut stehen will, darf mir nicht so hochmütig kommen wie du."

Und Paul Keilig trank, nicht bloß dies eine Mal, sondern so oft, als ihm der andere die Flasche anbot. Anfangs tat er es mit unsäglichem Widerwillen, nur aus Furcht vor den stechenden Augen, die, wie er meinte, mit unheimlich drohendem Ausdruck auf ihn gerichtet waren — nach und nach aber mit wachsendem Wohlgefallen an der belebenden und ermutigenden Wirkung des feurigen Getränks, das seinen leeren Magen mit einem behaglichen Wärmegefühl erfüllte und die grauenhafte

Angst beschwichtigte, die ihn im Beginn der Fahrt oft wie im Fieber hatte erschauern lassen.

Der unwillkommene Kamerad zeigte sich jetzt nicht mehr sonderlich gesprächig. Er lag rauchend auf seiner Bank, pfiff gelegentlich die Melodie eines Gassenhauers vor sich hin und raffte sich nur dann zu irgend einer unflätigen Bemerkung auf, wenn auf einer Station jemand Miene machte, zu ihnen einzusteigen.

Gegen Mittag lud er den Referendar großmütig zum Essen im Wartesaal einer größeren Station ein. Aber obwohl Paul Keilig seit länger als vierundzwanzig Stunden nichts Ordentliches mehr gegessen hatte, brachte er doch kaum einen Bissen über die Lippen. Der andere dagegen aß mit vortrefflichem Appetit, bestellte nach beendetem Mahle ein Dutzend guter Zigarren und ließ sich auch den bis auf den letzten Tropfen geleerten „Tröster" aufs neue füllen, diesmal nicht wie in Berlin mit einem verhältnismäßig harmlosen Schnaps, sondern mit altem Kirschgeist, den er am Büfett probiert und für ein halbwegs menschenwürdiges Getränk erklärt hatte. Während er dem widrigen Gebaren des schrecklichen Reisegenossen mit ohnmächtigem Zorn zugesehen, hatte der Referendar in seinem vom Branntwein erhitzten Gehirn allerlei tollkühne Pläne gewälzt, wie er sich von dem abscheulichen Menschen befreien könnte. Als das erste Signal zum Einsteigen gegeben wurde, machte er ihm dann auch wirklich den Vorschlag, sich von ihm zu trennen.

„Das Reisen zu zweien ist zu gefährlich," meinte er, „Sie können sich wohl denken, daß ich Veranlassung habe, eine Berührung mit den Behörden zu fürchten. Und schließlich könnten ja auch Ihnen Unannehmlichkeiten daraus erwachsen."

Mit einem pfiffigen Augenzwinkern hatte ihn der

andere von der Seite angesehen. „Das heißt, du möchtest mich gerne los sein, mein Junge. Aber so haben wir nicht gewettet. Ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß wir gemeinschaftliche Sache machen, und dabei bleibt's. Ich mache mir nicht viel daraus, wenn es am Ende schief gehen sollte."

„Aber Sie sehen doch, daß Sie mich zur Verzweiflung bringen mit Ihrer entsetzlichen Aufdringlichkeit," brach Keilig aus. „Was für ein Interesse haben Sie denn daran, mich so zu peinigen? Sagen Sie mir, was ich Ihnen dafür geben soll, daß Sie mich meines Weges allein weiterziehen lassen. Sind Sie mit dreihundert Mark zufrieden?"

„Nicht für dreitausend. Ich habe dir ja gesagt, daß man's mit mir verdirbt, wenn man mir hochmütig kommt. Aber es ist höchste Zeit, daß wir wieder einsteigen, und der Kellner wartet auf sein Geld. Du kannst es ja einstweilen auslegen."

Da mußte der Referendar wohl die Hoffnung aufgeben, den unheimlichen Reisegefährten abschütteln zu können, und er ergab sich mit stumpfer Resignation in sein Geschick.

Als ihm der Genosse, den der kleine Zwischenfall nicht sonderlich erzürnt zu haben schien, nach einer Weile wieder seine Flasche anbot, wies er sie nicht zurück und tat einen so langen Zug, daß Anton ihm lachend Beifall zollte.

„So ist's recht, mein Sohn! Mit der Zeit wirst du dich schon machen!"

Etwa zwei Stunden waren sie gefahren, als Paul Keilig sich von einer unwiderstehlichen Müdigkeit ergriffen fühlte. Die mißhandelte Natur forderte endlich ihre Rechte, und der starke Branntwein, der ihn vorübergehend aufgereizt hatte, fing nun an, sein Gehirn

zu umnebeln. Er hatte sich zwar vorgenommen, munter zu bleiben, aber es war ein ganz aussichtsloser Kampf, den er noch zehn Minuten lang gegen die lähmende Ermattung in Kopf und Gliedern führte. Immer wieder sank ihm das Kinn auf die Brust herab, und immer kürzer wurden die Zwischenräume, während deren er sich noch zu einer Art von Halbwachen aufzuraffen vermochte. —

Als er an der schweizerischen Grenze durch die Zollrevision geweckt wurde, brannte an der Decke des Abteils bereits die Lampe. Er mußte also mehrere Stunden fest geschlafen haben. Eine geraume Weile verging, ehe er begriffen hatte, wo er sich befand und wie er hierher gekommen war. Sein erster klarer Gedanke war die Erkenntnis, daß sein schrecklicher Reisegefährte ihn verlassen habe, denn die Bank ihm gegenüber war leer, und auch der zerfetzte Regenschirm, den Anton als einziges Gepäck mit sich geführt hatte, lag nicht mehr in dem Netz über den Sitzen.

Ein Gefühl freudiger Genugtuung erleichterte das Herz des Referendars; noch in der nämlichen Sekunde jedoch durchzuckte ihn jäher Schrecken, denn sein an dem eigenen Körper herabgleitender Blick hatte wahrgenommen, daß sämtliche Knöpfe seines Rockes und seiner Weste geöffnet waren, während er doch mit voller Bestimmtheit wußte, daß er sie sorgfältig geschlossen hatte, nachdem er die Brieftasche zum letzten Male in die Innentasche seiner Weste gesteckt.

Ein rascher angstvoller Griff — und wie von einem vernichtenden Schlage betäubt, ließ er die Hand sinken. Die Tasche war leer; man hatte ihm seine Barschaft gestohlen, und er konnte nicht im ungewissen darüber sein, wer es getan.

Der erste und einzige Gedanke, den sein schmerzen-

der Kopf zu fassen vermochte, war die Gewißheit, daß nun alles zu Ende sei, denn er hatte nicht mehr als einige Mark Silbergeld in der Tasche, und es wäre offenbarer Wahnwitz gewesen, mit diesem armseligen Betrage an eine Fortsetzung der Flucht zu denken.

Ebensowenig aber durfte er auf eine Wiedererlangung des gestohlenen Geldes hoffen. Der Halunke, der sich ihm unzweifelhaft in keiner anderen Absicht angeschlossen hatte, als um eine bequeme Gelegenheit zu seiner Beraubung zu finden, hatte jedenfalls seine Vorkehrungen gut genug getroffen. Er konnte ja nicht einmal daran denken, Anzeige zu erstatten, ohne zugleich sich selbst an die Behörde auszuliefern. Vermutlich war es der hilfreiche Eichler gewesen, in dessen Gehirn der Plan dieses Anschlages gereift war, nachdem er seinen Schützling im Besitz einer so beträchtlichen Summe gesehen. Die würdigen Spießgesellen mochten sich nicht wenig über die Leichtgläubigkeit des dummen Teufels lustig machen, der ihnen so bereitwillig ins Garn gelaufen war.

Als der Zug in die nächste größere Station einlief, und der Schaffner die Tür aufriß, um einen längeren Aufenthalt anzukündigen, fragte ihn Paul Keilig mit tonloser Stimme nach seinem Reisegefährten.

„Wenn Sie den langen Menschen mit der krummen Nase meinen — der ist ja schon vier oder fünf Stationen vorher ausgestiegen. Er hat übrigens gesagt, ich soll Sie recht schön grüßen und Ihnen eine glückliche Reise wünschen.“

(Fortsetzung folgt.)





Schlendertage.

Ein Erlebnis von Paul Oskar Höcker.



Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein unverantwortlicher Leichtsinn von ihm, an der Radelpartie durch den Thüringer Wald teilzunehmen, jetzt, kaum ein Vierteljahr vor der Wiederholung des Referendarexamens. Fritz Halden sagte sich das selbst, aber warum mußte auch gerade Heinz Duleit nach Jena kommen, und weshalb lockte der bunte, sonnige Herbst da draußen so unwiderstehlich?!

Den Anstoß zu den eigenmächtigen Ferien hatte Edward Brown gegeben. Der hatte kein Examen vor sich, er war nur Hospitant an der Universität, war ein reicher Sportsmann, erbte dereinst das weltbekannte Gestüt seines Vaters und sollte sich in Jena bloß ein bißchen „bebilden". Das tat er auf seine besondere Weise. Duleit, der Maler, der sich für ein paar Wochen hier in Thüringen niedergelassen hatte, um Landschaftsstudien zu treiben, hatte natürlich mit beiden Händen zugegriffen, als Brown unter begeistertem Hinweis auf das außergewöhnlich schöne Wetter den Vorschlag machte. Da hatte denn Halden auch nicht den Phi-

lister spielen wollen. Geld genug, um sich acht Tage in der Welt herumzutreiben, besaß ja weder der Student noch der junge Künstler. Aber Brown pumpte beiden, was sie brauchten. Das war einer seiner liebenswürdigsten Charakterzüge.

Um Mitternacht hatten sie in der Kneipe einander feierlich gelobt, sich zum ersten Frühzuge auf dem Bahnhof einzufinden — mit Rad, Zahnbürste und Nachtwäsche. Und siehe da: keiner fehlte.

Brown, der Nerven wie Stricke besaß, hatte vier Stunden geschlafen wie ein Sack, war bereits unter der Dusche gewesen und hatte im Bahnhofsrestaurant fürstlich gefrühstückt. Duleit war selbstredend gar nicht erst zu Bett gegangen, sondern hatte bei den Teutonen durchgekneipt. Halden kam zwar direkt aus den Federn, aber geschlafen hatte er nur wenig. Die verflixten Gewissensbisse waren daran schuld. Gerade jetzt, wo er seiner Mutter nach Sondershausen geschrieben hatte, daß er büffeln werde, was das Zeug halte, gerade jetzt packte ihn dieser leichtsinnige Bummeldrang wieder an — es war schrecklich! Auch daß er bei Brown wieder in die Kreide kam, ging ihm gegen den Strich. Seine Mutter hatte doch nur die knappe Pension, und wenn sie von dieser neuen Verpflichtung hörte, schränkte sie sich am Ende noch mehr als bisher ein. Hätte er sich nicht törichterweise vor den anderen geschämt, er wäre sicher nicht zur Bahn gekommen.

Auf der frostigen Bahnfahrt im Morgengrauen war er daher noch ziemlich teilnahmlos, trotzdem Duleit die ausgelassensten Künstleranekdoten erzählte und Brown in seinem Kauderwelsch — richtig Deutsch lernte er wahrscheinlich nie — die spannendsten Sportsabenteuer zum besten gab. Als der Zug aber in Blankenburg hielt, der Himmel wolkenlos war, und die Sonne lachte —

es war ein windstiller, milder, ganz wundervoller Herbsttag — gab sich auch Fritz Halden keinen trüben Betrachtungen mehr hin.

„Kinder, man lebt doch nur einmal, ist doch nur einmal jung!“ und „Ach, Kinder, wie schön ist das hier, wie wonnig!“ — unter solchen und ähnlichen Jauchzern sausten sie auf den flinken, leichten Stahlrossen in den goldenen Morgen hinein.

In allen Regenbogenfarben schillerte das romantische Schwarzatal. Mit verschwenderischer Pracht hatte der Malermeister Herbst das Blätterwerk gefärbt.

Duleit sprang oft vom Rad, lehnte sich dagegen und nahm die farbenreichen Bilder voller Begeisterung in sich auf. „Ein Farbenrausch — ein einziger, schwelgerischer Farbenrausch!“ rief er. „Kinder, Kinder, ist es nicht Stumpfsinn, wenn man sich hinsetzt und sich unterfängt, mühselig Klecks bei Klecks auf die Leinwand zu schmettern, um so etwas wiederzugeben? Reißt die Augen auf, seht, schaut, genießt! Das ist mehr als unser bißchen staubgeborene Pinselkunst — das ist Allvaters Zauberpalette, ihr Bonzen!“

Und er sang, er jauchzte. Halden, den die Begeisterung mehr und mehr hinriß, sang und jauchzte mit.

Mr. Brown genoß die Natur anders als die beiden Deutschen; er genoß sie nach Kilometern. Statt auf die braunen, roten, grünlichgelben, orangefarbenen und goldenen Töne der sonnebeglänzten Herbstlandschaft zu achten, die sich vom klaren Himmelsblau so wirkungsvoll abhob, studierte er die Generalstabskarte.

„O, Mr. Duleit, uenn uir machen keine Station bis zum Dinner,“ sagte er, „dann uir können sein um zehn Uhr auf dem Bahnhof in Koburg.“

Duleit lachte. „Was soll ich auf dem Bahnhof von

Koburg? Ich will Natur, ich will Farbe! Ich will leben, die Welt sehen, wo sie schön ist, will genießen!"

Und nun schwärmte er, erzählte von seinen Kunststudien, kramte wilde Pläne für die Zukunft aus, sprach von seiner Sehnsucht nach Italien — und auch Haldens Stimmung wuchs und wuchs.



Sie hielten jetzt in der warmen Sonne auf der großen Terrasse des Schwarzburger „Weißen Hirschen" die erste Rast. In dem tiefen Tal zu ihren Füßen äste Wild, beschaulich einsam lag der schmucke Gast-

hof da — es herrschte wonniger Friede in der Landschaft.

Grund genug für Heinz Duleit, eine Flasche Rheinwein zu spendieren.

Beim zweiten Glas wurde Halden wieder ein wenig sentimental.

„Noch ein paar letzte schöne Herbsttage, und der Winter fängt an!“ seufzte er. „All die Sonne, all die Farbe, all der Jubel in der Natur muß einem griesgrämigen Grau Platz machen! Ach, Kinder — ist das nicht wie im Leben? Jetzt hängt einem der Himmel noch voller Geigen, man lebt glücklich und leichtsinnig in den Tag hinein, und schließlich kommt doch diese elende Examennot wieder, und hinterdrein trabt ein kärgliches Amt. Ach, könnte man die Stunde, könnte man die Sonne doch festhalten!“

Duleit klopfte ihm munter auf die Schulter und sang: „Noch ist die fröhliche, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen!“

Auch Mr. Brown nahm in seiner Weise an der Begeisterung teil. „Ich häbe eine grändiose Idee,“ sagte er. „Uir müssen sein heute abend um zehn Uhr auf dem Bahnhof von Koburg.“

„Nun kommt uns der Unglücksmensch wieder mit seinem Bahnhof von Koburg!“ grollte Duleit. „Mr. Brown, ich will keinen Bahnhof, ich will Farbe, Farbe, Farbe!“

„Yes,“ sagte der Sportsmann gelassen. „Uo aber häben Sie noch mehr Farbe als hier? In Itälien. All right. Uir müssen machen alle zusammen einen Tour nach Itälien. Um zehn Uhr fünfzig Minuten geht ein Zug nach Nürnberg, München, Kufstein und Itälien.“

Halden lachte. „Er hat Einfälle wie ein altes

Haus. Ja, wenn man gleich wie Mr. Brown Zeit und Geld hätte!"

Duleit war wie stets sofort äußerst unternehmungslustig. Es begann eine eifrige Debatte. „Ach was, Zeit und Geld! Denkst du denn, Fritze, das bringt man nicht bald wieder ein? Reisen bildet, Bildung macht frei. Ich sage dir, mein Sohn, vierzehn Tage Italien geben dir für dein ganzes Leben zehnmal eher Begeisterung und Rückhalt als ein volles Semester Pandektenpaukerei."

„Aber für den verflixten Referendar hilft leider nur büffeln, büffeln und wieder büffeln!"

„Himmel, ist das ein veralteter Standpunkt! — Fritze, stell dir mal vor: du fährst mit dem Expreß über München und Innsbruck nach dem Brenner, steigst dort aufs Rad und rollst nach Italien hinein, nach Verona, kommst nach Venedig und siehst die Markuskirche, den Dogenpalast, die blaue Adria, fährst Gondel auf dem Canal grande, siehst die glutäugigen Italienerinnen in ihren malerischen bunten Lappen, trinkst Asti spumante, hörst wimmernde Mandolinen und schmelzende Singstimmen bei den Serenaden, bewunderst Tintoretto. Und dann kommst du zurück, ein neuer Mensch mit erweitertem Horizont, mit geöffnetem Herzen, mit erfrischten Sinnen — was, und dann soll dir die Büffelei nicht gehen wie geschmiert? Dann sollst du das bißchen Referendarexamen nicht wie im Schlafe machen?"

„Sei still, sei still, Heinz," sagte der Student, sich an die heißgewordenen Schläfen fassend, „das kommt ja über einen wie ein Rausch."

„Ja, der Farbenrausch! Ach, die Sonne, die Lebensfreude macht einen toll! Und toll wollen wir sein!"

„Nein, ich nicht — ich — ich hab' den Mut nicht. Meine Mutter —"

„Junge, Junge! Mr. Brown pumpt uns doch, so viel wir brauchen!“

Brown nickte, die Hände in den Taschen.

„Und mit dem Zurückgeben hat es doch keine Eile, wie?“ versicherte sich der Maler rasch.

„Sie uerden mir zurückgeben, uenn Sie häben gemacht Ihr Examen.“

„Famos, famos!“ jubelte Duleit. Er füllte die Gläser und erhob das seine. „Fritze Halden, das Glück pocht an deine Tür, sei kein Tor, weise es nicht ab. Bist du sicher, ob dir's später noch einmal naht? Vielleicht hat die Zukunft mit ihrem Amt und ihren Würden bloß Ärger und bärbeißige Vorgesetzte für dich. Aber jetzt bist du noch ein freier, fröhlicher Bursch. Also greif zu, Junge, greif zu!“

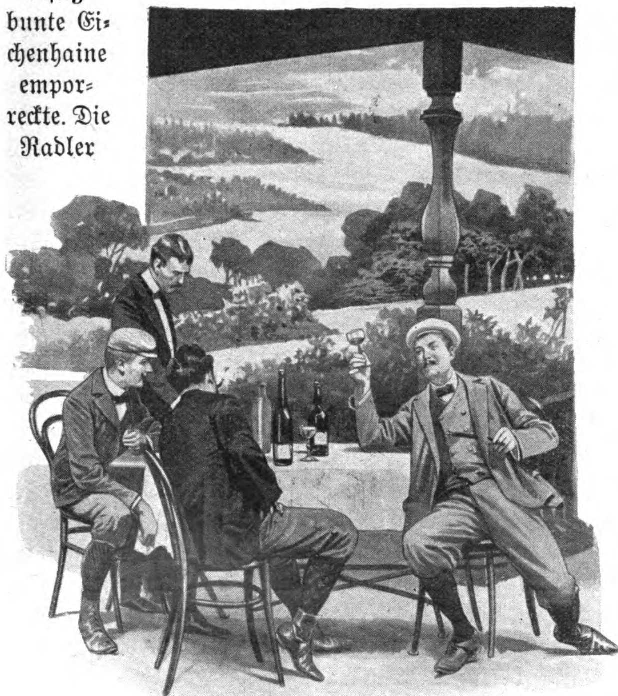
Halden war in einen wahren Taumel geraten. Doch äußerlich sträubte er sich noch gegen den abenteuerlichen Plan. „Italien — so eine weite, teure Reise! Kinder, das ist doch — ganz unmöglich, wenn auch — wenn auch wundervoll.“

Der Maler hatte inzwischen mit Brown schon einen festen Pakt geschlossen. „Bleib du meinetwegen daheim hinterm Ofen hocken — ich reise! — Kellner, das Kursbuch! — Kellner, zahlen! — Kellner, unsere Räder! — Hurra, es geht nach Italien!“

Unter Schwatzen und Schwärmen und Pläne schmieden ging die Fahrt weiter im goldenen Sonnenschein. Es war die richtige Ferienstimmung — ein herrlicher, froher Schlendertag. Und solcher Schlendertage sollte nun noch eine ganze Reihe für sie anbrechen. Ach, wie schön war es doch, jung zu sein!

Über Ölze und Goldistal war ihnen die munter plätschernde, oft auch über zackiges Felsgestein wild hinwegbrausende Schwarza eine treue Begleiterin ge-

wesen. Nun ging's mit einer Schwenkung seitwärts ins Gebirge, geradeswegs auf den Kieferle zu, der sein stattliches Haupt über blaugrüne Nadelwälder und lustig-bunte Eichenhaine emporreckte. Die Radler



mußten tüchtig in die Eisen treten, denn es ging vielfach bergauf; da die Sonne ganz sommerlich auf die Sportsmützen brannte, feuchtete sich bald ihre Stirn. Erst nach ein paar Stunden anstrengender Fahrt kamen sie in den Schutz eines barmherzigen Wolkenschleiers, der sich vor die Sonne schob und aufs enger werdende

Tal senkte. Die Radfahrer konnten nun endlich die Köpfe wieder erheben.

Aber die festliche Stimmung war mit der Sonne rasch aus der Landschaft entschwunden. Die Wolkenwand nahm eine weißlichgraue Färbung an, ziemlich melancholisch kroch der Abend heran, die näherrückenden Talwände hatten fast etwas Beklemmendes. Und je weiter sich die Touristen vorwärts und aufwärts arbeiteten, desto kümmerlicher ward der Baumwuchs, desto schlechter der Weg.

„O," sagte Brown endlich in der dunkelsten Färbung seines klangvollen Organs, „uissen Sie, Mr. Duleit, uie man tut benennen diese Gegend?"

„Nee, Sie? Mir scheint es eine ziemlich jottverlassene Jegend!" berlinerte der junge Künstler.

„Man tut es benennen Sibirien."

„Erbarmen Sie sich, wir sind doch nicht etwa aus Versehen nach Rußland geraten?"

„No. Thüringens Sibirien. So steht auf der Karte."

„Menschenskind, in was für Zonen verschleppen Sie uns!"

Sie waren von den Rädern abgesprungen, um die Laternen anzuzünden. Halden schnoberte dabei in der Luft. „Kinder," sagte er, „es riecht nach Schnee!"

Die anderen schnoberten gleichfalls und konstatierten ziemlich betroffen dasselbe.

Ja, der sonnige Herbsttraum von heute früh war ausgeträumt. Hier schien ewiger Winter zu herrschen in dieser verlassenen Gebirgsschlucht, deren Tor der jetzt halb von Nebelfetzen verhüllte Kieferle drohend bewachte.

Der kreisrunde Schein der Laternen, der auf der Weiterfahrt zitternd ein paar Meter weit den Rädern vorauseilte, beleuchtete bald den Ausgang des schmalen,

wilden Tales. Dann hinderte der zerfahrene Weg die Fahrt. Also hieß es wieder abgesessen. Schweigend schoben sie die Räder vorwärts, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Da endlich tauchte dicht vor ihnen im Dämmer eine einsame Bergeskuppe auf — nackt und baumlos. Von ihrer höchsten Spitze ragte ein Kirchtürmlein in den düstergrauen Abendhimmel. Da und dort blitzten Lichter auf.*) Ein scharfer Wind pfiff um die kahle Kuppe, eisige, kleine Flocken mit sich führend.

„Sibirien empfängt uns richtig mit Schnee!“ sagte Halden zusammenschauernd.

Schindelgedeckte Häuser lagen auf der unwirtlichen Höhe. Hinter den kleinen Erdgeschoßfenstern brannte Licht. Eine leichte, flockige Schneehülle bedeckte bereits den Boden; gleichmäßig zeichnete sich in ihm der Widerschein der Lichtquadrate ab.

„Ist da nicht Musik?“ fragte Duleit plötzlich. „Wird da nicht irgendwo getanzt?“

Ja, man hörte einen Baß, eine quietschende Klarinette, kratzende Geigen und dazwischen Schwatzen und Lachen und das Schurren von Stiefeln auf sandbestreuten Dielen.

Gleich darauf stand Duleit im Eingang eines kleinen Dorfwirtshauses und hielt mit seinen sofort wieder lustigen Augen Umschau. In der Stube zur Linken saßen die Honoratioren, rechts im Tanzsaal drehten sich die Paare. Er machte sich in seiner nie verlegenen Weise mit dem Wirt bekannt, der teils erschrocken, teils erfreut ihm entgegengekommen war, und fragte ihn aus. Dann wandte er sich auf dem Absatz um und eilte zu seinen Genossen zurück.

---

*) Siehe das Titelbild.

„Kinder,“ rief er vergnügt, „hier wird Polterabend gefeiert — eine Glasbläserstochter verheiratet sich mit einem Glasbläser aus Lauscha. Kommt, da müssen wir mitfeiern helfen!“

Mit einem Schlag war die lustige Stimmung vom Morgen wieder da. Die drei Freunde schüttelten den Schnee von den Sportmützen, ließen sich dem jungen Paar vorstellen und beglückwünschten es.

Die Gäste waren zumeist recht blasse Leutchen, offenbar schlecht genährt und in einem ungesunden Beruf tätig; aber es lag in ihnen allen doch die Lebenslust des Thüringer Volkes. Unter den Mädchen entdeckten die Augen der drei jungen Stadtherren sofort ein paar hübsche Erscheinungen. Einige stießen einander kichernd an. Dann ward auf der ganzen Linie getuschelt und geflüstert, die beherzteren lachten lauter, alle aber zupften an irgend einem Tuchzipfel oder Bändchen oder Stirnlöckchen.

Als die Fremden sich hernach höflich verneigten, diese und jene engagierten und sich als gute Tänzer erwiesen, war die Harmonie zwischen Stadt und Land überraschend schnell hergestellt.

Sobald man ein wenig warm geworden war, bat sich der Maler die Erlaubnis aus, ein Fäßchen Bier stiften zu dürfen (natürlich mußte Brown es bezahlen), und der Brautvater, ein alter Glasbläser mit treuherzigen, von der Arbeit freilich stark entzündeten Augen, genehmigte es schmunzelnd.

Unter dem Einfluß des feuchten Stoffes kam rasch noch mehr Leben in die Leutchen, auch in die, die sich bis dahin noch etwas abwartend verhalten hatten. Besonders Duleits originelle, lustige Art gefiel den jungen Tänzerinnen. Sie fanden hernach sogar den Mut, trotz der Anwesenheit der Stadtherren zwischen

den Tänzen ihre für das Fest einstudierten, recht hübsch klingenden Chorlieder zu singen. Auch ein paar naive Polterabendscherze wurden unter allgemeinem Beifall aufgeführt.

Aber Brown drängte zum Aufbruch. Es war noch fast zwei Stunden Talfahrt bis Koburg, und es ging schon auf acht Uhr.

Duleit wehrte sich energisch dagegen, das schöne Fest jetzt schon zu verlassen. Impulsiv wie immer sagte er: „Kinder — einen Vorschlag! Wir bleiben hier über Nacht und machen morgen die Hochzeit mit. Das kostet höchstens ein Dutzend Flaschen Wein — und das Gaudium dafür! Eine Dorfhochzeit! So was erleben wir vielleicht nie wieder!"

„Ich mögen aber keine Dorfhochzeit, ich uill nach Itälien!" erwiderte Brown hartnäckig.

Halden hatte gleich Duleit mit den meisten Mädchen getanzt. Ihm war besonders eine kleine Brünette aufgefallen, eine der Brautjungfern, ein hübsches, etwas blasses junges Ding mit großen schwärmerischen Augen.

„Ich bin ebenfalls fürs Hierbleiben!" rief er ausgelassen. „Nach Koburg können wir ja morgen noch immer. Und dann machen wir eben ein paar Tage länger Ferien in Italien. Was kommt's denn darauf an?"

Und trotzdem Brown das sportliche Gewissen schlug (die heute gemachte Kilometerzahl erschien ihm, da sie erst zweistellig war, beschämend niedrig), ließ er sich von der fidelen Stimmung der beiden Freunde doch mitfortreißen. Er fand auch bald geeigneten Anschluß: ein zwar stumpfnasiges und rothaariges, aber sehr lustiges und aufgewecktes Ding. Da er keinen Walzer tanzen konnte, gab sie ihm im Hausflur Unterricht, was ihm und den Zuschauern ungeheuren Spaß bereitete.

So ging es bis elf Uhr, ehe die Musikanten, denen Brown einen fast unversiegbaren Quell an Lagerbier geöffnet hatte, die Instrumente absetzten. In der Tanzpause wurden die Fenster geöffnet, der stäubende Boden ward mit Wasser besprengt. Arm in Arm wanderten die Paare so lange draußen auf der leicht beschneiten Dorfstraße auf und nieder. Duleit hatte sich eine kleine Blonde erwählt, Halden machte seiner kleinen, blassen, brünetten Tänzerin den Hof.

Sie war klüger, vielleicht sogar gebildeter als die anderen, gab sich aber ebenso schlicht und natürlich wie ihre Gefährtinnen. Einige sinnige Wendungen in ihrer Ausdrucksweise überraschten ihn. Es lag bei aller Herzlichkeit und Naivität eine gewisse leise Schwermut über ihrem Wesen.

Als der Zug der Tanzpaare auf die Dorfgasse gelangte, blieb Halden plötzlich überrascht stehen. „Hier brennt ja überall noch Licht," sagte er zu dem jungen Mädchen. „Ist das nur heute zur Erhöhung des Festglanzes, oder sind die Eingeborenen hier in ihrem „Sibirien" alle Abend so üppig?"

Da huschte ein seltsam trauriges Lächeln über ihre Züge, das ihn eigenartig ergriff. „Das ist immer so," versetzte sie. „Die Leute sitzen noch bei der Arbeit."

„Jetzt — kurz vor Mitternacht?" fragte der Student verblüfft.

„Ja, es ist doch hier ein Glasbläserdorf. Fast in jedem Haus ist eine kleine Fabrik." — Schüchtern fragte sie dann weiter: „Haben Sie noch nichts von unseren Perlismachern gehört?"

„Gehört wohl. Es ist eine sehr harte Arbeit, nicht wahr?"

„Ach, hart nicht," sagte sie in ihrem leisen Ton, „nur wenig lohnend."

Sie waren vor einem kleinen Hause stehen geblieben. Durch die Scheiben sah man in den bescheidenen Raum, der von einer Hängelampe erhellt wurde. Erstaunt bemerkte Halden, daß es aus halbgefüllten Kistchen und Schachteln blitzte und blinkte wie von Silber und Gold. Und heißwangige, dabei aber müde und schmale Kindergesichter tauch-



ten inmitten all der Spielsachen, die den ganzen Raum erfüllten, auf: der silbernen und goldenen Kugeln, der gläsernen Trompeten, Klingeln und Sterne, der schneeigen Tannenzapfen und roten Äpfel, der kristallenen Eiszapfen, bunten Engelsköpfe, Perlenketten und all des anderen farbigen Tands.

„Was tun denn die Kinder zu so später Stunde noch bei dem Spielzeug?“ fragte er seine Tänzerin.

„O, sie spielen nicht. Es ist eben Hausindustrie, da muß alles von klein auf mithelfen.“

Sie sagte das, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre; er musterte die Insassen des kleinen Raumes aber mit wachsendem Ernst. Ja, wirklich, während im Tale drunten längst allenthalben Feierabend war, arbeiteten sie hier oben im thüringischen Sibirien vom Jüngsten an, dem müde längst das Köpfchen auf die Brust zu sinken drohte, bis zu dem flinken Bürschchen, das da neben Vater und Mutter, Ohm oder Ahn saß und im gleichmäßigen Luftzug des kleinen Blasebalgs mit kundiger Hand immer neue bunte, zerbrechliche Glasgebilde aus der unscheinbaren Masse hervorzauberte.

„Und das geht nun so jahraus, jahrein, Sommer und Winter?“ fragte er, von Mitleid ergriffen.

„Unser Dörfchen liefert Millionen von Schmuckstücken für viele tausend Weihnachtsbäume — sie gehen sogar bis nach Amerika!“ sagte sie stolz. „Aber es ist viel, viel Fleiß nötig, bis man sich an einem Tag eine halbe Mark verdient hat.“

„Eine halbe Mark?“

„Früher, als ich meine Geige noch nicht hatte, war ich auch mit dabei tätig, aber nur beim Versand. Ich führte dem Herrn Pastor die Bücher. Ach, der Jubel im Dorf immer, wenn er ihnen eine neue große Bestellung brachte!“

Es hatte sich zwischen ihnen und den anderen Tanzpaaren eine große Lücke gebildet. Man hörte aber fortwährend Duleits lustige Stimme und das dankbare Lachen seiner Zuhörerin.

Halden verlangsamte noch seine Schritte. „Jetzt treiben Sie also Musik?“ fragte er.

In ihren großen Augen leuchtete es auf. „Ja. Nächste Ostern soll ich nach Leipzig auf die Hochschule, das heißt, nur wenn ich eine Freistelle bekomme, denn

die Mittel hat ja Vater nicht. Ende März ist die Prüfung."

„Sind denn immer viele Bewerber da?"

„O ja. Auf acht Bewerber kommt gewöhnlich nur eine Annahme." Sie atmete tief auf. „Aber ich habe etwas vor, das mir die Freistelle sicher verschafft."

Er mußte über ihre strahlende Miene doch ein wenig lächeln. „So? Wie wollen Sie's denn anstellen?"

„Wenn ich zur Prüfung hinkomme, dann kann ich ihnen alle vierundzwanzig Präludien und Fugen von Bach auswendig vorspielen."

„Auswendig?!"

Sie nickte stolz. „Ich lerne seit dem Frühjahr daran. Jetzt kann ich schon die Hälfte. Ach, es ist ja furchtbar schwer, aber bis zu Ostern kann ich sie alle."

„Das sagen Sie so siegesgewiß? Wenn es nun doch mißlingt?"

„Es geht, wenn man den ernsten Willen hat! Und den habe ich, es hängt ja mein ganzes Lebensglück davon ab. Künstlerin zu werden ist mein größter, seligster Traum."

„Aber solch eine ungeheure Arbeit zuvor — da üben Sie wohl den ganzen lieben langen Tag von früh Morgens bis spät Abends?"

„Ja, zum Arbeiten ist man auf der Welt. Sonst würde einem auch der Festtag nicht so behagen, wie zum Beispiel heute."

„Heute gefällt es Ihnen?"

Sie sah ihn treuherzig an. „Ach ja, sehr."

„Tanzen Sie nicht oft?" fragte er.

Etwas verlegen zuckte sie die Achseln. „Nein, gar nicht oft." Nach einer kleinen Pause setzte sie hinzu, während ihr das Blut ein wenig in die Schläfen stieg: „Das ist heute nämlich mein erster richtiger Ball."

Er wollte darüber lachen, aber er konnte nicht; der Ton ihres naiven Geständnisses rührte ihn ganz seltsam.

„Ja, es ist aber auch eine Schulfreundin von mir,“ fuhr sie wichtig fort, „die sich morgen verheiratet.“ Sie machte wieder eine kleine Pause und sah ihn strahlend an. „Es freut mich für das junge Paar, daß so fröhlicher Besuch nach unserem armen Sibirien gekommen ist. Vater sagte zuerst, Sie wollten sich gewiß nur lustig über uns machen. Aber ich sah doch gleich, daß er sich irrte.“

„Woran sahen Sie's denn?“

Sie lächelte. „Sie haben so ehrliche Augen!“

Soeben waren sie wieder am Tanzsaal angelangt, die Kapelle setzte ein, und im Nu drehten sich alle Paare im Kreise.

Halden tanzte aber nicht mehr so flott wie vor der Pause. Er war nachdenklich geworden. Der Vater seiner kleinen Tänzerin hatte im Grunde ganz recht gehabt: in ihrer übermütigen Ferienlaune war ihnen das Fest, in das sie da so zufällig hineingeschneit waren, eben gut genug für einen Studentenulk erschienen. Inzwischen hatte er die Leute aber bei der Arbeit gesehen, einen Einblick in ihren werktätigen Fleiß — auch in ihr Elend — getan, und er hatte Achtung vor dem kleinen Glasbläservolke bekommen. Ganz wundersam imponiert hatte ihm diese blasse, kunstbegeisterte, kleine Lehrerstochter.

Er nahm Dulcit zur Seite, um ihm einen Wink zu geben, denn sein Freund hieb meistens über die Stränge, wenn er etwas im Kopfe hatte. Aber der junge Maler lachte ihn aus. „Was geht das mich an, Fritze, ob sie an anderen Abenden tanzen oder nicht? Heute tanzen sie, und ich tanze mit. Und es ist eine Lust, sage ich

dir, alter Schwede. Mein blonder Wuſſelkopf iſt ein Racker, und linksherum tanzt ſie wie eine komplette Fee!“

Auch Brown war keinen Vernunftgründen mehr zugängig. Er gab den vor Lachen ſich wälzenden Leuten einen Niggertanz zum beſten, fletſchte dabei die Zähne, und als Halden ihn am Kragen nehmen wollte, ſtellte er ſich ihm gegenüber in Boxerſtellung auf.

Nach Mitternacht ſollte nicht mehr getanzt werden. Duleit ließ Wein auffahren und beſchwatzte ſeine Blonde und ihren Anhang, noch dazubleiben. Auch das junge Paar hielt aus. Hand in Hand ſaßen die beiden nebeneinander am Ofen, ſchweigend, aber glückſelig, und blickten mit glänzenden Augen über die fröhliche Verſammlung hin.

„Spielen Sie uns doch ein bißchen Geige vor!“ bat Halden die Lehrerstochter, als die Wiederholung eines der Chorlieder nicht gelingen wollte, da ſchon ein paar Stimmen fehlten.

Der Lehrer wollte es zuerſt nicht dulden. Es ſei ſchon zu ſpät, die Stimmung auch nicht recht dafür geeignet, ſagte er. Aber eine aus dem Kreiſe hatte ihr ſchon die Geige gebracht.

Es ward ſofort ſtill in dem engen kleinen Raum, als ſie zu ſpielen begann. Auf ein paar Männer — darunter Duleit und Brown — wirkte die ernſte Muſik einſchläfernd, auf Halden legte ſich's wie ein beklemmender Druck.

Die Geigerin ſtand in der Flurtür. Die Augen hatte ſie geſchloſſen. Ihre Geige taugte nicht viel, aber ihr Strich war rein und voll, viel großzügiger, als man ihn der unſcheinbaren kleinen Spielerin zutrauen mochte. Es war ein Bachſches Stück, würdig und ſchlicht und mit großer innerer Anteilnahme vor-

getragen. In den übermütigen Ton des Abends paßte es nicht, aber sie fand trotzdem reichen Beifall, als sie endete. Besonders herzlich dankte ihr Halden. Er



schüttelte ihr die Hand, sagte jedoch nichts. Banales wollte er nicht sagen, und was ihn bewegte, konnte er erst recht nicht gestehen.

Das war es nämlich: er schämte sich vor der ernsten, fleißigen, ehrlich ringenden, in heißer Arbeit auf ein großes Ziel losstrebenden kleinen Person.

Endlich leerte sich die Wirtsstube. Duleit fing laut zu gähnen an und verlangte energisch nach dem Bett.

„Aber morgen wieder lustig!“ rief er unter Dehnen und Strecken. „Ich freue mich schon darauf. Ach,

Kinder, und dann Abends auf die Bahn und nach Italien! Schade, daß wir nicht gleich bis Florenz können oder gar bis Rom."

Brown hing bedenklich schwankend in seinem Arme. „O, Rom!" wiederholte er mit unsicherer Stimme. „Uenn Sie mir versprechen, daß ich uerde finden in Itälien ebenso lieben Mädchen als hier — dann ich reisen mit Ihnen bis Neäpel!"

In seinem freudigen Schreck über das Wort Neapel ließ Duleit ihn los; Brown hätte beinahe die nähere Bekanntschaft mit dem Erdboden gemacht.

„Neapel! Neapel!" schrie der Maler voller Begeisterung und packte Halden bei der Schulter. „Menschenskind, hast du Ohren, um zu hören? Menschenskind, so rühre dich doch! Neapel — Brown sagt Neapel!"

Der lange Engländer tastete um sich, weil er nur schwer balancieren konnte. „Yes. Ich häbe gesagt: Neäpel. Und ich uerde bezahlen alles. Ueil ich mir köstlich amüsiere. Yes."

Duleit klatschte in die Hände und führte eine Art Indianertanz auf.

„Topp, es gilt! Mr. Brown, Sie sind ein Wohltäter der Menschheit! Hurra, Kinder, nun geht es gar nach Neapel!"

Der Wirt unterstützte Halden bei der schweren Arbeit, die beiden die Treppe hinauf nach der Kammer zu bringen, wo ein einfaches Lager ihrer harrte. Im Umsehen war sowohl Duleit als auch Brown selig entschlummert.

Halden kehrte nach dem Erdgeschoß zurück, führte sein Rad in den Flur und zündete die Laterne wieder an. Er müsse noch in der Nacht weiter, erklärte er dem Wirte, dem er beim Abschied noch verschiedene Aufträge für seine beiden Reisegefährten erteilte.

Langsam und nachdenklich führte er darauf sein Rad die stille Dorfstraße entlang.

Nun lagen fast alle Häuser völlig im Dunkeln. Da und dort stand aber noch ein Liebespärchen oder eine Gruppe Hochzeitsgäste, die ihre Meinung über die lustigen jungen Fremden austauschten.

Bei der kleinen Dorfkirche sah er auch den Lehrer im Gespräch mit ein paar Alten. Die kleine Geigerin lehnte müde, auf den Vater wartend, in der nächsten Haustür.

„Da treffe ich Sie also doch noch!" begrüßte Halden sie fröhlich.

Erschrocken blickte die Kleine auf. Die anderen, die herzutraten, waren gleich ihr erstaunt, daß er mitten in der Nacht schon wieder weiter wollte — und allein.

„Ja, meine Freunde bleiben noch hier. Die nehmen auch morgen am Feste teil. Das sind lustige Vögel, die frei sind, die keine Pflicht bindet. Aber ich muß wieder an die Arbeit."

„Ich dachte, Sie wollten auch nach Italien?"

„Ja, die anderen reisen morgen abend nach dem Brenner und radeln nach Italien hinein — bis nach Neapel."

„Neapel — o, muß das schön sein!" Es leuchtete wieder in ihren Augen auf. „Wenn ich erst eine tüchtige Künstlerin geworden bin, dann reise ich auch einmal nach Neapel!"

Halden nickte ihr freundlich zu. „Sie werden es sicher zu sehen bekommen."

„Aber das ist noch lange bis dahin!" lachte sie. „Die großen Freuden des Lebens, die muß man sich schwer verdienen."

„Und liegt nicht auch schon im Verdienen selbst ein großer Reiz?"

Die anderen verabschiedeten sich gerade; so hörten sie das nicht, was er leise hinzusetzte, indem er ihre Hand festhielt.

„Sehen Sie, bisher glaubte ich nicht daran. Ich



war noch heute abend, als ich Sie kennen lernte, im besten Zug, eine große Dummheit zu begehen. Ich wollte nämlich mit nach Italien. Aber da hätte ich Schulden machen müssen und wäre im nächsten Jahre sicher nicht durchs Examen gekommen. Nach unserem

Spaziergang auf der Dorfstraße vorhin habe ich mich aber entschlossen, schleunigst heimzufahren und mir die Ferien und Neapel und das Glück erst zu verdienen. Gerade so wie Sie es machen."

„Spotten Sie nicht über mich?" fragte sie zweifelnd.

„Nein, ich spotte nicht. Sie haben mir wirklich imponiert." Er drückte ihr noch einmal herzlich die Hand. „Wissen Sie, Fräulein, wenn mich wieder einmal im Leben die Lust ankommt, Feierabend zu machen, bevor ich ihn mir verdient habe, dann werde ich immer an Sie und Ihre vierundzwanzig Präludien und Fugen denken — und an Ihre Nachbarn hier, die armen Glasbläser, und an all die fleißigen kleinen Kinderhände!"

Er schwang sich aufs Rad, lüftete zu letztem Gruß fröhlich die Mütze und radelte an der Kirche vorbei der Landstraße zu, wo er sich im Schein des Öllämpchens am Wegweiser orientierte.

Im ersten Morgengrauen führte ihn der Zug nach Jena zurück.

Seine Wirtin war wie zur Salzsäule erstarrt, als sie, vom Markt kommend, ihn über seinen Büchern fand. Sein leichtsinniger Freund Duleit aus Berlin und Brown, der Erzbummler, hatten ihn mitgeschleppt — und er war ihnen tatsächlich entwischt, um zu arbeiten!

„Die Welt geht unter!" sagte das alte Frauchen.

Er schüttelte den Kopf. „Ganz im Gegenteil, liebste Frau Franke," sagte er lächelnd, „mir ist eine neue Welt aufgegangen!"





Eine europäische Wüste.

Streifzug durch die Camargue. Von Rudolf Hendrichs.



Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Daß es in dem von der Natur so verschwenderisch bedachten südlichen Frankreich, in unmittelbarer Nachbarschaft fruchtbarer Gefilde, die mit allem Reiz und aller Üppigkeit einer beinahe tropischen Vegetation geschmückt sind, eine weite Landstrecke gibt, die mit vollem Recht als eine Wüste bezeichnet werden kann, ist nur wenig bekannt. Und doch wäre die zur sagen- und gesangsreichen Provence gehörige Insel Camargue in ihrer nirgends in Europa wiederkehrenden Eigenart interessant genug, um ein lohnendes Wanderziel für alle Touristen zu bilden, denen es mehr um neue und überraschende Eindrücke als um Bequemlichkeit und Naturschönheit im eigentlichen Sinne des Wortes zu tun ist.

Bekanntlich teilt sich der Rhonefluß bei Arles in zwei Arme, die getrennt dem Meere zuströmen. Das Landdreieck, das sie zwischen sich einschließen, und das analog dem Nildelta Ägyptens vielfach das französische Delta genannt wird, ist die Insel Camargue. Sie hat eine Längenausdehnung von 42 Kilometer und

einen Flächeninhalt von ungefähr 790 Quadratkilometer. Durch die Anschwemmungen des mächtigen Stromes entstanden, zeigt sie alle charakteristischen Merkmale eines reinen Alluvialbodens. Auf der ganzen großen Insel, die sich nirgends über eine Höhe von 3 Meter erhebt, findet sich nicht ein einziges Steinchen, sie ist flach wie ein Teller und gleicht namentlich in ihrer dem Meere zuliegenden Hälfte ganz den morastigen Salzwüsten Kaliforniens. Sie zu durchwandern, kann allerdings nur Leuten angeraten werden, die auch vor erheblichen Strapazen nicht zurückschrecken, denn ein bequemer Spazierritt ist der Ritt durch die unfruchtbaren Strecken der Camargue kaum zu nennen.

Der Anblick, der sich dem mit dem Dampfschiff von Lyon herankommenden Besucher darbietet, ist ein ziemlich trostloser. So weit das Auge reicht, vermag es weder einen Baum, noch einen Stein oder einen Hügel zu erspähen. Endlose Grasflächen, nur unterbrochen durch Streifen rötlichen Sandes oder durch größere oder kleinere Lachen salzigen Wassers, geben der Landschaft ihren eintönigen, melancholischen Charakter. Keine Landstraße, ja nicht einmal ein erkennbarer Weg führt durch diese traurige Öde. Wer sich ohne einen einheimischen Führer in sie hineinwagt, muß schon ein ausgezeichnetes Orientierungsvermögen besitzen. Aber auch dann wäre ihm das Wagnis nicht zu empfehlen. Denn man muß mit den mancherlei Eigentümlichkeiten der Insel vertraut sein, um bei ihrer Durchquerung vor Schaden bewahrt zu bleiben.

Das einzige brauchbare Beförderungsmittel auf der Camargue ist das Reitpferd. Und an solchen ist wahrlich kein Mangel, denn man schätzt die Zahl der in großen Herden und in fast ungebundener Freiheit auf der Insel lebenden Pferde durchaus nicht zu hoch,



Vor der „Ferrade“.

wenn man sie auf mindestens 3000 beziffert. Es sind kleine, aber ungemein widerstandsfähige und ausdauernde Geschöpfe, die in ihrem Körperbau wie in ihren sonstigen Eigenschaften an die Mustangs der texanischen Prärien erinnern. Und sie sind von kaum geringerer Wildheit und Unbändigkeit als jene. Durch ein mit glühendem Eisen in den Schenkel gebranntes Zeichen für ihren Eigentümer kenntlich gemacht, müssen sie für die Benutzung jedesmal erst mit schwerer Mühe eingefangen werden, und es bedeutet oft ein hartes Stück Arbeit, ihnen Sattel und Zaumzeug aufzulegen. Hat aber der Reiter erst einmal seine Füße in den Bügeln, so weiß er recht gut mit ihnen fertig zu werden. Sie sind von unglaublicher Ausdauer, können Durst, Hitze und Moskitostiche heroisch ertragen und — was für den Camargnolen das wichtigste ist — legen in den mehr oder weniger ernsten Scharmützeln, die sie unaufhörlich mit den wilden Stieren zu bestehen haben, einen bewundernswürdigen Mut und eine sehr schätzenswerte Gewandtheit an den Tag.

Denn, um es vorweg zu sagen, die wilden Stiere sind nicht nur die wichtigste Erwerbsquelle, sondern auch der Stolz der spärlichen Bevölkerung der Camargue. Man sagt, sie seien ebenso wie die Pferde und die 80,000 Schafe, die auf der Insel weiden, verwilderte Nachkommen des einst von den Sarazenen hier zurückgelassenen Viehs. Ihre Zahl mag sich, abgesehen von etwa 600 halbgezähmten Zugochsen, auf 2 bis 3000 belaufen. Sie erreichen nur eine verhältnismäßig geringe Größe, aber was ihnen an Mächtigkeit der Formen abgeht, ersetzen sie reichlich durch ein äußerst leidenschaftliches Temperament und durch eine recht gefährliche Bewaffnung mit starken, schön geschwungenen und mörderisch spitzen Hörnern.



Ochsenhirten auf der Camargue.

Die Stiere sind es, um die sich für den Camargnolen alles dreht. Wie es bei der erschreckenden Armut und Dürftigkeit der Scholle, auf der er lebt, nicht anders sein kann, ist er ein anspruchsloser, mäßiger und arbeitsamer Mensch, der dem Fremden gastfrei und liebenswürdig entgegenkommt. Wer aber jemals dem Hirtenfest der „Ferrade“ oder einem der Stiergefechte beigewohnt hat, die selbst in dem kleinsten und armseligsten Dorfe sehr oft stattfinden, der hat auch Gelegenheit gehabt, die minder angenehmen Seiten des Camargnolen, seine leidenschaftliche Heftigkeit, seine oft mit elementarer Gewalt hervorbrechende Brutalität und sein Wohlgefallen an grausamen Schauspielen, kennen zu lernen.

Ferrade heißt im provenzalischen Dialekt das Brennen der Pferde und der jungen Stiere. Bei der unbeschränkten Freiheit, der man die Tiere notwendig überlassen muß, hat man kein anderes Mittel, sie als das Eigentum ihres Besitzers kenntlich zu machen, und es ist bezeichnend für den Charakter des Camargnolen, daß die Vornahme der immerhin grausamen Prozedur für ihn ein richtiges Fest bedeutet, zu welchem von nah und fern alles herbeiströmt, jung und alt, Mann und Weib, um sich an den aufregenden Szenen zu weiden, die das Gebrüll und der verzweifelte Widerstand der eingefangenen, halb zu Tode geängstigten Tiere, ihre durch den heftigen Schmerz bis zur Raserei gestachelte Wut und ihre immer erneuten Fluchtversuche herbeiführen.

In der Regel schließen sich der Ferrade denn auch einige improvisierte Stierkämpfe an, oft sehr gegen den Wunsch der Besitzer, denen, wenn es bis zu ernstlichen Verletzungen oder zur Tötung des als Opfer ausersehenen Tieres kommt, ja ein empfindlicher Schaden

erwächst. Die „Gardians", die für die Ochsenherden der Camargue sind, was der berühmte Cowboy für die Rinderherden in Texas ist, bemühen sich denn auch auf alle erdenkliche Weise, die gezeichneten Stiere so schnell als möglich aus den Händen ihrer Peiniger zu befreien



Auf dem Wege zum Stiergefecht.

und in die Freiheit hinauszujagen. Aber es ergeht ihnen dabei oft sehr übel, da sich die einmal geweckte Kampfesleidenschaft der Menge leicht gegen die Störer des erhofften Vergnügens kehrt, und es ist nicht gerade selten, daß es bei solcher Gelegenheit zu blutigen Raufereien oder gar zu einem Totschlag kommt.

Ein beneidenswertes Dasein ist es nach unseren Begriffen überhaupt nicht, das ein Ochsenhirt der Camargue

führt. Täglich und stündlich setzt er im Verkehr mit den seiner Obhut anvertrauten Tieren sein Leben aufs Spiel. Und man weiß nicht, ob man mehr die Tollkühnheit oder die Geschicklichkeit bewundern soll, mit der sich diese Hirten selbst in äußerst kritischen Augenblicken unversehrt aus der Affäre zu ziehen wissen.

Das Instrument, dessen sie sich zur Bändigung wie zur Abwehr der Stiere bedienen, ist ein an einer langen Stange befestigter Dreizack, von dem sie ebenso gewandt als energisch Gebrauch zu machen wissen. Ihrer wenige sind im stande, eine aus zahlreichen Köpfen bestehende Herde in Schach zu halten, und es geschieht verhältnismäßig selten, daß einer von ihnen das Opfer seines Berufes wird.

Bei den Stierkämpfen der Camargue kommt es nicht so sehr darauf an, den Stier zu erlegen, als darauf, in dem Spielen mit der Gefahr seinen Mut und seine Geschicklichkeit zu beweisen. Derjenige erntet den Beifall der Zuschauer am reichlichsten, der es am häufigsten fertig gebracht hat, von einem in die Arena gestellten Stuhle aus oder mit Hilfe einer langen Stange in dem Augenblick über den Stier hinwegzuspringen, wo er eben den Kopf zum todbringenden Stoße geneigt hat. Daß es trotzdem hie und da nicht ohne Unfälle abgeht, ist selbstverständlich; aber sie tun dem Vergnügen an der nationalen Belustigung nicht den geringsten Eintrag.

Diese Leidenschaft für Stierkämpfe findet sich übrigens nicht nur auf der Insel Camargue, sondern auch jenseits des Stromes, der sie vom französischen Festlande trennt. In den kleinen und größeren Städten der Provence gibt es kein aufregenderes Ereignis als das Ausbrechen eines Stieres, an escapa, wie es im dortigen Dialekt heißt. Die Kunde davon pflegt sich

mit Blitzesschnelle durch den ganzen Ort zu verbreiten und bringt jung und alt auf die Beine, da niemand es versäumen will, dem Einfangen des Flüchtlings beizuwohnen, selbst auf die Gefahr hin, bei der Gelegenheit von dem in seinen Bewegungen oft unberechenbaren Vierfüßler aufgespießt zu werden.

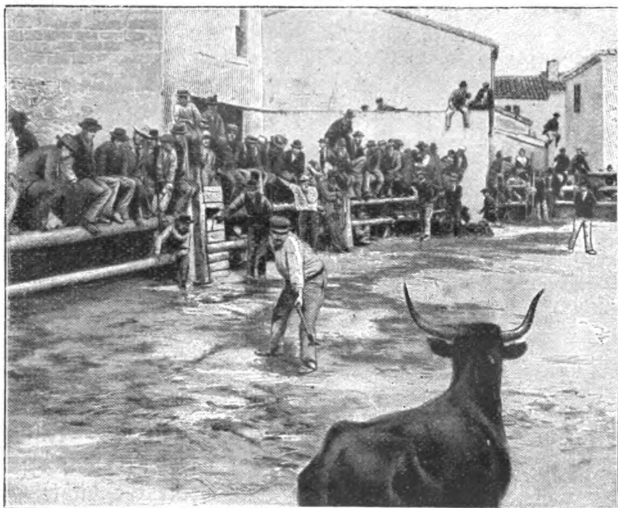


Der Sprung über den Stier.

Man erzählt zur Illustration dieser Leidenschaft eine nette kleine Geschichte.

Ein Fremder aus dem nördlichen Frankreich, ein „Franchimand“, ist in das Städtchen Chateaurenard gekommen, um Angelegenheiten von größter Wichtigkeit mit einem dortigen Notar zu erledigen. Auf dem Wege vom Bahnhofe begegnet er einigen Gardians, die im vollen Galopp dahersprengen und ihren Dreizack schwingend rufen: „An escapa!“ Erstaunt tritt er in ein Café, um sich nach der Bedeutung dieses ihm unbekannten Rufes zu erkundigen. Aber kaum hat er sein Erlebnis erzählt, als alles in wilder Hast da-

vonstürmt, die Gäste, die Kellner und der Wirt. Kopfschüttelnd setzt der Mann seinen Weg fort. Er kommt an einigen Hökerweibern vorüber, von denen er sich Auskunft erbittet. Aber sie haben noch kaum gehört, um was es sich handelt, als sie auch schon ihren Kram im Stiche lassen und mit fliegenden Röcken davon-



Die Herausforderung.

rennen. Er glaubt in eine Stadt von Verrückten gekommen zu sein, und als er in das Arbeitszimmer des Notars eintritt, ist seine erste Frage: „Was in aller Welt bedeutet denn dieses Wort „an escapa“?“

„Was?“ schreit der Notar. „Wo haben Sie es gehört?“

„In der Bahnhofstraße.“

Ehe der Fremde sich's versieht, ist der Mann des Rechts auf der Straße und läßt sich nur eben noch



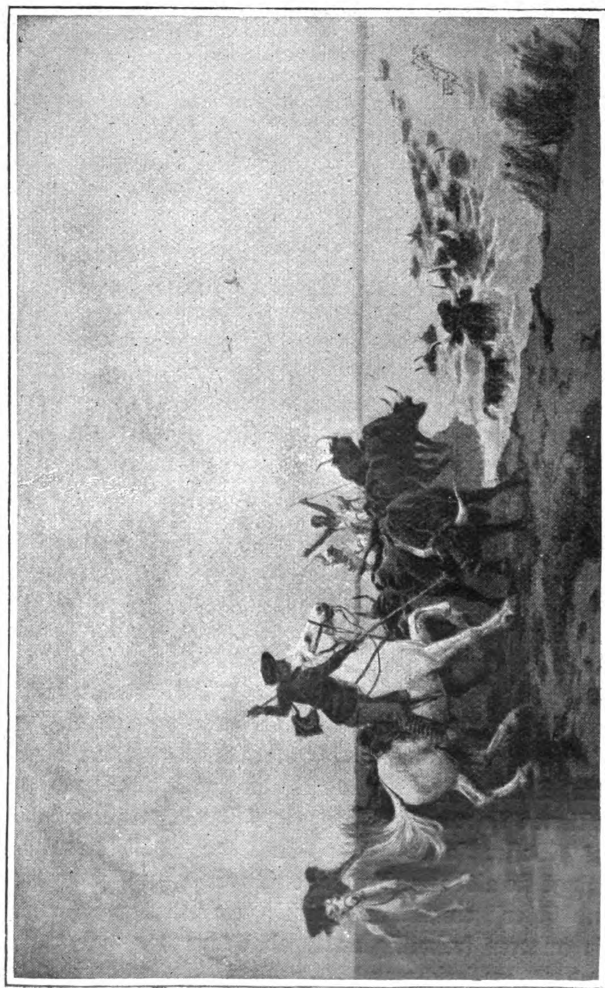
Ein kritischer Augenblick.

Zeit, zu den Fenstern seiner Wohnung emporzurufen: „Marion, Fanchette, Marius, an escapa!“

Dann verschwindet er im vollen Laufe, um nicht wiederzukommen, und der Fremde muß nach zweistündigem vergeblichen Warten wieder abreisen, ohne über die Bedeutung des mit so seltsamen Folgen verbundenen Wortes aufgeklärt worden zu sein. —

Von der Dürftigkeit der Vegetation auf der Insel Camargue haben wir schon oben gesprochen. Wohl gibt es in ihrem oberen Teil einige fruchtbare Strecken, wo der Pflanzenwuchs sich üppiger entfaltet, wo das Getreide gedeiht, und wo man sogar einen ganz trinkbaren Rotwein erzeugt. Aber dies der Kultur gewonnene Land bildet nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der Camargue. Mehr als vier Fünftel sind morastig oder sandig, salzig, jeder Bebauung unzugänglich, und wo sie nicht feuchtes, sumpfiges Weideland abgeben, nur zur Salz- und Sodagewinnung zu benutzen. Unermeßliche Scharen von Moskitos bilden eine furchtbare Plage dieser moorigen Strecken. Wehe dem Reiter, der es hier versäumen wollte, Gesicht und Nacken durch einen Schleier zu schützen! Türen und Fenster der armseligen Lehmhütten, die über diesen Teil der Insel nur sehr spärlich verstreut sind, müssen stets ängstlich geschlossen gehalten werden. Aber selbst durch den kleinen Spalt, der sich für einen Moment geöffnet hat, um dem Bewohner Eintritt oder Austritt zu gewähren, schlüpfen sofort Hunderte der geflügelten Quälgeister in das Innere, und das Leben der Bedauernswerten, die hier ihre Tage verbringen, ist ein beständiger Kampf mit den winzigen blutgierigen Insekten.

Auch eine andere Vorsichtsmaßregel darf der Reisende nicht außer acht lassen, der die wüsten Teile der Camargue durchstreift. Er muß sich in ausgiebigster Weise mit



Die Stiere werden in den Fluss getrieben.

Getränk und durststillenden Mitteln versehen, wenn er nicht in Gefahr geraten will, zu verschmachten. Denn ein schier unersättlicher Durst stellt sich mit Sicherheit sehr bald ein, und wenn auch überall kleine Wasserlachen oder selbst ausgedehnte Strandseen blinken, so wäre es dem Reisenden doch nicht anzuraten, von dem einladenden Naß zu kosten, denn er würde sich alsbald entsetzt vor dieser konzentrierten Salzlösung schütteln.

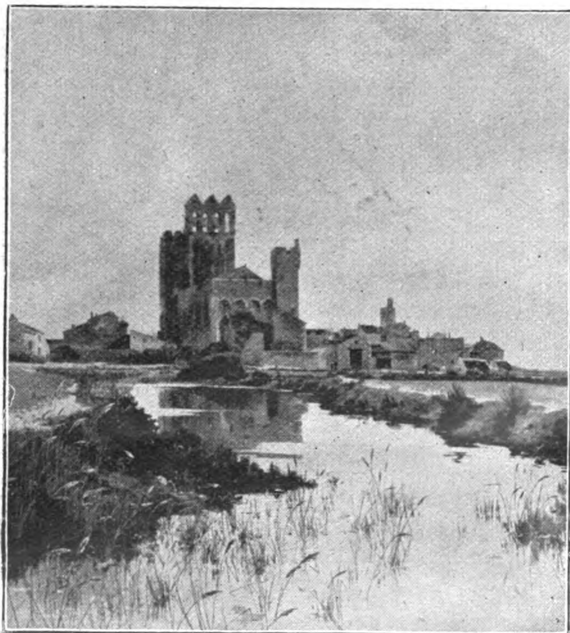
Die Hitze ist in den Sommermonaten geradezu unerträglich, und die unbarmherzige Sonne läßt den im Frühling ziemlich üppig aufschießenden Graswuchs bald so vollständig verdorren, daß zwar die genügsameren Schafe eine kümmerliche Nahrung finden, aber die Stiere Hungers sterben müßten, wenn man ihnen nicht andere Weidegelegenheit verschaffte. Zu diesem Zweck werden sie alljährlich in der heißen, völlig regenlosen Zeit über den Fluß getrieben.

Dies ist eine der schwierigsten Aufgaben für die Hirten, denn ihre Schutzbefohlenen sind nur durch die Anwendung brutaler Gewalt zu der bei der Breite des Stromes allerdings recht beschwerlichen Schwimmpartie zu bewegen. In großen Herden werden die Rinder an einer besonders tiefen Stelle, wo sie sofort den Boden unter den Füßen verlieren müssen, an den Fluß getrieben, und die hintersten werden so lange mit dem Dreizack gespornt, bis die vorderen dem ungestümen Andrängen nicht mehr widerstehen können und ins Wasser fallen. Der Trieb der Selbsterhaltung zwingt sie alsdann, dem jenseitigen Ufer zuzuschwimmen, und ist erst einmal der Leitstier im Strome, so folgen die anderen freiwillig nach, abgesehen von einigen besonders wasserscheuen Auskneifern, die man indessen mit Hilfe des Dreizacks ebenfalls bald zum Gehorsam bringt.



Landung der Stierherde.

Fast noch aufregender als dieses Eintreiben gestaltet sich in der Regel die Landung. Denn sobald sie wieder festen Boden unter den Hufen fühlen, haben die Tiere das Bestreben, nach allen Richtungen hin davonzulaufen, und ohne die Unterstützung durch ihre klugen und mutigen



Die Kirche von Saintes-Maries.

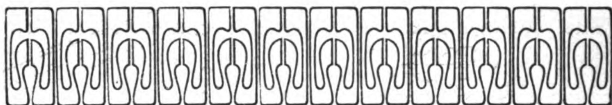
Pferde würde es den Hirten kaum gelingen, die Herde zusammenzuhalten und in die gewünschte Richtung zu bringen.

Auf demselben Wege erfolgt dann mit dem Beginn des Herbstes die Rückkehr. Aber die Herden sind oft in der Zwischenzeit durch Krankheiten und allerlei Un-

fälle stark gelichtet, so daß der Camargnole der Zeit, wo er seine Rinder am anderen Ufer der Rhone weiden lassen muß, stets mit Besorgnis entgegensieht.

Die Insel Camargue, auf der sich auch ein Leuchtturm erhebt, umfaßt neun Gemeinden, deren Hauptort das an der Mündung des westlichen Rhonearmes gelegene dorfähnliche Städtchen Saintes-Maries mit seinen ungefähr tausend Einwohnern ist. Es ist bemerkenswert durch seine sehr alte, noch aus dem 12. Jahrhundert stammende Kirche, die in ihrer äußeren Gestalt mehr einer Burg als einem Gotteshause gleicht. Sie ist an der Stelle errichtet, wo nach der Legende die drei heiligen Marien, als sie nach dem Tode des Heilandes flüchten mußten, in einem weder mit Segeln noch mit Rudern ausgerüsteten Boote gelandet sein sollten.

Der fromme König René, der im 15. Jahrhundert lebte, und der nicht nur ein tapferer Krieger, sondern auch ein Maler und Dichter war, muß von der Wahrheit dieser Überlieferung fest überzeugt gewesen sein, denn er ließ den Boden der Kirche umgraben, um nach den irdischen Überresten der heiligen Frauen zu suchen. Es wird erzählt, daß er in der Tat menschliche Gebeine zu Tage gefördert habe, von denen ein wundersamer, herrlicher Duft ausging. Es sollen das die nämlichen Gebeine gewesen sein, die in der Kirche der heiligen Marien als kostbare Reliquien in goldenen Behältern aufbewahrt und alljährlich zur Zeit der großen Wallfahrten den Gläubigen gezeigt werden.



Die Waldfrau.

Novelle von Gustav Johannes Krauss.



1.

Die Hühner des Manharterhofes zu Gupfing waren auf den Heuboden über dem Kuhstall wie versessen. Die schönsten Legenester unten im Stall verachteten sie. Weder das Strauchwerk des Gemüsegartens noch die Strohschober in der Scheune erfreuten sich bei ihnen sonderlichen Ansehens, so gerne das gefiederte Volk sonst seine Eier an diese Orte „verträgt". Der Heuboden allein schien ihnen der rechte Ort. Wenn eine Henne aufgeregt und ruhmredig gackerte, brauchte man nur da hinaufzuklettern, und man hatte das Ei.

Eines sonnigen Julimorgens gackerte es um den Düngerhaufen her wie toll. Mindestens ihrer vier mußten ihre Hennenschuldigkeit soeben getan haben. So konnte es nicht auffallen, daß die hübsche, braunäugige Mierl, der verwitibten Manharterin Älteste, die gerade vom Garten her über den Hof kam, sich nach der zum Heuboden hinaufführenden Leiter wandte und diese in ziemlicher Eile emporstieg. Daß sie oben nicht gleich die Eiersuche begann, war auch zu begreifen. Der Heuboden hatte nämlich noch eine zweite Luke,

der ersten gegenüber. Die stand gleichfalls auf, und zu ihr hinaus hatte man eine wunderschöne Aussicht. Da das Dorf etwa auf Drittelhöhe des waldigen Reinhardsberges lag, sah man von hier aus über die weite, saatengoldene, von heißem Licht überflutete fruchtbare Ebene bis hinüber zur majestätischen, silberhellen Breite der Donau. Die ganze Dorfstraße konnte man überblicken, die Landstraße, in die sie einmündete, verfolgen, bis sie sich in der graublau duftigen Ferne verlor wie ein immer schmäler werdendes weißes Band.

Die kleine Manhartersche Dirn schien eine merkwürdig leidenschaftliche Verehrerin landschaftlicher Schönheit zu sein. Ihre kastanienbraunen Augen guckten mit dem Ausdruck völliger Selbstvergessenheit da hinaus ins Weite. Darüber hatte sich allmählich in die gesunde, haselnußähnliche Farbe ihrer runden Wangen ein dunklerer Ton gemischt. Der kleine, hübsch geformte, kirschrote Mund stand halb offen und ließ den Atem aus- und einströmen, den die junge Brust unter dem bunten Busentuch zu ihrer auffallend lebhaften Tätigkeit gebrauchte. Hätte die Mierl sonst nicht so kerngesund ausgesehen, man hätte an ein Lungenübel denken können, weil ihr das Brusttüchel so auf und nieder ging von dem bißchen Leiterklettern.

Auf einmal zuckte Mierl schreckhaft zusammen. Jemand hatte sie von rückwärts am Ellbogen gefaßt. Sie wandte sich um und sah ihrer Mutter, deren Heraufkommen sie so völlig überhört hatte, verwirrt und errötend in das derbe, strenge Gesicht.

„Guat versteckt hab'n s' es, d' Hendeln ihre Oar,*) ha?“ fragte die Bäuerin ironisch. „Vor aner halben Stund' bist da auffi af'n Heuboden, aber g'funden hast s'

*) Eier.

wohl nit, d' Oar. Nix in Händen hast und nix im Fürtuch."

„Muatter ... i ... i ..."

„A tramhaperte,*) dumme Urschel bist!" wetterte die herbe Frau zwischen das verlegene Stammeln ihrer Tochter. „'s G'schau im blauen Himmi stecken lassen hast wieder amal. — Oder" — der keifende Ton wurde leiser, aber noch bissiger, die kalten grauen Augen der Mutter sahen durchbohrend auf das verlegene Mädchen — „hätt'st am End' gar nit auffi g'schaut af'n Himmi? 'leicht hast auf d' Straßen aufpaßt, ha? Weil halt d' Urlauber heunt hoamkommen soll'n."

„Muatter —!" Mierl schluchzte beinahe, in ihrem Tone lag etwas wie ein hervordringendes Gestehen.

Die Mutter schnitt ihr aber das Wort rauh ab. „Stad sein! I will gar nix wissen. — Aber sagen will i dir was: drei Buab'n san's, wo heunt z'rückkemmen vo' d' Soldaten. Zwoa hab'n scho' ihre Schätz', bleibt der Simmerl. Und mit dem Findelbalg wann du mir daherkümmst, nachher gibt's Watschen**), so viel als Platz hab'n auf dein' G'sicht, und ihn schmeiß' i vom Hof — verstanden? A Findelbalg is er, und wann ihn zehnmal der reiche Größinger aufg'nummen hätt'! Und hab'n tuat 'r gar nix. Dös büld dir nur nit ei', daß der Großbauer dem was vermach'n tat. Ja, wenn er dös jungi Weib nit g'numma hätt', der alti Esel, dann ehender. Aber so erbt die amol die ganze Sach'. Dös hat sie ausg'macht. Dö is g'scheiter wie du. Pfiff'n hat s' auf d' Liab und zu aner Versorgung g'schaut, di g'finkelte, niederträchtige Figur, die! — So, jetzt'n tuast mei' Meinung wissen und jetzt'n

*) Verträumte.

**) Ohrfeigen.

marsch! Was arbet'n tu! Im Kuhstall schaut's no' aus wie in ein' Saustall."

Ihre Tränen mühsam niederkämpfend, hastete Mierl nach der Luke und die Leiter hinunter. Aber so leichtfüßig das Mädchen war, es hatte noch die letzte Sprosse unter seinem Fuße, als oben die Bäuerin den ihrigen auf die erste setzte. In der Schürze trug sie bereits die verschleppten Eier. So kurze Zeit hatten die scharfen grauen Augen, denen nichts entging, gebraucht, um die weißen Dinger durch das Heu hindurch, das über sie gekratzt war, zu entdecken.

Im Kuhstall ließ Mierl ihrer Aufregung freien Lauf. Manche heiße, kugelrunde Träne fiel in den Dung hinab, den die Dirn unter den breit gewölbten Bäuchen der Scheckin, der schwarzen Liesel und der Bläß mit der Holzschaufel hervorkratzte.

Als die Arbeit getan war, und Mierl etwas erleichterten Gemütes den Stall wieder verließ, traf sie im Hofe auf ihre Schwester Annerl, ein sechzehnjähriges, pfiffiges blondes Ding mit keckem Stumpfnäschen, das zu den frommen Blauaugen so wenig stimmte, daß man sehr leicht dazu gelangen konnte, hinter dem frommen Blick allerlei Schalkheit zu suchen.

„Du, Annerl!"

Mit unterdrückter Stimme klagte Mierl der jungen Schwester ihr Herzeleid. So gefreut habe sie sich auf die Rückkehr des Simmerl, und nun habe sie die Mutter erwischt, wie sie auf die Straße hinunterguckte, ob denn noch keine blaue Urlaubermütze zu sehen sei, und dann habe sie so böse Worte über den Simmerl gesprochen. Aus und vorbei sei es nun mit allen Hoffnungen.

Das arme Ding war nahe daran, in neue Tränen auszubrechen. Annerl aber lachte, als habe ihr die Schwester einen guten Spaß erzählt.

„Bah, bah, bah!“ machte sie. „Imrings*) amal hat scho' a Muatter so g'schimpft und hat do' nix g'nützt, 's Wörteln. Laß guat sein, Mierl, i hilf dir schon.“

„Bist a gut's Dirndl, du!“ rief die ältere dankbar. „Dadrum hab' i di' ja grad angeh'n woll'n.“

„Ja, aber“ — die blonde kleine Anna machte ein ungeheuer wichtiges Gesicht bei diesem Vorbehalt, „umsunst is der Tod!“

„Na, was willst denn nachher hab'n?“ fragte Mierl.

Annerl wurde ein wenig rot, ein ganz kleines bißchen nur. „Du mußt mir versprechen, daß d' mir aa hilfst, übers Jahr, wenn der Xaverl frei wird vom Militär,“ bedang sie sich aus.

Mierl war mit ihren eigenen Liebessorgen viel zu beschäftigt, um sich groß darüber zu wundern, daß ihre junge Schwester auch schon welche hatte. Sie sagte kurz: „Aber freilich, Annerl.“

Damit war das Bündnis geschlossen, und die Schwestern trennten sich eiligst. Ein Handschlag auf das Abkommen unterblieb. Den hätte die Mutter, die in der Küche am Herde wirtschaftete, durch das Fenster beobachten können, in welchem Falle sie sicherlich recht unbequeme Fragen gestellt hätte.

Pech hatte sie übrigens mit ihren Töchtern, die ehrgeizige Manharterin. Der Xaverl, von dem das blonde Annerl geredet hatte, war zwar kein Findelkind, aber ein armer Tagwerkerssohn, der als Bauernknecht fremder Leute Brot aß.

2.

„Dö is g'scheiter wie du. Pfiff'n hat s' auf d' Liab und zu aner Versorgung g'schaut.“

---

*) Öfter.

Hätte die Witwe Manharter sehen können, was die Gescheite, deren Klugheit sie mißgünstig rühmte, in eben dem Augenblicke tat, ihre scharfen Augen hätten mehr erspäht als sämtliche scharfe Zungen des Dorfes in einem ganzen langen Winter, der die Arbeitszeit der Dorfzungen ist, weil die Dorfhände rasten, erschöpfend erörtern können. Auf dem Dachboden des Größingerhofes stand nämlich auch eine und spähte durch die Luke hinaus auf die Landstraße, die man von hier aus beinahe noch besser übersah wie vom Manharterschen Heuboden herunter. „Sauber" war auch diese Ferneguckerin, sogar noch sauberer als Mierl, nur war sie keine knospenhafte Dirne mehr, sondern ein voll erblühtes, reifes Weib von etwa sechsundzwanzig Jahren, mit starkem, schönlinigem Nacken und schwerem, metallisch glänzendem Blondhaar. Die großen, feuchtblauen Augen der Frau blickten mit seltsamer Spannung hinaus in den Sonnenglast, die Flügel der geraden Nase zitterten leise dabei, der blutrote, ein wenig zu üppig geratene Mund unter dieser Nase atmete ebenso rasch, noch rascher vielleicht, als Mierl geatmet hatte, da sie von ihrer Mutter überrumpelt wurde.

Nachdem sie eine Weile so am Dachfenster gestanden hatte, trat das Weib an eine Truhe, die hier oben stand und allerlei gelehrten Kram enthielt, von dem Bruder des Großbauern her, der auf einen geistlichen Herrn studiert hatte, aber jung gestorben war, noch vor den ersten Weihen. Diese Truhe öffnete die Bäuerin und wühlte unter den Büchern und Papieren herum, bis ihr ein Fernrohr in die Hand kam. Sie schob das Ding auseinander, trat wieder ans Fenster und guckte durch das Rohr in die Weite, dahin, wo sich die Landstraße dem unbewaffneten Auge in graublauem Dunst

verlor wie ein immer schmäler werdendes weißes Band.

Sie mußte aber auch mit dem Rohr nicht gesehen haben, was sie suchte, denn sie schüttelte unmutig das schöne Haupt, schob das Instrument wieder zusammen und legte es in die Truhe zurück.

„Wann i nur wüßt', wie mir is?“ murmelte sie dann, während sie sich mit der kräftigen, aber wohlgeformten Hand über Stirn und Scheitel strich. „So g'spaßig!“

Sie grübelte ein wenig nach über sich selber, aber sie vermochte kein Licht in das Dunkel zu bringen, das sie heute so ruhelos durch Haus und Hof, durch Küche, Stall und Keller umhergetrieben hatte vom frühen Morgen an, bis es sie endlich gar hierherauf führte auf den Dachboden, damit sie sich an der Fensterluke töricht benehme wie ein Sterngucker am hellen lichten Tage. Was ging sie der Simmerl an, der heute von den Soldaten zurückkommen sollte?

Am Ende beschied sich die junge Bäuerin, daß ihre Unrast wohl „im Geblüt“ stecken müsse. Damit verließ sie den Bodenraum. In der Milchkammer gab's für sie zu tun, alle Hände voll. Sie mußte die Butter auswiegen, die nach der Stadt sollte, große Körbe voll Eier, die den gleichen Weg antreten sollten, mußten nachgezählt werden. Die Arbeit half vielleicht klare Gedanken in den Kopf und Ruhe ins Geblüt kriegen. —

In der großen Stube im Oberstock des Hauses saß der reiche Jakob Größinger in seinem Lehnstuhl am Fenster. Seit zwei Jahren, seit er so viel kränkelte, saß er da oft und gern.

Mit vorgeneigtem Kopf, das graustoppelige Kinn in die Hand gestützt, sah der Bauer durch die kleinen, in Blei eingefaßten Fensterscheiben, an denen die Flie-

gen summten, hinab auf die Straße. Verdrossen, beinahe furchtsam war sein Blick. Auf seinem fahlen, schlaffen, kränklichen Gesicht lag ein unbehaglicher Ausdruck.

Der ungewohnte Müßiggang, zu dem ihn seine Kränklichkeit verurteilte, bekam dem Größinger nicht. Seit er so viel in der Stube hocken mußte, hatte er sich das Grübeln angewöhnt. Der Gegenstand, über den er spintisierte, war immer der nämliche: seine Resi, seine junge Frau. Heute nun waren die Gedanken, die der Bauer machte, ganz besonders grau und trübsinnig. Er sechsundfünfzig, sie sechsundzwanzig, das paßte doch gar nicht zusammen. Das mußte ja ein Unglück geben!

Vor sechs Jahren, als er seine Zweite nahm, war er ja auch um dreißig Jahre älter gewesen als sie. Trotzdem aber hatte es noch besser gepaßt damals, viel besser. Sein Haar war voll und schwarz, sein Körper füllte die Joppe prall aus, und eine Kraft spürte er in sich, eine Kraft, deren Gefühl ihm manchmal die Sinne umnebelte wie ein leichter Rausch. Wie ein Vierziger sah er aus damals, mit jedem Dreißiger nahm er's auf. Den schweren Erntewagen, den zu regieren der lange Hies, der stärkste Knecht auf dem Hofe, alle Mühe hatte, zog er mit einer Hand aus dem Schuppen, ganz leicht, just so, wie irgend ein kleiner Hosenmatz sein Spielzeugwägelchen hinter sich her zieht.

Heute aber . . .

Mit grämlichem, wehleidigem Lächeln besah der alte Jakob seine hageren Hände, auf denen die Adern dick und schwarzblau lagen. Seine Oberarme betastete er, und dabei stieg ihm's heiß und feucht in die Augen. Wie das dünn geworden war! Die Kleider schlotterten ihm ja nur so am Körper. Und das bißchen Fleisch,

das auf seinen Knochen saß, so weich und schlapp. Ja, ja, das Schlagerl vor zwei Jahren! Ein ganz leichtes Schlagerl war's bloß gewesen, aber alt wurde er seitdem, zum Erschrecken schnell alt.

Das graue Haupt des Sinnenden senkte sich tief auf die Brust herab. Es sah aus, als ob die Wucht einer unsichtbaren Last den hochmütigen Bauernnacken beuge. Die Gedanken hinter der niedrigen Stirn aber gingen ihren alten, gewohnten Weg weiter.

Damals, als er den Erntewagen mit einer Hand aus dem Schuppen zog, konnte er schon lachen darüber, wenn die Nachbarn schiefe Mäuler zogen und heimlich lose Reden führten über die zwei, die ein Ehepaar vorstellen wollten und dabei viel besser als Vater und Tochter zueinander gepaßt hätten. Er kannte die Weibsleute. Die schauen bei einem Mannsbild vor allem auf die Stärke. Und für den einen Unterschied, daß er schon ein paar „Katzkrallen", etliche Krähenfüße in den Augenwinkeln, hatte, während Resi das glatteste, sauberste Mädchengesicht auf viele Meilen im Umkreis ihr eigen nannte, konnte er einen anderen, viel gewichtigeren Unterschied in die Wagschale legen. Er war der reiche Größinger, saß auf dem schönsten Hofe in Gupfing und hatte in seiner Schlafstube eine richtige eiserne Geldkasse stehen, eine, wie sie die großen Kaufherren hatten, und drin in der Diebes- und Einbruchsfesten mehr Bargeld und Wertpapiere als mancher jener Kaufleute, die fürchterlich dick und vornehm taten, in der seinigen. Sie aber war das Kind des ärmsten Häuslers im Nachbardorf und hatte noch fünf Geschwister.

Im Anfang war ja auch alles ganz gut gegangen, sehr gut sogar. Resi blühte förmlich auf. Daran war freilich in der Hauptsache das gute und reichliche Essen

schuld, das sie jetzt hatte, während es bei ihr zu Hause knapp genug hergegangen war. Aber auch sonst merkte man's der jungen Frau an, daß sie sich völlig glücklich fühlte in ihrer neuen Lage, daß sie nichts vermißte. Ihr Blick war klar und kühl und verständig, über die Geschichten in den Kalenderbücheln, in denen die Liebe so brennheiß und rosenrot beschrieben wird, daß es gar nichts zu sagen hat, wenn so ein verliebtes Paar dabei zusammen Hunger leiden muß, lachte sie und wollte das dumme Zeug gar nicht mehr lesen. Kam sie zufällig dazu, wie einer der Knechte mit der Stalldirn schäkerte — namentlich der lange Hies war ein rechter Galgenstrick den Weibsleuten gegenüber — so tat sie, als sähe sie nichts. „Man muß die Augen nit just überall haben," war ihre Rede, „und den Dienstboten einen Spaß vergönnen, solang er nit gegen Zucht und Ehrbarkeit geht."

So war sie gewesen, die Resi, früher, so lange der Größinger seinen Erntewagen allein aus dem Schuppen ziehen konnte. Seit ihn aber der Schlag gerührt hatte —

Nicht, daß der Großbauer Grund zur Klage über sein Weib gehabt hätte. Kein Gedanke davon. Sie führte das große Wirtschaftswesen fast allein, da Größinger sich nicht viel darum kümmern konnte, und pflegte ihren hinsiechenden Mann auf das gewissenhafteste. Aber ihr Blick gefiel dem mißtrauischen, scharf aufpassenden Kranken nicht Der war jetzt manchmal verschleiert, mit einem unruhigen Flimmern in der Tiefe. Das waren beinahe die Augen einer ledigen, auf Liebeshändel sinnenden Dirn. Und einmal hatte Jakob seine Frau dabei ertappt, wie sie die Geschichten in den vorjährigen Kalendern, von denen sie nichts hatte wissen wollen, heimlicherweise nachlas. Das war keine Sünde, gewiß nicht, aber ein Anzeichen war's. Und wenn sie jetzt den langen Hies dabei erwischte, wie

er die Stalldirn in die roten Backen kniff, sah sie erst ein Weilchen ganz hingerissen zu, mit wogender Brust, die Nasenflügel blähend wie ein Fohlen, das über den Zaun springen und querfeldein jagen möchte, um gleich darauf auf die beiden wie ein richtiger Speiteufel loszufahren, so übertrieben heftig scheltend, daß die Leute, die sich keiner gar so schweren Sünde bewußt waren, ihre Bäuerin ganz verdutzt anstarrten. —

Immer tiefer sank das sorgenschwere Haupt des Grübelnden gegen die Brust herab. Es lag etwas in der Luft, mit der Bäuerin ging etwas vor. Je älter Größinger wurde, desto mehr verjüngte sich sein Weib. Von Tag zu Tag jünger wurde sie, die Resi. Wie, wenn das heiße junge Blut in ihr eines Tages so übermächtig stark würde, daß es die Gesetztheit, die Ehrbarkeit, den kühlen, erwägenden Verstand, alle die ehrenfesten Eigenschaften, die der Großbauer an seiner zweiten Frau so hoch schätzte, einfach mit sich fortriß?

Ein Schauer rann über den hageren Leib des Alten. Es war ihm zu Mut, als schreite das Unglück irgendwo aus der Ferne auf sein Haus zu, als müsse es jeden Augenblick die Dorfstraße entlang kommen, in den Größingerhof treten und sich mit ihm, dem Jakob, an den Tisch setzen, als ein vollberechtigter Gast, dem er nicht die Tür weisen durfte.

Wie, wenn es gar eine blaue Reservistenmütze trüge, dieses Unglück? . . .

Der Kranke zog die Brauen finster zusammen. Heute kam der Simmerl wieder! Ein alter, bresthafter Mann, dessen junges Eheweib und ein Bursch wie der Simmerl unter einem Dach, da hatte ja der Teufel alles hübsch nahe beisammen, was er gebrauchte, um ein Unglück zurechtzubrauen.

„Sie is ein brav's Weib," murmelte Jakob Grö-

ßinger zwischen den Zähnen, „noch . . . und der Bub is a grundehrliche Haut, hängt an mir wie an sein' leibeigenen Vatern für die Guttat, daß i das klanwinzige Bübl, was mir damals vor der Tür g'legen is, ang'nommen und auf'zog'n hab', als wär's mein eigen's Blut. Das hat freili' mehr mei' Selige 'tan wie i selber. War ja glei' rein vernarrt in das Kinderl, die Selige. Na ja, hat ja auch recht b'halten so weit. Jetzt, wo er groß g'wachsen is, sieht m'r's ja. Ein Kerl wie ein Baum, so was Vornehm's in ihm, als wär' er ein Graf. 'leicht is er einer. Wer weiß, wo sie's g'stohlen g'habt haben, das Buberl damals. Und a goldenes Herz hat er, der Bub, alles, was wahr is. Und der sollte . . .? Aber, aber, aber . . .!"

Es half nichts. Jetzt, da die Angst vor dem Simmerl, die Größinger in der letzten Zeit so zugesetzt hatte, ohne daß er recht wußte, was ihn quälte, sich einmal zur Klarheit eines in Worten faßbaren Gedankens durchgerungen hatte, ließ sie sich nicht mehr abweisen. Noch lag ja nichts vor. Der Bursch war seit drei Jahren bei den Kürassieren, und Größingers Krankheit hatte ja vor zwei Jahren erst angefangen. Simmerl war früher für Resi nicht viel mehr gewesen als einer der Knechte. Wie aber würde es jetzt werden zwischen den beiden?

Die Miene des Bauern wurde immer finsterer. Zwei kleine Züge waren ihm eingefallen, Dinge, die er kaum beachtet hatte, die aber jetzt schwere Bedeutung gewannen in seinen Augen. Voriges Jahr war Simmerl ein paar Tage auf Urlaub dagewesen, um an der Hochzeit seines besten Freundes im Dorfe teilzunehmen. Auf dieser Hochzeit hatte der schneidige junge Soldat auch mit Resi ein paarmal herumgetanzt. Größinger, der zusah, wunderte sich damals, daß sein kräftiges

junges Weib nach den paar Runden so heiß und atemlos war, und fragte Resi besorgt, ob ihr was fehle. Sie hatte verneint. Sollte etwas anderes als körperliche Angegriffenheit ihre Wangen so rot gefärbt, ihrer Brust den Atem benommen haben? — Ein halbes Jahr später schickte Simmerl seine Photographie. Er war eben Gefreiter geworden und hatte sich nach Soldatensitte aus diesem Anlaß photographieren lassen. Das kleine Bild war bald verschwunden, irgendwie in Verlust geraten. Hatte etwa Resi es an sich genommen? Und warum vermied sie es seit einiger Zeit so sorgfältig, von dem Burschen zu reden? Seit Monaten hatte sie seinen Namen nicht mehr in den Mund genommen. Fürchtete sie, sich dabei zu verraten?

Jakob Größinger nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein, und wenn er etwas merkte, zur rechten Zeit dazwischen zu fahren. Dann stützte er beide Ellbogen auf die Armlehne seines Großvaterstuhls, stemmte das Kinn auf die Handballen und sah wieder auf die Straße hinab. Jetzt lugte auch er nach der blauen Reservistenmütze aus, aber mit anderem Blick als die beiden jungen Weiber vom Heuboden aus. Angst und Haß glitzerten in seinen matten Augen, die Angst und der Haß, mit denen das Alter dem jungen Geschlecht entgegensieht, das da kommt, es zu verdrängen und zu berauben, um die Herrschaft über die Welt und ihre guten Dinge für sich in Besitz zu nehmen.

3.

Das Dorf Gupfing liegt drei Wegstunden von der Bezirksstadt, bis zu der die Eisenbahn benutzt werden konnte. Die heimkehrenden jungen Krieger, die am frühen Morgen entlassen worden waren, hätten also gut noch am Vormittag in Gupfing eintreffen können.

Aber die Wege eines Häufleins junger Männer, die nach drei Jahren harten Drills zum ersten Male wieder Freiheitsluft atmen, bilden eine wunderliche Zickzacklinie, und an jeder Ecke dieses Zickzacks steht ein Wirtshaus, in dem ein Fest- und Jubelschoppen getrunken werden muß. Die Berechnung, wann ein aus der Garnison heimkehrender Reservist zu Hause eintreffen werde, ist daher auch ein Problem, an dem selbst die ganz Gescheiten, die die Wiederkehr eines Kometen auf den Tag auszutüfteln wissen, zu schanden werden müßten, falls sie sich überhaupt daran wagten. Die drei Gupfinger hatten noch ziemliche Eile entwickelt, da sie schon am Spätnachmittag die heimische Feldmark erreichten.

Etwa eine Stunde vor dem Dorfe wurden die drei, die kreuzfidel Arm in Arm inmitten der Landstraße einherzogen und nun aus voller Kehle Soldatenlieder sangen, von einer Abordnung Gupfings feierlich eingeholt. Eigentlich galt diese Einholung nur zweien von den drei Reservisten, da sie aus den halbwüchsigen Geschwistern des Ferdl und des Sepp bestand. Dem jungen Volk war das Warten zu Hause zu lang geworden. Es hatte sich also aufgemacht, um den großen Brüdern, die so lange bei den Soldaten gewesen waren, gewiß also eine Menge zu erzählen wüßten und vielleicht sogar etwas Schönes mitbrachten, entgegenzugehen.

Simmerl, für den bei der freudig lärmenden Begrüßung bloß etliche flüchtige Händedrücke abgefallen waren, ging mit ein wenig trübseligem Lächeln hinter den beiden Kameraden her, die von dem unaufhörlich durcheinander schwatzenden und kichernden Rudel flachshaariger Buben und Dirnlein vorwärts gezogen und gedrängt wurden. Er verlangsamte absichtlich seinen Schritt, einmal blieb er gar stehen und fingerte an

seiner kurzen Pfeife herum, um die freudig lärmende Schar ein Stück vorausgehen zu lassen. Was sollte er bei dem Jubel, er, das Findelkind, das weder Bruder noch Schwester hatte, die ihm entgegengelaufen wären, weil sie sein Heimkommen nicht erwarten konnten!

Als die Pfeife in Ordnung war und wieder prächtig dampfte, reckte der Simmerl seine schlanke Gestalt mit jähem Ruck, als wolle er etwas abschütteln, und griff dann wieder nach seinem Handkoffer, den er neben sich auf den Straßenrain gestellt hatte. Er nahm den Koffer aber noch nicht auf, sondern zog die Hand zurück und versenkte sie in seine Hosentasche, aus der er sein nagelneues, kürzlich erst in der Stadt gekauftes Portemonnaie hervorzog. Aus einem der Fächer nahm er ein altes, vergilbtes Papier, das er sorgsam entfaltete, um dann eine ganze Weile auf die wenigen, von ungeübter Hand mit großen Buchstaben gemalten Zeilen niederzustarren, die es enthielt.

„Ich bin kein Zigeunerkind, sondern von christlichen, aber unglücklichen Eltern. Geboren bin ich am 2. Mai. Ich bitte um die heilige Taufe auf den Namen Simon.“

Am 15. Mai hatten sie ihn in aller Herrgottsfrühe vor dem Tor des Größingerhofs gefunden. Den Tag vorher waren Zigeuner durch Gupfing gezogen. Er war sorgfältig in frisch gewaschene, gute Leinwand ohne jede Marke gehüllt, an der über seiner Brust der Zettel mit einer Stecknadel befestigt war. Die Nadelstiche sah man noch am oberen Rande des Blattes. Dieses Stückchen Papier da, das er seit seinem vierzehnten Jahre bei sich trug, und die paar alten Lappen, die zu Hause in seiner Truhe ruhten, waren alles, was der Simmerl von seinen Eltern hatte.

Wieder und wieder las der Bursche die tausendmal gelesenen Worte. Es war, als wollten seine schwarzen

Augen jeden der plumpen Buchstaben um und um drehen, um ihnen das Geheimnis zu entreißen, das sie bargen ...

„Je, der Simmerl! Na, grüß Gott halt dahoam, Simmerl!“

Beim Klange der meckernden Stimme, die diese Worte zu ihm sprach, fuhr der Bursche aus seinen Gedanken empor. Ein verhutzeltes Weiblein stand an seiner Seite. Es mußte aus dem Buschholz, das sich zur Linken der Straße hinzog, hervorgekommen sein, ohne daß Simmerl es gemerkt hatte. Die Greisin sah im hellen Nachmittagslicht mehr einem unheimlichen, erbarmungswürdigen Gespenste ähnlich als einem Menschenkinde. Das dürftige, in lumpiges Kleiderwerk von unbestimmter Farbe gehüllte Körperchen war vom Kreuz an fast wagrecht nach vorn gebückt, so daß es aussah, als müsse das Weiblein auf die große, rotgefrorene krumme Nase fallen, wenn der derbe Hakenstock, auf den sie sich stützte, ihrer Hand entglitte. Unter dem alten Kopftuch hervor hing eine Strähne einst offenbar schneeweiß gewesenen, jetzt aber vor Alter schon wieder gelblich gewordenen Haares in ein Gesicht, das so winzig klein war, daß man ordentlich erstaunen mußte, wie auf diesem bißchen brauner Haut so viele tausend Falten und Runzeln Platz fanden. Vor dem tiefeingesunkenen, fast kreisrunden Löchelchen, das den Mund in diesem Gesichte vorstellte, stieß das aufwärts gekrümmte Kinn fast an die niederwärts strebende Nasenspitze.

„Die Waben!“ *) rief der Reservist und streckte der Alten die Hand hin. „Na, wie geht's denn halt immer?“

Die Greisin wiegte das Köpfchen. „Hoch in die

*) Abkürzung für Barbara.

Achtz'g geht's, Simmerl. Ja, ja, ja, der Tod muß s' rein vergessen hab'n, d' alte Wab'n, d' Gupfinger Dorfhex', wie mi' die lieben, braven Leut' heißen tun. Da is nit viel zu verzählen, wie's so ein' alten Häuserl Unglück geht. Aber du, Simmerl?" Sie sah dem Burschen mit ihren kleinen Augen, die durch ihre Klarheit und Schärfe von dem verfallenen Gesichtchen merkwürdig, fast unheimlich abstachen, in das hübsche, sonnenbraune Antlitz. „No' größer und stirker kommst mir für, als wie d' zu die Soldaten gangen bist, und der Schnauzer is dir woltern g'wachsen. Hast's gut g'habt mit dein' pechschwarzen Schnurrbartel bei die Stadtdirndeln, ha?" Sie kicherte und murmelte unter der Hakennase wie närrisch. Dann sagte sie, auf einmal wieder ganz ernsthaft: „Groß und stark bist wor'n, aber lusti' nit. Was hast denn da für a Zetterl in der Hand? Ui je, jetzt'n kenn' i's, das Papierl, war an dei' Wickelband ang'spandelt, gelt? Du armer Bub du, is dir halt recht schwar aufs Herz g'fallen, wie den andern ihre G'schwister entgegeng'rennt sein, daß d' so allein dastehst in der Welt?"

Simmerl war dunkelrot geworden. Er schämte sich offenbar ein wenig vor den hellen, scharfen Augen, die so tief in seiner Seele lasen. Dann hielt er auf einmal der Alten das Blatt hin und stieß in mühsam unterdrückter Bewegung hervor: „Waben — die Leut' sagen ja, daß du mehr könnt'st, wie Brot essen . . . Herauslesen tu mir's aus dem Zettel, wo ich her bin, wo ich hin g'hör', und i will dir geben, was d' magst!"

Die Alte schüttelte grinsend das Köpfchen und schob die Hand mit dem vergilbten Zettel zurück. „Aber Simmerl! — Wirst do' das G'red' nit glauben? Mehr wie Brot essen! Nit amal Brot essen kann i immer, weil i halt öfter amal keins haben tu'!" Sie

kicherte über ihren eigenen Spaß. „Und lesen kann i scho' gar nit. Du mein! Vor achtz'g Jahr', wie i kloan war, da war's no' nit so mit die Schul'n wie jetzt'n. Wann's d' mir geb'n willst, was i gern möcht', so gib m'r halt a bissel ein' Tabak für mei' Pfeiferl, aber für ein Vergeltsgott."

Der junge Mann zog sofort seine Tabaksblase hervor, und die Waben füllte sich mit vor Gier zitternden Händen den kurzen, schwarzgerauchten Pfeifenstummel, den sie aus ihrem Kittelsack hervorgegraben hatte. Simmerl zündete ihr auch ein Streichholz an, und die Alte sog die ersten Züge so hastig ein, daß sie husten mußte. Das Tabaksgeld mußte rar gewesen sein bei ihr in den letzten Wochen.

Als sie wieder zu Atem gekommen war, meckerte sie: „Mußt dir's nit so zu Herzen nehm'n, Simmerl. Schau, in frühern Jahr'n, wo die Leut' no' ein' Glauben g'habt haben, da hab' i öfter amal erzählen g'hört, daß über die armen Hascherl, über die Findelkinder, wer gar G'waltiger sei' Hand halten tut, d' Waldfrauen, die guten Feen. Wer waaß, 'leicht hast du aa so a Waldfrau, die sich annimmt um di' ..." Ihre Stimme war zu einem geheimnisvollen Raunen herabgesunken, bei dem Simmerl, so starknervig er war und so wenig er an Märchen glaubte, regelrechte Schauer über den Leib liefen. Dann ging's in gewöhnlichem, ein wenig schalkhaftem Tone weiter: „Und entgegen'gangen is dir do' wer, wann's d' auch kein' G'schwister hast, da kunnt' i drauf ein Jurament ablegen!"

„'leicht du selber, Waberl?" fragte der Bursch mit melancholischem Spotte.

Die Alte grinste. „Schau mir aner die Einbildung an!" belferte sie scherzhaft. „Meint der saubere Herr Soldat gar, die stoanältesten Weiberleut' selber müßten

vernarrt sein in ihn! I nit, Simmerl, i hab' di' nur so aus Zufall 'troffen. Kräutel suchen tu' i und Himbeer' brocken." Sie wies ihm den Korb, der an ihrem rechten Ellbogen hing und in dem es dunkelgrün und blutrot schimmerte. „Aber d' Manharter-Annerl. Vor einer halben Stund' hab' i s' a der Straßen herumschleichen und nach irgendwas auslug'n g'sehen. 'leicht hat s' dir was z' bestellen von ihrer Schwester, der Mierl. — So, und jetzt'n sag' i halt gelt's Gott für 'n Tabak, Simmerl. Muß mi' fleißi' dazuhalten, daß i mei' Sacherl z'samm'brocken tu', bevor d' Sonn' untergeht."

Mit dem Kopfe wackelnd und mächtige Rauchwolken ausstoßend, humpelte sie ins Gebüsch zur Seite der Straße.

Der lange junge Mensch mit der Reservistenmütze sah ihr mit verdutzten, zweifelnden Blicken nach. „Was hat denn die für Reden g'führt?" dachte Simmerl. „A Waldfrau ... a gute Fee! Rein zum Lachen! Man könnt' frei glaub'n, sie is ein bissel narrisch, die alt' Waben. Aber da is do' keine Spur davon. Die schaut do' den Leuten durch und durch, die alt' Hex'. Wie s' das mit der Mierl nur wieder heraus'kriegt hat?"

Mierl! Sowie die alte Kräutersucherin den Namen nur ausgesprochen hatte, war die trübselige Stimmung des harmlosen Burschen auch schon verflogen. Er sah ein süßes Gesichtchen vor sich, das ihn aus den hübschesten Braunaugen von der Welt zärtlich anguckte. Und ein roter Mund brannte in diesem Gesichtchen. Simmerl ging es heiß durch die Adern, als er daran dachte, wie wonnig dieser rote Mund küssen konnte. Er hatte es jetzt auf einmal so eilig, daß er die kaltgewordene Pfeife in die Joppentasche gleiten ließ, ohne

sie erst auszuklopfen, und den vergilbten Zettel, sein Heiligtum, so achtlos in den Hosensack schob, als wär's irgend ein gleichgültiges Stückchen Papier, um dann seinen Handkoffer aufzunehmen und mit langen Schritten die Straße dahinzustürmen.

Er war nicht mehr weit vom Dorfe entfernt, da raschelte es zu seiner Linken im Gebüsch, gleich darauf brach ein Wildfang von Dirnl aus seinem Hinterhalt hervor und sprang auf den Burschen los, daß die Falten des Kittelchens mit den blonden Haaren der übermütigen Person um die Wette flatterten.

„Grüß Gott, Simmerl!"

„Grüß Gott, Annerl!"

Sofort nach dem fröhlichen Gruße zog die Kleine ein schiefes Mäulchen.

„Zeit 'lassen hast dir aber!" schmollte sie. „Die anderen sein scho' vor einer guten Viertelstund' vorbei-'kommen. Ord'ntlich verschliefen hab' i mi' müssen im Buschwerk, daß s' mi' nit seh'n und mitschleppen. Und wann i so lang fortbleib' von dahoam, kann i mi' g'freu'n! Die Mutter hat a gar rogliche*) Hand, und der Watschenbaum blüht alle Tag'!"

Simmerl schmunzelte seelenvergnügt. „Hast denn auf mi' g'wart't, Dirnl?" fragte er neckend.

„Freili'!" bestätigte Annerl eifrig. Sie war jetzt auf einmal völlig ernsthaft, von dem Bewußtsein der eigenen Wichtigkeit sichtlich durchdrungen. „Schön grüßen soll i di' von der Mierl. Und sie laßt di' halt bitten, daß d' s' nit hoamsuchen sollst und am Sunntag nach der Kirch'n nit zu ihr zu geh'n. Weißt, Simmerl, es is halt weg'n unserer Mutter. Die hat heunt in der Früh d' Mierl dabei erwischt, wie s' vom Heu-

---

*) Bewegliche.

boden aus g'schaut hat, ob s' di' nit auf der Landstraßen sieht. Ganz wild war s' drüber, d' Mutter. G'scholten hat s' und g'sagt, wann s' mit dir was anbandelt, d' Mierl, so schlag sie s' halb tot. Na, und da hat der arme Hascher halt Angst. Aber am Sunntag nachmittag woll'n m'r Himbeer' suchen droben im Wald, so um d' Muttergotteseiche herum. Und da tät' sich d' Mierl halt von Herzen g'freu'n, wann du da wärst, Simmerl. Aufpassen müßt'n m'r halt, daß uns keine Leut' nit seh'n. Aber da droben kommt ja selten wer hin am Sunntag."

Simmerl war gehörig blaß geworden über diese Neuigkeit. „Ja, was hab' i denn ang'stellt, daß d' Manharterin gar so harb is auf mi'?" fragte er in heller Bestürzung.

Annerl zuckte die noch ein wenig hageren Schultern. Sie war viel zu zartfühlend, um es dem hübschen jungen Manne ins Gesicht zu sagen, mit welchem Schimpfwort ihn die herbe Frau belegt hatte. Sie sah ihn nur aus ihren madonnenhaften Blauaugen bedeutungsvoll an. Simmerl errötete unter diesem Blick. Er hatte verstanden. Gepreßten Tones sagte er: „I dank' dir halt schön, Annerl. Hoffentlich mußt nit gar zu arg büßen für den G'fallen, den du uns 'tan hast. Und die Mierl lass' i viel tausendmal grüßen. Sag ihr, wann nur sie sich nit ins Bockshorn jagen laßt und si' losreißen laßt von mir, i halt fest an ihr und wann ... i weiß nit, was geschehen sollt'. Und am End' wird d' Manharterin do' Vernunft annehmen und nachgeben müssen. Vorderhand aber will i's mein' armen Schatz nit gar z' schwer machen. Z'rückhalten tu' i mi' schon, so sauer mi's ankommt. Am Sunntag bin i natürlich schon vom Zwölfeläuten an um d' Muttergotteseich'n herum."

Annerl sah den aufgeregten Burschen mitleidig an. Dann lachte sie wieder und sagte ihm ein paar lustige, tröstende Worte, die freilich ihren Zweck, die düstere Miene Simmerls aufzuhellen, nur zum geringsten Teil erreichten. Ein rascher Händedruck noch, dann jagte Annerl dorfwärts davon, flüchtig wie ein Wiesel. Sie wollte nicht gern zu spät nach Hause kommen.

Simmerl hatte es jetzt weit weniger eilig als vorhin. Verdrossen schlenderte er vorwärts und starrte dabei zu Boden, als wolle er die Schottersteine zählen, die da und dort auf der glatten Chaussee lagen. Wieder schwebte ihm ein weibliches Antlitz vor dem Blick. Aber es war nicht mehr Mierls liebliches Jungfrauengesichtchen. Die stolze, voll erblühte Schönheit eines reifen Weibes sah er vor sich, dem das metallisch glänzende, schwere Blondhaar um die marmorne Stirn schimmerte, dessen Lippen schier gar zu rot und üppig prangten. Und in den großen, feuchtschimmernden blauen Augen des Weibes flimmerte es wie Hohn, um die Winkel des prangenden Mundes zuckte es spöttisch ...

Sie allein war schuld an Simmerls Unglück, sie, die zweite Frau seines Pflegevaters. Darüber waren dem Burschen vorhin, bei Annerls bedeutungsvollem Blick, die Augen urplötzlich aufgegangen. Eine Menge kleiner Vorfälle, die er früher wohl bemerkt und gefühlt, aber nach der leichtherzigen Art der Jugend wenig beachtet hatte, fielen ihm innerhalb einer Sekunde wieder ein und hatten nun Sinn und Bedeutung gewonnen. Welcher Wechsel sich in dem Verhalten der Dorfleute gegen ihn vollzog, damals, als Größinger zum zweiten Male heiratete und es bekannt wurde, daß er seinem jungen Weibe für den Fall seines Todes alles verschrieben habe. Früher hatte er fast das nämliche Ansehen genossen wie ein rechter Sohn des reichen

Bauern, man sah in ihm den wahrscheinlichen Hoferben, da Größinger nahe Verwandte nicht hatte und mit den weitschichtigen nicht eben im besten Einvernehmen stand, dagegen auf Simmerl große Stücke zu halten schien. Nach dem Einzuge Resis auf den Hof war er mit einem Schlage nur noch das aus Barmherzigkeit aufgenommene Findelkind, das geduldet wurde, solange es seine Schuldigkeit tat und solange es der neuen Herrin so beliebte. Fiel es der jungen Bäuerin anders ein, so konnte der hausfremde Bursch sich irgendwo anders als Knecht verdingen. Und zu erben hatte er keinen roten Kreuzer.

Daß er nichts mehr zu erben hatte, war sicher der einzige Grund für das beispiellos feindselige Verhalten der Manharterin. Die war auf das Geld aus wie der Teufel auf die armen Seelen. Daß er ein Findelkind war, konnte der Grund nicht sein. Das hatte sie doch früher nicht abgehalten, sehr süß und freundlich mit ihm zu tun. Die neue Größingerin war schuld an allem!

In ziemlich verbitterter Stimmung erreichte Simon endlich das Dorf. Er blickte nicht links noch rechts, auf die Grüße, die ihm da und dort über ein Zaungatter weg oder aus einer offen stehenden Haustür zugerufen wurden, antwortete er kaum. Wenn ihm einer oder der andere in den Weg trat, ihm die Hand bot und ihn fragte, wie es ihm gegangen sei unter den Soldaten, kostete es ihn alle Mühe, mit der schicklichen Freundlichkeit Rede zu stehen. Sein leidenschaftliches Wesen ließ ihn, da einmal das Mißtrauen in ihm wach geworden war, überall verkappte Geringschätzung und Feindseligkeit wittern. Findelbalg! Findelbalg! tönte es ihm von allen Seiten entgegen. Die Enten, die den Rinnstein entlang watschelten, schienen

es zu schnattern, die Tauben auf den Dächern gurrten, die Hühner gackerten es, die staubigen, verkümmerten Bäume in der Dorfstraße rauschten es im Abendwind.

4.

„Der Simmerl!“ Mit diesem halblauten Ausruf ließ die Größingerin fast den Löffel fallen, in den sie eben eine Medizin für den Bauern goß, als der Reservist in die Stube trat. Der alte Jakob streifte das Gesicht seiner so merkwürdig schreckhaften jungen Frau mit einem schrägen Blick und antwortete ziemlich kühlen Tones auf das „Grüß Gott, Vater!“ des Pflegesohnes: „Na, bist wieder da? — Was gibt's Neu's?“

Ehe er sich setzte und zu erzählen anhub, mußte Simmerl wohl oder übel auch der Bäuerin die Hand reichen und sie begrüßen. Der Kranke belauerte den Hergang mit Argusaugen und war nicht gerade unzufrieden mit dem, was er sah, Resi war ja aufgeregt genug, wenn sie sich auch alle Mühe gab, gleichgültig zu scheinen. Der Bub aber sah sie beinahe finster an. Der war wohl in der Stadt klug geworden und hatte eingesehen, wie arg ihm die Resi ins Gehege gekommen war. Vor ein paar Tagen noch hätte Größinger die Vermutung, der Pflegesohn könne jemals auf seinen Tod spekuliert haben, mit Entrüstung abgewiesen. Jetzt glaubte er fest daran und freute sich darüber. Hatte er doch in diesem Groll Simmerls das Mittel gefunden, die beiden jungen Leute auseinander zu halten, nachdem er sich den ganzen Tag das Hirn zermartert hatte. Wenn er diese Abneigung Simmerls fleißig nährte, kam er vielleicht um die Notwendigkeit herum, den Burschen aus dem Hause tun zu müssen, was Gezischel und Munkeln unter den Nachbarn gegeben hätte und auch sonst nicht angenehm gewesen wäre. Simmerl

suchte als Arbeiter seinesgleichen, und tüchtige Leute waren schwer zu finden. Lief doch alles junge Volk in die Stadt, in die Fabriken.

Der Alte fing sofort an, das Eisen, das er so unerwartet im Feuer gefunden hatte, zu schmieden. Simmerl erzählte, sein Rittmeister, der ihn sehr gern habe, habe ihm vorgeschlagen, zu kapitulieren, er habe sich aber bedankt.

„War das nit ein bissel unb'sinnt von dir?" fragte da der alte Bauer.

Simmerl machte große Augen. „Ihr redet so, Vater? Wo doch Euer ewige Klag' is, daß alles vom Land fortrennt in d' Großstadt?"

Größinger hüstelte und warf einen beredten Blick zu seinem Weib hinüber. „I mein' halt so, Simmerl. Weil i dir alles Gute vergönnen tät'. Und — in der Bäuerei hast halt so gar keine Aussicht nit, außer du tätst ein' Hof derheiraten."

Simmerl zuckte die breiten Schultern. „Und wenn i wüßt', daß i als Knecht stirb, i hätt' nein g'sagt," erwiderte er. „Das Stadtleben is nix für mi'. Ich hab' z' wenig Luft zwischen die Mäuer'."

Größinger, dessen Laune sich nun zusehends besserte, zwinkerte schalkhaft mit den Augen. „Hast 'leicht gar was Lieb's da in Gupfing, Hallodri, du?" fragte er. „Weißt am End' den Hof schon, auf den du heirat'n möcht'st?"

Die neckende Frage hatte den Zweck, zu erproben, was für ein Gesicht Resi zu dieser Möglichkeit machen würde. Zu seinem Leidwesen konnte Jakob aber dieses Gesicht nicht sehen. Resi hatte zufällig gerade den Kopf von ihm weggewandt. Ob's wirklich nur Zufall war?

Simmerl stutzte bei dieser unerwarteten Frage. Einen Augenblick lang wandelte es ihn an, dem alten

Mann, der Vaterstelle an ihm vertrat und zwar die Stelle eines gütigen Vaters, seine Liebessorgen zu beichten und ihn zu bitten, er möge bei der Manharterin für ihn wirken. Dann verwarf er aber den Einfall wieder. Der alternde Mann stand ja ganz und gar unter dem Einfluß seiner Frau. Resi hätte ihn aber sicher abgehalten, ja sogar die Manharterin erst recht aufgehetzt, beides aus Angst, Größinger könnte dem Pflegesohn etwas in die Ehe mitgeben wollen. Geldgierig war sie sicher. Warum hätte sie sonst den alten Witwer, der reichlich ihr Vater sein konnte, genommen?

Aus diesen Erwägungen heraus erwiderte er ablehnend: „Aber Vater! I bin do' drei Jahr' fort g'wesen von Gupfing und in der ganzen Zeit nur zweimal auf Urlaub z' Haus 'kommen. Die Sonntagausflüg', wo i nur ein paar Stunden da hab' sein können, zähl'n doch nit."

Jakob Größinger strahlte förmlich. Simmerl hatte ein Weilchen herumgedruckst, ehe er diese verneinende Antwort gab. Folglich hatte er wirklich was, mochte aber noch nicht davon reden. Das war ja prächtig. Wer in die eine verschossen ist, ist für die andere blind und taub. Und diese Gleichgültigkeit Simmerls mußte Resi, falls die wirklich im stillen ein Auge hatte auf den hübschen Burschen, gar bald mit bitterer Feindschaft gegen ihn erfüllen. Von allen Dingen auf Erden vertrugen die Weibsleute das eine am wenigsten, einen kalt zu finden, dem gegenüber sie selber warm wurden.

In seiner Freude über diese glücklichen Entdeckungen ließ der Großbauer zum Abendessen, das er mit Frau und Pflegesohn heute oben auf der Stube einnahm, während die Leute unten in dem geräumigen Hausflur aßen, einen tüchtigen Krug Eigenbauwein aus dem Keller holen. Als er das zweite Glas im Leibe hatte,

fing er gar an, Schnaderhüpfel zu singen, wenn auch mit etwas zitteriger Stimme, und schnakische Geschichten zu erzählen.

Resi hatte bis jetzt kaum ein Wort in das Gespräch der beiden Männer geworfen. Als der Bauer es aber gar zu arg trieb, legte sie sich endlich ins Mittel. „Aber Mann — wird dir's denn gut tun? Der Doktor sagt do' alleweil, du sollst nit viel trinken."

Viel hatte der Alte nun eigentlich noch nicht getrunken. Aber sein herabgekommener Körper vertrug auch die mäßige Menge nicht mehr. Er hatte bereits einen ziemlichen Rausch. In seinem Dusel empfand er die Mahnung wie einen Eingriff in sein Mannesrecht. „Was willst denn?" brummte er unfreundlich. „Gunnst uns 'leicht das bissel Lustigsein nit, ha?" Er redete sich in eine förmliche Zanksucht hinein und gab seinem jungen Weibe allerlei spitze Worte zu kosten.

Sie suchte ihn zu begütigen, hatte aber wenig Glück damit.

Simmerl saß wortkarg daneben. Der Bäuerin geschah ja offenbares Unrecht. Aber was ging's ihn an? Das konnte wirklich niemand von ihm verlangen, daß er sich seiner Feindin annähme auch noch.

Auf einmal hörte der alte Jakob zu schelten auf und kicherte in plötzlicher Lustigkeit vor sich hin. Ein prächtiger Spaß war ihm da eingefallen. Daß die Resi und der Simmerl einander spinnefeind waren, das war ja bombensicher! Bombensicher war's! Würden die Gesichter schneiden, wenn er ihnen auftrug, was ihm soeben eingefallen war. Zum Totlachen!

Er faßte mit der knochigen, dick geäderten Hand den vollen Arm Resis und sagte, mühsam das Lachen verbeißend: „Überhaupt — den ganzen Abend bist dag'sessen wie a ang'malene Heilige. Was is's denn

nachher? G'freust di' denn gar nit, daß der Simmerl wieder da is? Muß si' ja kränken, der arme Bub, wann er glaubt, daß du 'n nit leiden magst. — Jetzt'n geht's her all' zwei und gebt's enk a schön's Bussel, wie si's g'hört zwischen Mutter und Suhn."

Der Bursch sah finster auf die Tischplatte nieder, als er den Alten so reden und kichern hörte. Dem schönen Weibe schoß die jähe Glut ins Gesicht, bis hinauf unter das schimmernde Goldhaar.

„Aber Größinger . . .!"

Größinger klatschte in die Hände und gluckste vor Lachen. „Ein Bussel tust ihm geben! I schaff' dir's! I, dei' Mann, der Herr im Haus! Na, wird's?"

Gegen diesen Eigensinn des halb Trunkenen half kein Sträuben. Resi stand endlich auf, trat an Simmerl heran, neigte sich über ihn und preßte ihren Mund auf den seinigen.

Der alte Jakob wälzte sich förmlich in seinem Stuhle vor Vergnügen über diesen Anblick. Wie die beiden auseinander fuhren nach dem Bussel! Nicht leiden konnten sie sich, das war sonnenklar. In seinem Dusel merkte er nicht, wie sonderbar die beiden jungen Menschen ihre Gesichtsfarbe gewechselt hatten bei dem Kusse. Jetzt war Simmerl blutrot bis in die Stirn hinauf, und Resi kreidebleich. Nur ihr roter Mund leuchtete förmlich unheimlich aus dem weißen Gesicht hervor. Und in ihren Augen war ein so sonderbares Glitzern. Dieses Glitzern sah Größinger trotz des Nebels, den ihm der Wein über die Augen gelegt hatte. In seinem Rausche war ihm aber die Einbildung, zwischen den zweien bestehe erbitterte Feindschaft, förmlich zur fixen Idee geworden. So legte er sich diesen unruhigen, flimmernden Blick des jungen Weibes als ein Zeichen ihres Ärgers aus, daß sie den verhaßten Burschen hatte

küssen müssen, und freute sich diebisch darüber. Er schwätzte noch allerlei ungereimtes Zeug. Dann wurde er auf einmal schlaff und verlangte, Resi solle ihn zu Bette bringen.

Als der Alte so weit war, griff der Simmerl nach seinem Hute. „Ich lauf' noch ein bissel durchs Dorf," sagte er und war aus der Tür, ehe die Bäuerin etwas antworten konnte.

Draußen lag weißer, fast tagesheller Mondschein über der Dorfstraße. Simmerl trachtete so rasch als möglich das freie Feld zu gewinnen und wanderte tief atmend kreuz und quer die von Kindheit auf vertrauten Wege und Steige.

Sein Blut, das unter dem wilden Kuß der Bäuerin so schwül und heiß emporgewallt war, hatte sich bald beruhigt. Als er erst so weit war, kamen allerlei wechselnde Empfindungen über den jungen Mann: Reue und heiße, ehrliche Empörung. Reue darüber, daß er eine solche Anwandlung überhaupt hatte haben können. Das war ja beinahe Untreue an seinem armen, geliebten Mädchen, das um seinetwillen so viel Schweres erdulden mußte. Der Zorn aber wandte sich gegen das schöne blonde Weib da hinter ihm im Größingerhofe. Was brauchte die ihn so zu küssen, da sie ihrem betrunkenen Manne den Willen schon tun mußte? Sie war wohl eine Erzkokette, die schöne Resi, eins jener Weiber, denen es Spaß machte, jedem jungen Menschen, der ihnen über den Weg lief, den Kopf zu verdrehen. Da sollte sie aber an den Unrechten gekommen sein. Nicht bloß um Mierls willen.

Simmerl erwog allen Ernstes, ob er nicht bei Gelegenheit mit seinem Pflegevater reden sollte. Aber er fand am Ende, daß das nicht recht anging. Ein Mannsbild, das sich darüber beklagte, daß ein Frauenzimmer

bei einem Scherzkuß den Mund zu fest auf den seinen gedrückt habe, das war zu lächerlich. Wenn sie mit anderen ähnliches versuchte, gingen dem Alten die Augen schon von selber auf. Blinde Vertrauensseligkeit war der Fehler Jakob Größingers nie gewesen.

Simmerl nahm sich schließlich vor, an die ganze fatale Geschichte möglichst wenig zu denken. Um sie sich sofort aus dem Sinne zu schlagen, blieb er stehen und blickte um sich her in die helle Nacht.

Wie schön das war! Er stand auf einem Feldrain inmitten eines Meers wogender Kornähren, über sich den dunkelblauen Himmel mit der weißen Vollmondscheibe, von der die Strahlen niederrieselten wie ein unendlich feiner, leuchtender Reif. In einiger Entfernung, jenseits der Getreidefelder, stand schwarz und ernst und schweigend der Hochwald. Und wie lebendig sie im Grunde war, die scheinbar so stille Nacht, wie voll heimlicher Geräusche. Die schwankenden, erntereifen Halme rauschten leise, da und dort glitt etwas, hüpfte etwas raschelnd dahin, manchmal war's, als regte sich das ganze Feld. Und ganz aus der Ferne, wohl vom Walde herüber, kam manchmal ein unheimlicher, klagender Ton.

Dem jungen Manne wurde es ganz merkwürdig zu Sinn, so kinderfromm und märchengläubig. Er mußte an die krausen Reden der alten Waben denken, daß vielleicht eine guttätige Waldfrau ihn, den elternlosen Findling, heimlich behüte. Einen Augenblick gab er sich der Vorstellung hin, daß dieses geheimnisvolle Wesen eben jetzt unsichtbar hinter ihm stehe oder in irgend einer Tiergestalt, etwa als buntes Schlänglein mit einem Funkelkrönchen auf dem Haupte, irgendwo zwischen den Halmen lausche und ihn ansehe mit menschlich-klugen Tieraugen.

Schließlich mußte er über sich selber lachen. So ein Unsinn! Es ging ihm wohl wie dem alten Größinger, der Wein war ihm zu Kopfe gestiegen?

Halblaut vor sich hin summend, wanderte Simmerl nach dem Dorfe zurück. Er wählte seinen Weg so, daß er am Manharterhofe vorüberkam. Nachdem er behutsam um sich geblickt hatte, ob ihn niemand beobachte, blieb er stehen und sah nach dem niedrigen Hause hinüber, das schweigend dalag im Mondschein. Es war ein simples Bauernhaus, keine Spur von Baukunst war darauf verwendet, aber Simmerl erschien es schöner und anziehender als der vornehmste Palast, den er in der Garnison gesehen hatte. Wußte er doch seine Mierl drinnen. Da droben das kleine Fenster unter dem Giebel, in dessen Scheibe sich das Mondlicht glitzernd brach, das gehörte wohl zu der Mädchenkammer. Dahinter lag sie und schlief sanft und süß. Oder sie schlief auch noch nicht, sondern lag wach und plauderte mit Annerl, von ihm natürlich. Licht brannten die Mädchen nicht dabei, weil ihnen der Vollmond so schön in die Kammer schien. Auch wohl aus Angst vor der geizigen Mutter.

Simmerl guckte so lange zu dem blinkenden Fensterchen empor, bis ihm die Augen feucht wurden. Dann murmelte er halblaut: „Gute Nacht, du mein herzlieber Schatz!" und wandte sich zum Gehen.

Als er den Größingerhof betrat, schlug der Hund an seiner Kette knurrend an. Zugleich erhob sich von der Sitzbank neben der Haustür eine Gestalt. Ein großes, schlankes Weib war's, mit weißem Gesicht, über dem das Haar wie eine goldene Krone im Mondlicht schimmerte.

„Bist lang draußen 'blieben, Simmerl," sagte Resi.

Der Bursch antwortete mit der Frage: „So spät no' auf, Bäuerin?"

„J hab's auch gern, wann der Mond so schön scheinen tut, und bei der Nacht in die Felder umspazieren schickt si' nit für unsereins."

Die Frau plauderte in nachlässigem, sonderbar träumerischem Tone noch von dem und jenem, offenbar ohne es zu bemerken, daß Simmerl nur kurze und nicht eben freundliche Antwort gab. Auf einmal fragte sie ganz unvermittelt: „Simmerl, hast die Wahrheit g'red't, wie du heut' g'sagt hast, du hätt'st no' kein' Schatz, oder hast es bloß dem Größinger nit sagen mögen? Mir kannst es schon eing'steh'n. Wir Frauen verstehen uns besser auf solche Sachen wie ein alter Mann."

„Wann i was z' erzählen hätt'," erwiderte der Bursch ablehnend, „so hätt' i's dem Bauern erzählt, der mein Lebtag wie ein rechter Vater g'wesen is zu mir."

Resi machte eine verwunderte Bewegung bei dem rauhen Tone dieser Antwort. Aber ehe sie etwas sagen konnte, krächzte es mit meckernder, erloschener Greisenstimme von der Straße her über den Hofzaun: „Nau, so spat in der Nacht no' auf? Ein bissel frische Luft schöpfen halt no', ha?"

„Die Waben!" sagte Simmerl. Er ging rasch auf die Stelle zu, wo das gespenstische Köpfchen der Alten über den Zaun lugte. Es war gerade, als freue er sich, das Gespräch mit der Resi unterbrochen zu sehen, und wollte seine Freude recht geflissentlich zeigen. Langsamer, wie unangenehm berührt, folgte ihm die Bäuerin.

Die stechenden Augen der Alten funkelten bald dem einen, bald der anderen ins Gesicht, während sie auf Simmerls Frage, wo sie jetzt noch herkomme, antwortete: „Kräuteln suchen will i no', Simmerl. 's gibt solchene, die muß m'r beim Mon'schein brocken, wann s' d' rechte

Kraft haben soll'n." Dann wandte sie sich zu Resi: „Na, Bäuerin, wie geht's denn 'm Größinger?"

Die stattliche Frau zuckte die Achseln. „Wie immer halt."

Der lauernde Blick der Kräutersammlerin tastete förmlich an dem schönen Gesichte des jungen Weibes herum, während sie meckerte: „Tust mir rechtschaffen lad, Größingerin. So a lebfrisch's, sauber's jung's Weiberl und ein' alten, krank'n Mann." Sie blinzelte bedeutungsvoll zu Simmerl hinüber, als wolle sie sagen, daß einer wie der besser zu Resi gepaßt hätte. Dann meckerte sie weiter: „Is übrig'ns selber schuld, der Größinger, daß 's ewi' nit wer'n will bei ihm mit 'm lieben G'sund. Will ja nix wissen von der alten Waben und ihre Mitteln. Na ja, is halt a Auf'klarter. Laßt si' lieber von ein' studierten Doktor aus der Stadt verpatzen, als von unserein' auskurier'n mit Kräutertee und Sympathie. — Jetzt'n muß i aber machen, daß i weiterkumm'. Guete Nacht allzwei, und guete Unterhaltung!"

Sie grinste und kicherte auf ihre närrische Art unheimlich unter der krummen Nase hervor, nickte erst dem Burschen, dann dem jungen Weibe, dann wiederum Simmerl bedeutungsvoll mit dem wackelnden Kopf zu und humpelte davon.

Als die Alte fort war, wandte sich Resi, um zu Simmerl, den sie noch an ihrer Seite glaubte, etwas zu sagen. Der Bursch war aber nicht mehr da. Sie sah ihn eben noch hinter der Haustür verschwinden. —

Als Jakob Größinger des anderen Morgens erwachte, ärgerte er sich ganz gehörig über sich selber. Welcher kindische Leichtsinn von ihm, sich bei seinem Gesundheitszustand zu betrinken. Nun hatte er die Folgen zu spüren, Kopfschmerzen, ein elendes Gefühl

im Magen, im Munde einen gallenbitteren Geschmack. Und was noch schöner war als alles: in seinem Rausche hatte er eine geradezu riesenhafte Dummheit begangen. Er hatte sein Weib geheißen, den Simmerl küssen! Wie, wenn die zwei auf den Geschmack gekommen wären dabei!

Die erste Frage, die er an Resi richtete, als sie hereinkam, nach ihm zu sehen, galt dem Pflegesohne. Simmerl war längst nicht mehr zu Hause, sondern mit dem langen Hies in den Weingarten gegangen. So gern es der Alte sonst hatte, wenn sich seine Leute betriebsam zeigten, heute beachtete er diesen Eifer des Simmerl gar nicht, der, kaum vom Militär zurückgekommen, sich sofort in die Arbeit stürzte. Er war übelster Laune. Resi hatte unter seiner Reizbarkeit tüchtig zu leiden. Sie nahm aber alles hin, ging gemütsruhig ab und zu und tat ihre Schuldigkeit in Haus und Hof und Krankenstube mit dem nämlichen Gesicht, das sie seit langer Zeit alle Tage zur Schau trug, in sich gekehrt und zerstreut, mit einem Blick, als sei bloß ihr Körper, ihre Hand bei dem, was sie gerade tat, ihre Gedanken aber, Gott mochte wissen, wo.

Mittags kam Simmerl nicht nach Hause. Den Leuten im abgelegenen Weingarten, die mit dem Hin- und Herwandern zu viel Zeit verloren hätten, wurde das Essen hinausgeschickt. So mußte Größinger seine brennende Begierde, die beiden Beargwöhnten nebeneinander zu sehen, ihre Mienen zu belauern, auf den Ton zu horchen, in dem sie zueinander redeten, bis zum Abend hinhalten. Als Simmerl endlich da war, besserte sich die Stimmung Größingers bald, Resi zeigte sich steif und zurückhaltend, der Bub begegnete ihr kalt, beinahe rauh. Da war nichts zu fürchten, Simmerl trug ihr's nach, daß sie seine heimlichen Zukunftshoff-

nungen durchkreuzt hatte, und sie fühlte sich durch sein unfreundliches Verhalten beleidigt.

Dieser Eindruck vertiefte sich in Jakob Größinger von Tag zu Tag. Bald war er dahin gelangt, über sich selber zu lachen, wenn er der Befürchtungen gedachte, mit denen er der Rückkehr des Simmerl entgegengesehen hatte.

5.

Am ersten Sonntag nach seiner Heimkunft ging Simmerl wohl zur Kirche, aber gleich nach dem Gottesdienste wieder nach Hause. Mit Mierl durfte er nicht reden, so freute es ihn auch nicht, nach der Kirche auf dem Dorfplatze herumzustehen und mit den Leuten wertloses Zeug zu schwätzen. Er tat dafür lieber einiges im Gemüsegarten. Auf das gemeinsame Mittagessen, das am Sonntag auf dem Lande etwas später eingenommen wird als Werktags, wartete er nicht, sondern ließ sich schon vorher etwas zu essen geben. Er wolle einen Kompaniekameraden besuchen, gab er an, und müsse darum beizeiten fort, denn er habe gute drei Stunden Weges vor sich.

Kurz vor zwölf Uhr verließ er das Haus. Von der Landstraße wandte er sich aber bald seitwärts in den Wald. Auf einsamen Fußpfaden stieg er bergan, bis er nach einer Stunde etwa auf eine Waldlichtung kam. Inmitten des freien Platzes stand eine große Eiche mit knorrigem Stamm und breit ausladendem Geäst. An der Rinde des Baumes war unter einem aus zwei verwitterten Schindeln gebildeten Schutzdach das kunstlose Bildnis der heiligen Maria mit dem Jesuskinde befestigt, von dem der Baum die Muttergotteseiche hieß.

Simmerl trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Der Tag war drückend schwül, und der Anstieg, den der Bursch gewählt hatte, um nur ja niemand zu begegnen, war ziemlich steil gewesen. Dann warf er sich unter der Eiche ins Gras, zündete sich seine Pfeife an und sah hinaus ins Weite.

Die Aussicht war sehr schön. Simmerl übersah von seinem Rastplatze aus die ganze weite grüne Ebene, bis hinüber an die breite Wasserfläche der Donau. Zu seiner Rechten sah er Gupfing liegen, mit winzig kleinen, wie aus einer Spielzeugschachtel ausgepackten Häusern, zur Linken ragten in dunstumhüllter Ferne die Kirchtürme der nächsten Stadt. Jenseits der Donau stand ein Gewitter. Der Bub betrachtete das schwarzblaue Wolkengebirge und erwog die Möglichkeit, daß es über die Donau herüberziehen könnte. Das wäre schlimm gewesen. Es gab am Ende Hagel auf die der Schnitter harrenden Kornfelder von Gupfing. Aber wenn es auch bloß Regen gab, so konnten die Manharter Dirndeln nicht gut in die Himbeeren gehen. Für alle Fälle begann Simmerl von den Buschen, die ganz dunkelrot von reifen Beeren waren, einen ziemlichen Vorrat zusammenzupflücken. Wenn Annerl, die doch nur im Wege gewesen wäre, dann fleißig weiter tat, konnte Mierl ruhig mit ihm plaudern, und die Mädchen brachten doch so viel heim, daß in dem alten Drachen, der Manharterin, kein Verdacht aufkommen konnte.

Simmerl hatte schon einen ganzen Berg der purpurnen Beeren beisammen, seine Taschenuhr wies drei Uhr, das Gewölk drüben hatte den Strom nicht überschritten, sondern sich verzogen, aber von den Mädchen war noch immer nichts zu sehen noch zu hören. Der Bub legte sich also wiederum, so lang er war, unter der Muttergotteseiche ins Gras, aß, um seinen Durst

zu stillen, langsam eine Handvoll Himbeeren und begann nachzudenken.

Die Sache mit Resi wollte ihm nicht aus dem Sinn. Der allzu lebhafte Kuß damals hatte ihn aus seiner Arglosigkeit aufgerüttelt. Seither hatte er noch manchen merkwürdigen Blick aufgefangen, mit dem die Bäuerin, die sonst so hölzern tat, ihn ansah, wenn sie sich unbeobachtet glaubte. Simmerls Gemüt war reiner, als es bei einem jungen Manne in den Zwanzigerjahren gewöhnlich zu sein pflegt, der Gedanke, die Frau seines Pflegevaters könne ihm verliebte Augen machen, empörte ihn immer wieder so sehr, daß er ziemlich viel dafür gegeben hätte, nicht an dieses Unerhörte glauben zu müssen. Aber schließlich hatte er eben erst drei Jahre in der Großstadt zugebracht und besaß dazu scharfe Augen und einen hellen Verstand. So mußte er sich's, so sehr er sich dagegen sträubte, am Ende doch eingestehen: die Größingerin, die sich neben ihrem alten, kränkelnden Manne langweilte, hatte es heimlich auf ihn abgesehen.

Das wäre dem Simmerl an sich sehr gleichgültig gewesen. Mochte das Weibsstück, wie er Resi verächtlich nannte, sich mit seinen sündhaften Gedanken herumschlagen. Was ging das ihn an? Wenn sie etwa die Schamlosigkeit so weit trieb, ihm gegenüber etwas laut werden zu lassen, wollte er ihr schon heimleuchten. Ihn quälten die Folgen, die jene widerliche Geschichte für seine Beziehung zu Mierl haben konnte. Zwei Gefahren drohten aus diesem Wetterwinkel. Der alte Größinger konnte dahinterkommen, was in seinem Weibe vorging. Dann konnte Simmerl auf der Stelle den Hof verlassen und sich als Knecht verdingen, und zwar hübsch weit von Gupfing, denn so weit der Einfluß des Großbauern reichte, nahm ihn so leicht niemand

auf. Dann war er also von seinem Schatz getrennt, viel gründlicher noch als jetzt schon. Oder die Resi kam dahinter, daß er und die Mierl sich gut waren. Dann kehrte sich ihre eifersüchtige Wut gegen die arme Dirn. Sie machte sich an die Manharterin heran, und dann hatte Mierl die Hölle im Hause, wenn sie nicht gar mit Gewalt an irgend einen verheiratet wurde.

Alle diese Möglichkeiten, vor allen aber die letzte, trieben dem armen Jungen den Angstschweiß aus allen Poren. Dazu hatte er das beschämende Gefühl, daß einer, der gerissener gewesen wäre als er, allen diesen Gefahren zu begegnen und sogar aus der Sachlage noch irgendwie Vorteile herauszuschlagen gewußt hätte. Er zerbrach sich aus Leibeskräften den Kopf, wie das gemacht werden müßte, aber es wollte ihm nichts einfallen.

„Ich bin halt z' dumm," sagte er sich endlich entmutigt.

Damit aber tat er sich unrecht. Er war zu ehrlich.

Das Grübeln nach der anstrengenden Wanderung durch den heißen Sommernachmittag hatte ihn rechtschaffen müde gemacht. Ehe er sich's versah, fielen ihm die Augen zu. Er schlief nicht völlig ein, sondern lag in einer Art Halbschlummer, aus dem er sich nicht gleich aufzuraffen vermochte, als er nach irgend einer Zeit, über deren Länge er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, eilige Schritte herankommen hörte.

Auf einmal fühlte er einen weichen, warmen Mund auf dem seinigen. In seiner Schlaftrunkenheit bildete er sich ein, es wäre die Versucherin, das Weibsstück, und fuhr mit einem wahren Wutschrei in die Höhe.

„Miserablige Person, du!"

Da kniete seine schlanke, braune Mierl neben ihm und sah ihn aus den Rehaugen ganz verstört an. Zu-

gleich klang ihm von der anderen Seite das übermütige, silberne Lachen Annerls ins Ohr.

Der Bursch fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn und stammelte: „Grüß Gott, Schatzerl! — Hab' ich was g'sagt?"

„Ganz wild hast g'schrien: Du miserablige Person!" sagte das junge Mädchen bedrückt.

Simmerl legte den Arm um ihren Hals und zog tröstend ihre Wange an die seinige. „Sei nit bös!" bat er. „I hab' halt so grauslich 'träumt."

Zugleich zog er mit der freien Linken seine Uhr aus der Weste und sah nach der Zeit. Es war halb fünf. Mierl, die darin einen Vorwurf wegen ihres späten Kommens sah, begann sich zu entschuldigen. Die Mutter habe sie gar nicht fortlassen wollen.

Simmerl verschloß ihr lachend den Mund. „Aber Tschapperl! I hab' ja nur wissen woll'n, wie lang wir noch ung'fähr beisamm' bleiben können. Gott sei Dank, daß d' da bist und daß 's no' nit später is."

Er wollte die Geliebte küssen. Da legte sich von der anderen Seite her eine kleine, aber kräftige Hand auf seine Schulter, und eine helle Mädchenstimme sagte neckend: „Na weißt, Simmerl, grüß Gott sagen könnt'st mir doch! Wo i weg'n euch verliebte Leut' in der Hitz' so weit hab' marschier'n müassen und nachher recht fleißig Himbeer' brocken kann — für zwei!"

Der Bursch wandte sich hastig um und begrüßte Annerl, die er so gar vergessen hatte. Das Dirndl hatte ihm's aber offenbar nicht gar zu übelgenommen, denn es lachte über das ganze pfiffige Gesicht. Annerl hatte den Haufen Himbeeren entdeckt. Sie deutete auf ihn hin und kicherte: „Hast schon vorg'arbeit't! — Na weißt, Simmerl, g'finkelt bist schon, wie ... wie ..." Ihr fehlte der Vergleich.

Der Bursch half ihr schmunzelnd ein: „Wie a grad g'firmt's Dirndel."

Schwapp! hatte er eins auf dem Mund. Annerl schien das „rogliche" Handgelenk ihrer Mutter geerbt zu haben. „Lästermaul, du! Statt ein Vergeltsgott für mein' Beihilf', ausspotten auch noch!"

Sie sprang auf, nickte den beiden lachend zu und lief auf die Himbeerbüsche zu, wo sie eifrig in den großen Handkorb, den sie mitgebracht hatte, zu pflücken begann. Dabei wußte sie's mit großem Geschick so einzurichten, daß sie die Muttergotteseiche fortwährend im Rücken hatte.

Die beiden unter dem Baume nutzten die günstige Gelegenheit nach Kräften aus. Sie umhalsten und küßten sich immer wieder, ehe sie zu plaudern begannen. Erfreuliches war es gerade nicht, was das Pärchen zu besprechen hatte. Das Mädchen klagte dem Burschen sein Leid mit der bösen Mutter. Simmerl teilte ihr das seinige mit der Mutter, die ihm gar zu gut zu sein schien, nicht mit, so sehr ihn die Sache im Herzen und auf der Zunge brannte. Er schämte sich zu sehr und wollte Mierl, die es ohnehin nicht leicht hatte, nicht die Qual der Eifersucht antun auch noch. Er tröstete das arme, verzagte Mädchen, so gut er konnte, und begann dann, um sie zu zerstreuen, von seinem Soldatenleben zu erzählen. Als er von dem Antrag berichtet hatte, den sein Rittmeister ihm machte, schlug Mierl die Hände zusammen vor Aufregung.

„Und du hast es nit ang'nommen?" rief sie. „Simmerl! G'wiß nur mein'tswegen hast es ausg'schlagen, das Glück! Da muß i mir ja frei Vorwürf' machen."

Sie sah dem Burschen ganz fassungslos in das hübsche, kluge Gesicht, das so vornehm aussah mit seinen großen, dunklen Augen, der Adlernase und dem flotten

schwarzen Schnurrbärtchen. „Ein Herr Beamter hätt'st schließlich werden können! Das hätt' paßt für di'. Hast ja so gut g'lernt in der Schul', und ausschau'n tust ... gar nit wie a Bauer. Hätt'st doch ja g'sagt, Simmerl. I hätt' schon g'wart't auf di'."

„Zehn Jahr'!" erwiderte Simmerl trübe. „Das war mir z' lang. Und wer weiß, wohin sie mich versetzt hätten. Und nit amal schreiben hätt'n wir uns können, wie dei' Mutter schon is."

„Ja, aber Simmerl, mein herzlieber Bub, so hab'n wir ja gar ka Aussicht nit!" klagte Mierl.

Das war nun freilich richtig, so richtig, daß der junge Mann nichts zu antworten wußte darauf. Um seinen lieben Schatz auf heiterere Gedanken zu bringen, griff er in die Brusttasche und brachte ein kleines, sorgsam in Seidenpapier gewickeltes Päckchen hervor. „Da schau, was i dir mit'bracht hab'."

Mit den freudeglänzenden Augen eines Kindes, das seine Weihnachtsbescherung erhält, wickelte Mierl das Päckchen auf. Als das Papier offen war, schrie sie entzückt auf: „Annerl ... g'schwind! Da schau her!"

Wie von einem Wirbelwind herbeigetragen, kam die Beerenpflückerin geflogen und sah mit vor Erstaunen weit geöffneten Augen auf das dünne goldene Kettchen mit dem gleichfalls goldenen Herzlein daran, das die Schwester in der Hand hielt und ganz verwirrt betrachtete.

„Na, aber so was!" sagte Annerl. „Hast bei ein' Goldarbeiter ein'brochen in der Stadt, Simmerl?"

Der Bursch schmunzelte mit Mund und Augen über das Erstaunen der beiden Schwestern. „Wie i Gefreiter wor'n bin, hat mir der Größinger ein' Fufz'ger g'schickt," erklärte er. „Davon hab' ich das Dingerl 'kauft."

Inzwischen war Mierl etwas schwer aufs Herz gefallen. „I kann's ja gar nit tragen," klagte sie. „D' Mutter!"

Annerls Schlaukopf wußte sofort Rat. „Tragst es halt unterisch, auf der bloßen Haut," sagte sie rasch. Dabei blickte sie auf und fuhr leicht zusammen. „Dös is dumm! Da kummt die alt' Waben."

„Die schad't nix," beruhigte Simmerl rasch, als er das Erschrecken Mierls sah. „Kann mi' gut leiden, die Alte. Ein Wörtl, wann ich ihr sag', so tut s' schweigen wie ein Totes." Er winkte der in einiger Entfernung über die Waldblöße wankenden Kräutersucherin und schrie zu ihr hinüber: „Geh halt her, Waben! Hol dir ein Pfeiferl Tabak."

Die Kräutersucherin kam eilig herangehumpelt, grüßte, grinste auf ihre unheimliche Art und machte sich sofort über die Tabaksblase her, die Simmerl ihr reichte.

Während sie ihre kleine Pfeife füllte, sagte der Bursch: „Brauchst aber nit grad z' erzählen unt' im Dorf, Waben, daß d' uns drei da oben im Wald antroffen hast."

Die Waben hob den wackelnden Kopf und sah den Simmerl ordentlich beleidigt an. „Wo wer' i denn!" meckerte sie. „Kein' Menschen ... ka Wörtel! I kenn' die Manharterin do' ... und die Größingerin." Sehr ernsthaft fügte sie hinzu: „Gib Obacht, Bub. Denk an d' Waldfrau, die di' b'hüten tut. Die kunnt' bös wer'n, wann du nit brav bleibst. Brav bleib'n und nit verzag'n! Sie hilft dir scho', d' Waldfrau."

Der dünne, dürre Zeigefinger, anzusehen wie ein morsches Stückchen Baumast, den die Waben warnend erhoben hatte zu ihrer sonderbaren Rede, sank wieder herab.

In ihrem gewöhnlichen Tone meckerte die Alte

weiter: „Vergelt's Gott für'n Tabak, Simmerl ... und b'hüt Gott alle drei."

Sie nickte und wackelte weiter. Die drei jungen Leute unter dem Eichbaum sahen ihr stumm nach, bis sie im Walde verschwunden war.

Die beiden Mädchen, denen bei den krausen Reden der Alten bang geworden war, brachten kein Wort hervor vor Grauen. Simmerl war sehr blaß und sprach auch nichts. Wenigstens nicht laut. In seinem Kopfe rumorte die erstaunte Frage, ob dieses verhutzelte Weiblein denn wirklich durch Hauswände und menschliche Köpfe hindurchsehen könne mit seinen sonderbar hellen Augen. Was sie da geredet hatte von auf der Hut sein und brav bleiben, das klang doch wahrhaftig so, als hätte die Waben jenen Kuß mit angesehen und dabei in Resis Seele und in der seinigen erspäht, was sich dort verborgen regte ...

Annerl war die erste, die das Schweigen brach. Sie schüttelte sich und sagte: „Huh — die alte Hex', die grausliche! Frei fürchten könnt' m'r sich. Was hat s' denn da z'samm'g'red't von einer Waldfrau, die dir hilft, wenn du brav bleiben tust, Simmerl?"

Der Bursch zuckte die breiten Schultern. Nach einem tiefen Atemzuge sagte er: „Von der Waldfrau red't s' öfter. Die soll den armen Findelkindern beisteh'n. Entweder is s' ein bissel verruckt, die Waben, oder sie stellt si' so."

„Und was hat s' von der Größingerin g'sagt?" fragte Mierl nachdenklich.

Jetzt mußte Simmerl seinen Schatz anlügen, so schwer es ihm fiel. „Wird halt g'meint haben, daß die gegen uns is, aus Angst, der Bauer könnt' mir was geben wollen, wann i heiraten tät'," sagte er langsam, die Worte zusammensuchend.

Mierl schien nicht befriedigt von dieser Erklärung. Sie kam aber nicht dazu, Einwendungen zu machen, denn ihre Schwester, deren Zünglein seine gewöhnliche flinke Beweglichkeit wieder gefunden hatte, plapperte dazwischen: „Und i bleib' dabei, die Leut' haben do' recht, wenn s' sagen, d' alt' Waben is a Hex'. Tausend Jahr' is die z' mindest alt.“

„Unsinn!“ sagte Simmerl. „Der alte Größinger, der Vater vom jetzigen, hat s' als junge Frau schon kennt.“

Das interessierte die beiden Mädchen über die Maßen. Die alte Waben als junge Frau, das konnten sie sich gar nicht vorstellen. Simmerl mußte erzählen, was er wußte. Vor etwa siebzig Jahren war die Waben nach Gupfing gekommen. Eine Böhmin sollte sie sein. Ein kleinerer Gupfinger Bauer, der gleichfalls aus jenem Lande stammte, brachte sie als seine Frau ins Dorf. Die einzige Tochter der beiden verheiratete sich nach Wien. Bald nach dem Wegzug begann die Wirtschaft zurückzugehen. Als der Mann starb, wurde seiner Witwe von den Gläubigern alles weggenommen. Nur ein Stückchen Feld mitten im Walde blieb ihr, das niemand haben mochte, weil es so weit vom Dorfe lag, und das Wild immer wegfraß, was darauf wuchs. Mit ihrer Tochter mußte sich die Waben wohl überworfen haben. Denn statt zu ihr in die Stadt zu ziehen, baute sie sich auf jenem Waldacker die Hütte auf, in der sie heute noch hauste, und verlegte sich darauf, Kräuter und Beeren zu sammeln, die sie an die Apotheker in den Landstädten verkaufte. Nebenbei braute sie Tränklein für allerhand Leiden von Menschen und Vieh, und Kartenlegen konnte sie auch. Aber kurpfuschen und wahrsagen, das taten am Ende die meisten alten Weiber. Warum gerade die Waben da-

mit in den Geruch einer Hexe geraten war, konnte Simmerl nicht einsehen.

Inzwischen hatte sich die Sonne ziemlich stark geneigt. Es war Zeit, an den Heimweg zu denken. Annerl ging noch einmal an die Himbeerbüsche, um dem Liebespaar Gelegenheit zu geben, Abschied zu nehmen.

Als sie, den bis zum Rande gefüllten Korb am Arme, zurückkam, sagte sie mit spitzbübischem Lächeln zu Simmerl: „Übrigens — daß d' es nur weißt, i hab' meiner Mutter fest schimpfen g'holfen über di', die letzten Tag' her.“

„Was?“ rief der Bursch. „Statt zum Guten z' reden? Ja, warum denn?“

Die Kleine lachte wie ein Kobold. „Ja, schau, i hab' halt mannigs Mal gar so viel Kopfweh. Und alleweil grad auf d' Nacht, wann m'r auf d' Kammer geh'n. Da muß i immer no' 'naus in Garten, an d' Luft. D' Mierl geht natürli' mit. Wann d' Mutter jetzt nit wüßt', daß i di' nit leiden kann, du grauslicher Ding, so tät' s' uns öfter nachschleichen und schau'n, ob du nit wo am Zaungattern stehst, hint', wo der Garten ans freie Feld anraint. So aber verlaßt sie si' drauf, daß i ihr's glei' zutragen tät', wann du di' blicken laßt. Und so bleibt s' ganz ruhig in der Stuben, wann wir in 'n Garten geh'n. Ihr tut's gut, denn sie hat 's Reißen und kann d' Nachtluft nit vertragen. Na, und dir wird's wieder grad gut tun, d' Nachtluft, Simmerl, was?“

„Du klaner Spitzbub, du!“

Der Bursch wäre dem pfiffigen Dirnlein beinahe um den Hals gefallen vor Freude. Gleich morgen wollte er's versuchen, erklärte er, wie ihm die Nachtluft bekäme, besonders die auf dem Feldsteig hinter dem Manharterschen Garten eingeatmete.

Das Liebespaar mußte sich unter allen Umständen noch einen allerletzten Abschiedskuß geben, obwohl es die Zeit, während Annerl Beeren sammelte, sorgsam ausgenutzt hatte. Die Kleine sah bei diesem Abschiedskuß neidisch zu, spitzte gleichfalls das Mäulchen und dachte dabei an den fernen Xaver. Dann trennte man sich endlich.

6.

Jakob Größinger hatte mit dem vielen Kranken eigentümlichen Scharfblick damals richtig gesehen, als er sich sagte, seine Resi werde immer jünger, je mehr er selber alterte, und befinde sich zur Zeit in dem Gemütszustande einer ledigen, nach einem Liebhaber auslugenden Dirn. Die junge Bäuerin gehörte zu jenen Frauen, in denen das Weib spät, aber dann ungestüm erwacht. Solchen Naturen widerfährt es sehr leicht, daß sie eine auf kühle, verstandesmäßige Berechnung begründete Vernunftehe ohne jedes innere Widerstreben eingehen, um dann nach Jahr und Tag plötzlich einzusehen, daß sie weniger als irgend eine in solche Ehe hineintaugen. Solches verspätetes, dann aber mit der Gewalt eines vulkanischen Ausbruchs sich vollziehendes Erwachen der Sinne und des Herzens führt nur zu oft zum Selbstmord oder zum Verbrechen.

Resi hatte als ledige Dirn über die Liebe gelacht, Besitz und Ansehen vor den Leuten turmhoch über dieses märchenhafte Ding gestellt, von dem in den Büchern allerlei Schönes zu lesen war, das ihr aber, wo ihr's im Leben begegnete, im besten Falle als eine Art lächerlicher Verrücktheit erschien, in die sie selber niemals verfallen könnte. Sie hatte in diesem Irrtum über das eigene tiefinnerste Wesen den reichen Größinger ohne Besinnen genommen, sich auch die ersten Jahre trotz des großen Altersunterschiedes

an seiner Seite wirklich glücklich gefühlt. Dann kam der große Umschwung in ihr. Die quälende Sehnsucht nach irgend etwas Wunderbarem, Gewaltigem, Köstlichem, das dem ganzen Leben erst den richtigen Sinn gäbe, die nicht minder quälende Unrast, die sich manchmal bis zu der verrückten, kaum zu bezähmenden Anwandlung steigerte, heimlich das Haus zu verlassen und hinauszurennen in die weite Welt, ins Ziellose, dem Glück entgegen, das schon irgendwo am Wege sitzen und auf sie warten werde.

In diesem Zustande verfiel sie in eine wahre Lesewut. Sie verschlang alles, was sie an Geschichtenbüchern erreichen konnte. Gutes war nicht viel darunter. An dem Zeuge, das sie zusammenlas, überreizte sich ihre Phantasie nur immer mehr.

Zu jener kritischen Zeit war Simmerl beim Militär. Wäre er im Hause gewesen, hätte Resi den jungen Menschen in der Gewohnheit des täglichen Umgangs vielleicht kaum beachtet. So aber sah sie ihn nur selten, und jedesmal sah sie ihn schöner, stattlicher, männlicher als das vorige Mal. Dazu wirkte das Geheimnis, das seine Herkunft verhüllte, auf ihren Hang zum Ungewöhnlichen. So ließ sie sich das Bild des jungen Mannes immer tiefer ins Herz hineinwachsen, ohne sich der gefährlichen Bahn, auf der sie wandelte, im geringsten bewußt zu werden, bis es so weit war, daß sie bei jenem Tanze mit ihm fast ohnmächtig wurde vor Aufregung, daß sie sein Bild heimlich auf die Seite brachte und es Tag und Nacht bei sich trug, daß sie an dem Tage, der ihn wieder aus der fernen Stadt nach Hause bringen sollte, auf den Dachboden stieg, um nach ihm auszuspähen, und zu diesem Zweck sogar das alte Fernrohr aus der Truhe des toten Klerikers ausgrub.

Noch aber war sie nicht eigentlich schlecht. Sie gab sich keine Rechenschaft über ihren eigenen Gemütszustand und dachte so wenig daran, sich zu verstellen, daß der alte Jakob ziemlich richtig in ihrer Seele lesen konnte. Sie war eher eine Nachtwandlerin zu nennen, die ohne Bewußtsein, von einer dunklen, unwiderstehlichen Gewalt vorwärts getrieben, halsbrecherische Pfade ging an gefährlichen Abgründen entlang, als eine Sünderin.

Zu der wurde sie in dem Augenblick, als sie dem unbewußt Geliebten auf Geheiß ihres trunkenen Mannes jenen Kuß gab, der so verräterisch heiß ausfiel, daß der arglose Simmerl sich so böse Gedanken machte seither. Jetzt wußte sie auf einmal, daß sie den Burschen liebte, glühend, grenzenlos, bis zur Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze. Jetzt haßte sie auf einmal ihren Mann, für den sie vor wenigen Minuten noch ein mit Widerwillen gemischtes Mitleid gehabt hatte. Er stand zwischen ihr und Simmerl. Als sie von dem jungen Manne zurücktrat nach jenem Kusse, war der glühende Wunsch in ihrer Seele, daß der alte Mann je eher je lieber sterben möge, damit sie frei werde, frei und Herrin über seinen reichen Besitz. In jenem Augenblicke wurde sie sich auch klar darüber, daß Jakob sie belaure, daß sie sich verstellen müsse vor ihm.

Zugleich aber schoß, wiederum von Größinger selber in ihre Seele geschleudert, die Eifersucht jählings in ihr empor, eine zitternde Angst, eine andere könne ihr zuvorkommen, den Geliebten für sich gewinnen, ehe sie selbst frei wäre. Sie hätte sich keinen Augenblick besonnen, mit Simmerl unter den Augen ihres Gatten und seines Wohltäters ein Liebesverhältnis anzufangen, um ihn festzuhalten. Aber mit dem hellseherischen Blick

der Leidenschaft erkannte sie auch sofort, daß Simmerl viel zu ehrlich und zu reinen Sinnes war für derlei Dinge, daß er sie mit Verachtung zurückweisen würde.

Sie mußte also warten.

Dieses Warten wurde ihr zur Höllenqual. Die halben Nächte lag sie wach und lauschte mit gespannten Sinnen, ob sich nichts rege im Hause, ob Simmerl nicht heimlich davonschleiche zu ihr, zu der anderen, die sie nicht kannte, deren Vorhandensein sie aber fühlte, und die sie tödlich haßte. Die andere Hälfte der Nacht verbrachte sie in wilden Träumen, um dann zu erwachen, müde, zerschlagen, und den von den heimlichen Gemütsstürmen erschöpften Körper mühsam durch ihr Tagewerk zu schleppen.

Alles, was sie litt in diesen Tagen und Nächten, verwandelte sich in immer glühenderen Haß gegen ihren Mann. Wenn sie zu ihm ins Zimmer trat, spähte sie immer gierig in seinem Gesicht nach Anzeichen einer Verschlimmerung seines Zustandes. Schien er ihr kränker geworden, jauchzte es wild auf in ihr, schien er gebessert, wollte ihr eine verzehrende Wut das Herz verbrennen. Immer öfter wandelte es sie an, das spitze Brotmesser aus dem Tischkasten zu reißen und den Alten, der immer kränkelte und niemals sterben wollte, niederzustechen. Wenn der Jakob erst fort war, wollte sie den Simmerl, der sie jetzt so geflissentlich mied, schon kriegen. Sie war schön ... und dann wurde sie auch reich. Ein Narr wär' er gewesen, der Bub, wenn er da nicht mit beiden Händen zugegriffen hätte.

Wer doch einen Blick in die Zukunft hätte tun können!

Bei diesem Wunsche, der ihr des Tages zwanzigmal durch den Sinn ging, mußte Resi jedesmal an die alte Waben denken, die ihr in der letzten Zeit sehr oft

begegnete, viel öfter als früher, und sie dabei jedesmal so sonderbar ansah, als wüßte sie, was in Resi vorging. Von der Waben hieß es ja, daß sie einem die Zukunft aufschließen könne. Zwar ... wahrsagen aus der Hand, Karten legen ... Resi hatte an diese Dinge nie recht geglaubt.

Eines Nachmittags aber ging sie doch in den Wald, nach der Hütte der Waben.

Die alte Kräutersammlerin war zu Hause. Als die Großbäuerin zu ihr in den einzigen Raum trat, den die Hütte enthielt, und der Küche, Wohnzimmer und und Hühnerstall zugleich war, sah sie neugierig um sich. Hexenhaft sah es hier gar nicht aus, nur unsagbar ärmlich. Die zersprungene Scheibe des kleinen Fensters war mit Zeitungspapier verklebt, ein Schragen mit etlichen Lumpen darauf war das Bett, ein offenes, aus rohen Latten und Brettern zusammengeschlagenes Gestell, das war der Schrank. Höchstens der schwarze, offene Feuerherd, über dem an eiserner Kette ein großer Kessel hing, während allerlei seltsam geformte, dreifüßige Pfannen und Töpfe um ihn herumstanden, erinnerte an eine Hexenküche.

Die Waben, die auf einem Schemel an dem wackeligen Tisch saß, zeigte beim Eintritt Resis nicht das geringste Erstaunen. Sie blinzelte nur flüchtig empor, meckerte: „Da bist ja, Größingerin!“ und deutete auf einen zweiten Schemel am Tisch. „Da setz di' hin und gib d' Hand her, d' linke.“

Resi blieb der Atem aus vor Erstaunen und Aufregung. Die Waben wußte, was sie hergeführt hatte, ehe sie noch ein Wort gesagt hatte außer „Grüß Gott!“ Man konnte also am Ende doch etwas erfahren von der.

Ganz benommen ließ sich das junge Weib auf den Schemel sinken und reichte der Alten ihre linke Hand

hin. Die fuhr mit dem dürren Zeigefinger die Linien in Resis Handteller nach, murmelte und brummte allerlei Unverständliches unter der Nase, und sah endlich der Bäuerin scharf in die Augen.

„Lang leben wirst —“ meckerte sie, „viel Geld wirst haben — — und Glück in all'm. Fünf Kinder kriegst. Aber nit mit'm Großinger. Der stirbt bald! In zwei Jahrl'n. — Dann heirat'st wieder, ein' jungen, sauberen Mann — —“

Resi atmete schwer. Zwei Jahre noch also! Wie endlos lange das war. Aber dann — —!

Verwundert sah sie es mit an, wie die Waben im Tischkasten wühlte und endlich ein abgegriffenes Spiel Karten hervorkramte.

„Die Karten?“ fragte sie. „Hast eh' schon alles in meiner Hand g'seh'n?“

Die schüttelte mit geheimnisvoller Miene das Köpflein. In sonderbarem, singendem Tone meckerte sie:

„Einmal is trügerisch,
Hand is oft lügerisch,
Zweimal is wahr — —“

Während des summenden Singsangs hatte sie das Spiel mit unheimlicher Fingerfertigkeit gemischt. Nun ließ sie Resi abheben, mit der linken Hand, und bereitete die Karten auf der Tischplatte aus. Auf die vor Schmutz kaum erkennbaren Blättchen starrend, begann sie ihre neue Prophezeiung eintönig herzumeckern. Resi schlug das Herz bis in den Hals hinauf vor Empörung und Wut, als sie hörte, wie ganz anders diese zweite Weissagung klang.

„Da is er, dei' Zweiter — ein Junger, Schwarzer — wer er is, kann i nit seh'n — 'leicht ganz was Fürnehms — aber 's steht was zwischen enk — — a

junge Dirn — in zwei Jahrl'n stirbt er, der Größinger — aber a paar Wochen ehender wird der Schwarze die andere g'heirat't ham — —"

Da fuhr Resi empor und wischte mit wutbebender Hand die Karten vom Tisch, daß sie sich über den Lehmboden verstreuten. „Nit wahr is's!" schrie sie auf. „Wie kann das eine wahr sein und 's andere dazua? Da sieht man, daß all's Schwindel is! Schwindel! Schwindel!"

Die beleidigte Wahrsagerin blieb ganz gemächlich sitzen. Sie sah Resi mit keinem Blicke an, sondern wandte den Wackelkopf nach der dunkelsten Ecke des dämmerigen Raumes und stieß einen sonderbaren, zischenden Ton aus. Auf einmal stand eine große graue Katze neben dem Tisch, ohne daß Resi gesehen hätte, wo sie hergekommen war. Das Tier faßte eines der umherliegenden Kartenblätter mit den Zähnen, trug es zu seiner Herrin, richtete sich an deren Knie empor und legte ihr die Karte in den Schoß. Dann brachte es die zweite, die dritte, die vierte. Als alle hinabgefallenen Blätter aufgehoben waren, legte sich die Katze neben dem Herde auf den Boden und ließ die grün leuchtenden Augen zwischen der Herrin und der Fremden hin und her wandern.

Resi hatte mit wachsendem Erstaunen zugesehen. „Is die aber gut abg'richt't!" sagte sie jetzt. Ein heimliches Grauen durchfröstelte sie aber doch dabei.

Darauf antwortete die Waben nur mit einem stummen, eigentlich geringschätzigen Blick. Dann ließ sie die Augen wieder auf die Karten in ihrem Schoße sinken und murmelte: „Alsdann schwindeln tu' i, meinst? Schau, schau! Da muaß i dir do' sagen, wie's is, obwohl i eigentli' nit sollt. — Größingerin, die hab'n alle zwoa recht, d' Hand ... und die Karten!"

„Ja . . . aber . . .“

„Die Karten,“ raunte die Alte in geheimnisvollem Tone, „die hat der Zuafall g'mischt. Die künden an, wie's wird, wann du's geh'n laßt, wie's von selber geht. Die Hand, mit der greift der Mensch zu. Drum sagt dei' Hand, wie's wird, wenn du was dazua tust, daß 's nach dein'm Sinn wird. — Und jetzt'n geh, Größingerin. Mehr sag' i dir nit.“

Resi ging aber nicht. Sie blieb sitzen. Das schöne Haupt gegen die Brust gesenkt, sann sie nach, lange, lange. Und die hellen Augen der unheimlichen Alten ruhten dabei so fest auf dem goldig flimmernden Scheitel der Sinnenden, als wollten sie durch Haar und Haut und Knochen in den Kopf hineinsehen und die Gedanken darin belauern in ihrem Wühlen und Ringen.

Auf einmal richtete sich die Bäuerin jählings auf. Ihr Gesicht war kreideweiß, aber jede Linie darin fest und hart, wie mit dem Grabstichel in weißes Metall geritzt. Ihre Augen flammten nun in einem drohenden Feuer.

„Dös darf nit kommen,“ sagte sie mit seltsam veränderter Stimme, die viel tiefer klang, als sie sonst sprach, „dös mit der andern! D' Hand soll recht b'halten — d' Hand! — Waben ... wer so viel sagen kann wie du, der kann no' mehr. Du weißt scho' ein Mittel. Gib mir's! Was haben willst dafür, sollst kriegen.“

Die Kräutersammlerin sah das schöne Weib eine Weile an, mit einem langen, starren, schweren Blick. „Theres' Größinger,“ fragte sie endlich dumpf, „is's dein fester Vorsatz und Will'n?“

„Mei' fester Vorsatz und Will'n!“ wiederholte die Gefragte.

Die Waben erhob sich mühsam und humpelte an den Schragen. Von dem nahm sie ein Fläschchen von

weißem Glase, ohne Etikette, das eine wasserhelle Flüssigkeit enthielt. Das reichte sie Resi. „Ein' Löffel voll," sagte sie bedeutsam. „Es riecht nach nix, es schmeckt nach nix, ka Doktor findt's aus. Sollt' di's aber g'reuen... nachher ... dann schick zu mir."

Mit bösem Lächeln erwiderte Resi: „Es wird mi' nit g'reuen. — Was willst dafür?"

Wieder bohrte sich der Blick der Alten in die blauen Augen des schönen jungen Weibes. „Dadrüber reden m'r nachher," sagte die Waben langsam. „Und jetzt'n geh, Größingerin."

Resi wandte sich und verließ festen Schrittes die Hütte.

7.

Mit so fester Stimme die Bäuerin auch erklärt hatte, es sei ihr Vorsatz und Wille, drei Tage trug sie das Fläschchen, das ihre Freiheit barg, doch in der Tasche herum, ohne es zu gebrauchen. Jedesmal, wenn sie in die Tasche griff, und ihre Finger das glatte Glas berührten, durchrieselte es sie: „Tu's! — Heut' noch! — Jetzt gleich!" Aber immer wieder meldete sich etwas anderes in ihrem Herzen, das da flüsterte: „Tu's nicht! Heut' noch nicht! — Nicht jetzt!" Und diese zweite Stimme trug immer wieder den Sieg davon.

Der gefesselte Tod hätte vielleicht noch länger in seinem gläsernen Kerker liegen müssen, hätte Resi nicht am Abend des dritten Tages Simmerl nach dem Nachtessen noch einmal den Hof verlassen sehen, ohne daß er vorher von seiner Absicht, heute noch auszugehen, ein Wort hatte verlauten lassen. Sofort fielen die alten Vorstellungen wieder über sie her, die sie so oft schon bis zum Wahnsinn gequält hatten. Jetzt schlich er zu der anderen — jetzt hielt er sie in den Armen

— jetzt küßte er sie und sagte ihr alle die Liebesworte, die von ihm zu hören Resi sich so inbrünstig sehnte.

Diesmal dauerte die Qual ungewöhnlich lange. Ein Uhr mochte nicht mehr fern sein, als Resi, die noch kein Auge zugetan hatte, Simmerls leisen Tritt endlich auf dem Flur hörte. Ihre Pulse flogen bei dem sachten Geräusch. Am liebsten wäre sie aus dem Bette gefahren und hinausgestürzt.

In demselben Augenblick tönte von dem Bette Größingers, das an der anderen Wand der geräumigen Stube stand, die Stimme des Bauern durch die Finsternis: „Resi! Bist munter? Eine Milch möcht' i!"

Damit war das Schicksal besiegelt.

Resi erhob sich rasch, warf noch im Dunkeln den Rock über und holte mit zornigem Griff das Fläschchen aus der Tasche, ehe sie das Nachtlämpchen anzündete. Eine Kanne Milch hatte sie immer in der Schlafstube stehen, weil solche nächtlichen Wünsche bei dem Kranken nichts Seltenes waren. Sie füllte ein Glas mit Milch und goß so viel aus dem Fläschchen hinzu, als nach ihrem Augenmaß ein Eßlöffel enthalten mochte, eher etwas mehr als weniger. Dann trat sie an das Bett ihres Mannes und reichte ihm mit fester Hand das Glas.

„Da, Größinger, trink!"

Der alte Jakob griff arglos zu und trank in durstigen Zügen. Resi beobachtete ihn gespannten Blicks.

Er merkte nichts. Bis zum letzten Tropfen trank er es aus. Dann gab er das Glas zurück, legte sich zurecht und schlief fast auf der Stelle wieder ein.

Das junge Weib ließ das Lämpchen brennen und blieb am Lager des Mannes stehen, jeden seiner Atemzüge beobachtend. Reue fühlte sie nicht, nur eine dumpfe Neugier, vermischt mit leisem Grauen.

Auf einmal zuckte der Kranke. Gleich darauf riß er die Augen weit auf, in seinem Blick lag ein namenloses Entsetzen. „Resi!“ wimmerte er. „Aus is's mit mir ...!“

„Was is dir denn?“ fragte Resi lauernd.

„Schlecht ... so totenübel ...“

Das Wimmern erstarb in einem dumpfen Röcheln. Größinger begann sich in fürchterlichen Krämpfen zu winden, zugleich stellte sich Erbrechen ein. Sein Weib starrte aus weit aufgerissenen Augen auf ihn nieder, von Entsetzen und Ekel geschüttelt. Wie schauerlich die hageren braunen Arme durch die Luft fuhren, wie entsetzlich der magere Körper, von dem das Deckbett längst herabgeglitten war, sich drehte und wand!

Auf einmal setzte sich der Kranke mit einem Ruck in den Kissen auf. Er streckte die Hände nach Resi aus und stöhnte in grauenvollem, herzzerreißendem Tone: „Resi ... Weib ... hilf ... tu mir doch helfen!“

Bei diesem jammervollen Hilferuf war es Resi, als breche etwas nieder in ihr. Das war wohl der finstere Trotz, der böse Vorsatz, in dem ihr Herz sich verhärtet hatte. Wie eine warme, unwiderstehliche Flutwelle brach das Mitleid, das Erbarmen mit dem armen, leidenden Menschen über ihre Seele herein und riß alles andere mit sich fort. Sie brach in heiße Tränen aus, schlug beide Hände vor das Gesicht und stürzte aus dem Zimmer.

An die Tür zur Rechten, die zur Kammer Simmerls führte, trommelte sie mit beiden Fäusten. „Auf, Simmerl, auf! Der Bauer will versterben! A Pferd reiß aus'm Stall ... reit, was d' kannst, zu der Waben! Die kann helfen!“

„Marandjoseph ... gleich!“ schallte drinnen die Stimme des Burschen aufs höchste erschrocken, und Resi

flog in ihr Schlafzimmer zurück, um am Bette Jakobs, der sich schon wieder in Krämpfen krümmte, in die Kniee zu sinken.

„Nit sterben tu!“ jammerte sie schluchzend. „Nur nit sterben! — Um d' Waben han i g'schickt ... sie kummt, d' Waben, und tut dir helfen! Nur bis s' da is, halt aus.“

— — — — — — — — — — — —

Simmerl jagte bereits auf ungesatteltem, in aller Eile mit einem Strickzügel gezäumtem Pferde durch das Dorf, so schnell der Gaul nur laufen konnte. Der gute Junge war fürchterlich aufgeregt und den Tränen nahe vor Angst, seinen Pflegevater zu verlieren. So kam er gar nicht dazu, sich zu wundern, daß er die Alte holen sollte, von deren Doktorkünsten Größinger niemals hatte etwas wissen wollen. Übrigens war dabei nichts Auffälliges. Ein Arzt wohnte nicht in Gupfing, und mehr als der ewig angetrunkene Bader verstand das alte Kräuterweib auf alle Fälle.

Jetzt war Simmerl im Walde. Er trieb das Pferd, das in der Dunkelheit unsicher über die Baumwurzeln trat, zu immer rascherer Gangart an. Eine kleine Ewigkeit schien es ihm aber doch zu dauern, bis er an die Lichtung kam, auf der sich das Hüttchen der Waben erhob. Durch das winzige Fenster flimmerte Lichtschein.

Simmerl steuerte auf das lichte Fensterchen los. Ehe er die Hütte noch völlig erreicht hatte, sprang die Tür auf, und in ihr erschien die verkrümmte Gestalt der Waben, von düsterrotem Herdfeuerschein umloht.

„Simmerl?“ rief sie hastig. „Der Bauer will versterben, gelt? Heb mi' aufs Pferd!“

Der Bursche griff zu und holte das federleichte Weibchen zu sich herauf. Er setzte sie quer vor sich und wandte den Gaul um.

„Hüh, Bräunel, hüh!“

Das Roß merkte, daß es stallwärts ging und fiel in raschen Trab.

Trotz seiner Erregung war in Simmerl ein grenzenloses Erstaunen. Die Waben hatte ihn allem Anschein nach bereits erwartet, ihm seine Meldung aus dem Munde genommen und fragte auch jetzt nichts. Sie hatte also offenbar alles schon gewußt. Das Mittel, das sie dem Kranken geben wollte, trug sie wohl gar schon in der Tasche.

Ja, war dieses merkwürdige alte Weib denn wirklich mit übernatürlichen Kräften begabt?

Das ungleiche Paar wechselte während des ganzen Rittes kein Wort. Die Waben redete nichts, und Simmerl scheute sich heute zu sehr vor seiner alten Freundin, als daß er gewagt hätte, sie anzusprechen.

Als der Größingerhof erreicht war, und Simmerl die Alte vom Pferde gehoben hatte, behielt er sie gleich auf dem Arme und stürmte mit ihr die Treppe hinauf wie mit einem Kinde. Auf ihren eigenen wackeligen Beinen wäre sie ihm viel zu langsam hinaufgekommen. Erst vor der Tür des Krankenzimmers stellte er sie auf den Boden. Sie humpelte sofort vorwärts in die Stube hinein. Der Bursche folgte ihr.

Das Zimmer war voll verstörter Leute, Hofgesinde, das der Waben scheu murmelnd Platz machte.

Die Alte warf einen kurzen Blick auf die ganz vernichtet dastehende Resi, dann neigte sie sich über den Bauern, der gerade eine Ruhepause zwischen zwei Anfällen hatte. Nach einer halben Minute schon trat sie zurück und wandte sich zu Simmerl, dem sie ein Fläschchen aus dunklem Glase und ein in grobes Papier geschlagenes Päckchen übergab.

„Aus dem Flaschel jetzt zwa Eßlöffel,“ befahl sie,

„da hören d' Krämpf' auf. In einer halben Stund' wieder ein', da wird er einschlafen. Wann er dann munter wird, zwa Schalerln von dem Tee. Bis am Abend is er wieder so weit g'sund, wie er gestern war."

Aus dem ganzen Gebaren der Alten sprach so viel sichere Ruhe, daß alles ringsumher wie erlöst aufatmete. Simmerl trat sofort zu dem Kranken, um die Verordnung auszuführen.

Indessen wandte sich die Waben zu Resi, deren rot geweinte Augen und ihr verstörtes Gesicht, um das die aufgelösten goldigen Haarflechten unordentlich hingen, mit scharfem Blicke musternd. „Mit dir hätt' i ein Wörtl z' reden, Bäuerin."

Mit mühsamen, schleppenden Schritten folgte Resi der Alten hinaus auf den Flur. Dort raunte die Waben: „Hast mi' g'fragt neulich, was i haben will dafür. Jetzt'n is's so weit."

Resi zuckte die Achseln. „Wann der Bauer davonkommt, gibt er dir sicher, was d' verlangst. I hab' ja nix."

„Macht hast über'n Größinger," zischte die Waben, „und die wirst brauchen müssen, daß er tut, was i verlang'."

„Ja, was wär' denn dös nachher?"

„Die Felder vom Wasnerhof, der amal uns g'hört hat, mein' seligen Mann und mir, sein jetzt alle beim Größingerhof. 's Häusel hat er auch, dei' Mann. Jetzt'n steht's grad leer. Den Grund und 's Haus soll er 'n Simmerl verschreiben, glei' jetzt'n, nit erst nach sein' Absterben. Ein' großen Hof gibt's ja grad nit, das bissel, aber grad g'nua, daß aner, der 'n hat, die Manharter-Mierl kriegt, wann der reiche Größinger mit der Alten red't."

Resi war bei dem Namen des Mädchens zusammengefahren. „Die also!“ murmelte sie. „Und i soll den zwei'n helfen, daß s' z'samm'komm'n?“

Die Waben nickte.

„Ja,“ sagte sie ernst und geheimnisvoll. „Hast was dazua 'tan, daß 's eine wahr wird, und es hat di' g'reut, so mußt jetzt'n 's ander' wahr machen helfen, und 's darf di' nit g'reuen. So will's die Kraft. Geh nur dein' Mann fein um 'n Bart, daß er dir 'n Willen tut. Willst nit, so kann's uns all zwoa'n schlecht geh'n.“

Resi nickte müde. „Hab' mir eh' scho' g'lobt, so was z' tun, zur Buß' für mei' schwere Sünd'. Die Mierl alsdann is's ...“

Die Waben sah die in schmerzvolles Sinnen Verlorene noch einmal prüfend an, dann humpelte sie ohne Gruß davon.

— — — — — — — — — — — —

Das Gerücht von der Wunderkur, die die Waben am alten Größinger getan hatte, durchflog am nächsten Nachmittag das ganze Dorf. Zum Auslöschen war er gewesen, der Großbauer. Da hatten sie die Waben geholt, und jetzt saß der Mann wieder in seinem Großvaterstuhl wie gestern und vorgestern.

Während die Leute das Unerhörte eifrig besprachen, redete Resi mit ihrem Gatten.

„Weißt, Größinger,“ begann sie, „mir is so, als müßt'n m'r ein gut's Werk tun zum Dank für dei' Lebensrettung.“

Jakob nickte ihr freundlich zu. „An der alten Wab'n meinst?“

„Was du der gibst, is bloß dei' Schuldigkeit. Aber ...“ das junge Weib stockte und wurde rot, „am Simmerl.“

Der Kranke machte erstaunte und zugleich mißtrauische Augen. „Am Simmerl?“ fragte er gedehnt.

„Ja. Der Bub hat ein' Schatz. Da wird er si' aber schwer tun mit die Eltern. Weil er halt a Findling is, und die Leut' jetzt'n wissen, daß er vo' dir nix vermacht kriegt. Und so bin am End' nur i d' Schuld, wann ihm hart g'schieht, dem Buben. Das drückt mi' scho' lang. Und so tat i dir halt vorschlagen, daß du ihm was gibst, glei' jetzt, für dei' glückliche Rettung aus schwerer Krankheit. Vielleicht den frühern Wasnerhof.“

Jakob Größinger sah seine junge Frau, der diese Rede sauer genug geworden war, ganz verdutzt an. Ja, was war denn das? Die Resi erbat so etwas für den Simmerl, wollte ihren künftigen Besitz so erheblich schmälern, um ihm zum Heiraten zu verhelfen? Das war denn doch ... Da hatte er doch mit seinem Glauben arg vorbeigeschossen! Wenn sie selbst verliebt war in den Buben, konnte sie das nicht tun, und wenn sie ihm feind geworden wäre, auch nicht ...

Auf einmal brach ein Strahl des Verstehens aus dem Blicke des alten Mannes. Er sah Resi ganz gerührt an. Die war doch vernarrt in den Simmerl. Und heute nacht, als er selber am Sterben war, da war ihr die Gedankensünde gegen ihn, ihren Mann, auf das Gewissen gefallen. Nun wollte sie büßen und zugleich die Versuchung von sich tun.

Er zog Resi liebevoll näher an sich heran. „Bist a gut's Weiberl, du! I will's tun, dir z'lieb'. Und weil's mi' selber scho' g'wurmt hat, daß der Bub so leer ausgeh'n soll. Und jetzt'n schick mir 'n Simmerl herein, daß i red' mit ihm.“

Blutrot übergossen von quälender Schamröte über dieses unverdiente Lob eilte das Weib hinaus. Durch das Flurfenster rief sie Simmerl, den sie im Hofe

stehen sah, zu, daß er zu Größinger kommen solle. Dann eilte sie in die Gewandkammer, wo die Schränke und Truhen mit dem Kleidervorrat und den Leinenschätzen des Hauses standen, riegelte sich ein und brach in heiße Tränen aus. —

Simmerl zeigte das sonderbarste Gesicht von der Welt, als er nach längerem Gespräch mit seinem Adoptivvater aus der Krankenstube wieder herauskam. In seinen Augen flackerte der helle Jubel, zugleich aber lag in seinen Zügen ein so grenzenloses Erstaunen, daß der gescheite Simmerl beinahe dumm aussah. Aufgeregt rannte er durch Haus und Hof und Garten und fragte, wer ihm begegnete, nach der Bäuerin. Aber niemand konnte ihm sagen, wo die steckte.

Als er, ärgerlich über die erfolglose Suche, zum Hause zurückkehrte, sah er Resi die Treppe vom Oberstock herunterkommen. Er trat rasch auf sie zu, ergriff ihre Hand und sagte herzlich: „Vergelt's Gott tu' ich sagen — und abbitten tu' ich. Ich hab' dir viel Unrecht antan in meinem Sinn."

Resi zog ihre Hand rasch zurück und wandte den Kopf seitwärts, so daß Simmerl von ihrem Gesichte bloß die Wangenlinie sehen konnte. „Laß nur," sagte sie matt.

8.

Noch denselben Abend suchte Größinger mit Simmerl die Manharterin auf. Die beiden Mädchen machten große Augen, als die Männer ankamen und zur Mutter wollten. Als sie aber dann hereingerufen wurden und die Mutter ihnen sagte, Größinger habe für seinen Pflegesohn um Mierl angehalten, und sie, die Mutter, habe ja gesagt, brachen der glücklichen Braut die hellen Freudentränen aus den braunen Augen.

Auch das Annerl zeigte sich sehr gerührt, im stillen

war sie aber beinahe unzufrieden mit diesem raschen Wandel der Dinge. Denn nun hörten die Heimlichkeiten auf und mit ihnen die wichtige Rolle, die Annerl als Vertraute und Gönnerin gespielt hatte. —

Im Spätherbst, nach der Weinlese, war die Hochzeit, deren Kosten Größinger trug. Die Größingerin nahm an dem Feste nicht teil, die lag krank zu Hause an dem Tage. Dafür erschien in der Kirche jemand anderes, den man seit Menschengedenken an dem heiligen Orte nicht gesehen hatte. Die alte Waben war's, die durch ihr Erscheinen bei der Trauung diese ohnehin hinreichend merkwürdige Hochzeit zu einer Dorfsensation ersten Ranges machte, nebenbei auch dadurch, daß man sie heute zum ersten Male in anständiger Kleidung sah. Kittelrock, Jacke und Kopftuch waren ja sichtlich uralt, mindestens fünfzig Jahre, aber die Alte sah trotzdem sehr ehrbar und reputierlich aus in diesem Staat. —

Etwas über ein Jahr später stand Annerl mit ihrem Xaver an der Stelle, wo Mierl und Simmerl zusammengegeben worden waren. Diesem Paare hatten keine unerhörten Glücksfälle den Weg zum Traualtar geebnet, sondern eine Krankheit. Diese Krankheit war die Gicht, die sich aus dem Gliederreißen der Mutter Manharter entwickelt hatte. Sie war jetzt froh, daß ihre zweite Tochter einen tüchtigen Mann ins Haus brachte, der das Anwesen, um das sich die Leidende kaum mehr kümmern konnte, im Gange erhielt. Sie hatte deshalb darüber weggesehen, daß der Schwiegersohn nichts weiter mitbrachte als ein Paar kräftige Arme.

Bei dem Größingerschen Ehepaare hatten sich die Dinge beinahe umgekehrt. Der alte Mann war nun ziemlich gesund geworden, dafür kränkelte die junge Frau. Sie war immer sehr blaß, die schöne Resi, und ihr Gesicht war ganz spitzig und verhärmt.

Die alte Waben, die der Großbäuerin bei jeder Begegnung forschend nach den Augen sah, konnte dieses Herzeleid endlich nicht mehr mit ansehen. Einmal trat sie mitten auf der Straße auf die zusammenschreckende Größingerin zu und raunte: „Was is's, was di' so herunterbringen tut? Is's weg'n 'm Simmerl, oder weil du dein' Mann ans Leben hast woll'n?“

Mit zitternder Stimme entgegnete Resi: „Am Simmerl liegt mir nix mehr. Aber mei' Sünd', mei' große Sünd', die drückt m'r no' 's Herz ab.“

Die Alte sah einen Augenblick sinnend zu Boden. Dann stieß sie rasch hervor: „Besuch mi' heut' abend. I hab' was z' reden mit dir.“

Resi machte verwunderte Augen zu der Einladung, saß aber ein paar Stunden später doch in der Hütte der Alten, auf dem nämlichen Schemel, auf dem sie vor nun bald zwei Jahren gesessen hatte.

Die alte Waben hatte den Ellbogen auf die Tischecke gestützt und den Kopf in die Hand. „Ang'schwindelt hab' i di' mit meiner Wahrsagerei, Größingerin. 's Wahrsagen aus der Hand, 's Kartenaufschlagen und alle die Sachen sein nix wie Schwindel. Mögen tun s' uns nit, die Leut', uns alte Weiber, so müssen m'r schau'n, daß s' wenigstens a bissel a Angst hab'n vor uns. So sein die G'schichten aufkummen, mein' ich. Wann s' mi' nit für a Hex' halten täten, hätten s' mir scho' längst die Hütten ab'deckt aus Bosheit und Schabernack, die Dorfbub'n.“

Resi wurde erst kreideweiß, dann purpurrot bei dieser Eröffnung. „Ja, aber . . .“ stammelte sie.

Die Alte fuhr gleichmütig fort: „Wie i dir dann aus die Karten deine heimlichen Gedanken hab' sagen können, meinst? Die hab' i dir scho' lang aus die Augen und vom G'sicht herunterg'lesen g'habt. Du

mein! Wann eins an die Neunzig alt wird und b'halt't sein g'sunden Verstand und hat von klein auf gute Augen g'habt, dann sein d' Leut' am End' wie von Glas. Is ja immer 's selbig'. Und so hab' i dir's ang'sehen g'habt, daß dir dei' Alter z'wider war, und dei' Sinn nach 'm Simmerl g'standen is. Das war m'r erst gar nit recht, weil du den Bub'n leicht hätt'st verderben und z' Grund' richten können, und dann war's mir wieder wie g'wunschen, um dem Simmerl zu dem z' helfen, was i ihm vergunnt hätt'. Und so hab' i das böse Feuer in dir recht an'blasen mit meine' Reden und hab' di' auf amal dorthin g'stellt, wo du so klanweis' mit der Zeit von selber hin'kommen wärst, und hab' mi' drauf verlassen, daß di' d' Reu' packen wird. Und so war's ja. Brauchst di' nit so z' kränken, Größingerin! Den Gedanken, dein' Mann z' vergeben, hab' i dir ein'blasen. Und dei' Gift, das war ka Gift, sondern a Kräutersaft, der Krämpf' macht und die Leut' zum Übergeben bringt, aber sonst nix schad't. Dein' Mann war's übrig'ns ganz g'sund, die Roßkur. Hat ihm wenigstens den verdorbenen Magen ordentlich aus'putzt."

Resi starrte der Alten mit fast irrsinnigem Blick in das zusammengeschnurrte Antlitz. „Also dein' Spaß hast 'trieben mit mir?" stieß sie rauh hervor. „Um nix und wieder nix hab' i mi' halbscheid z' Tod 'kränkt? Warum hast mir das an'tan?"

„Weißt, aufbegehren brauchst grad nit," erwiderte die Waben kühl. „Ohne meiner und mei' Kumedi hätt'st am End' dein' Mann a paar Monat' später aus freien Stücken was ein'geben, wo nachher die Reu' im letzten Augenblick nix mehr g'nützt hätt'. Und dann tät'st jetzt'n im Kriminal sitzen. Auf'm besten Weg dazu warst. Aber desweg'n hätt' i mi' nit ang'strengt. So

was kümmt alle Täg' und überall vor. Aber wie g'sagt, für'n Simmerl hab' i's 'tan. Der hat nit ruiniert wer'n soll'n von dir, und hat 'n alten Wasnerhof krieg'n soll'n, denn -- dir kann i's ja sag'n, du plauderst es nit aus — er is mei' Urenkel, der Simmerl."

„Was??" Die Bäuerin fiel beinahe von ihrem Sitz vor Erstaunen über diese neue Eröffnung.

Die Alte nickte traurig. „Bald siebzig war i alt, seit mehr als dreißig Jahr' hab' i nix mehr g'hört von meiner verheirat'n Tochter, da kummt auf amal auf d' Nacht eine zu mir herein und sagt, sie wär' mei' Enkelkind, und i sollt' mi' annehmen um ihr. Erst hab' i 'glaubt, daß s' a betrog'n's und sitzen 'lassen's Dirndel is, aber da hat s' mir ihren Trauring 'zeigt. Mit ein' Italiener verheirat't war's, das arme Hascherl, und der hat im Gachzurn ein' derschlagen und is durchgang'n nach Amerika, grad wie das arme Weib sei' erst's Kinderl erwart't hat. Und ob'ndrei' hat s' ihr Vater aus'm Haus g'jagt. Na, das hat mi' weiter nit g'wundert. Mein' sauber'n Herrn Schwiegersohn hab' i ja 'kennt. Er war ja d' Schuld, daß i mit meiner Tochter verfeind't war. — In ihrer Angst und Not is das arme Hascherl zu mir 'kummen. Na, i hab' s' vor alle Leut' versteckt bei mir, und da in der Hütten is der Simmerl auf d' Welt 'kummen. Jetzt'n aber, was anfangen mit dem Buberl? D' Mutten hätt's nit aufzieh'n können, i auch nit, dazu der verschimpfierte Nam', wo's scho' besser war, gar kein' z' haben, so hab'n m'r's halt den reichen Größingerleut'n vor die Tür g'legt. So hab' i 'n wenigstens groß wachsen seh'n können. War mei' einzige Freud', das, denn wie mei' Tochter g'storb'n is, hab'n s' mi' nit amal ans Totenbett g'holt, und von meiner Enkelin hab' i auch nix mehr g'hört."

Die Alte hatte immer leiser und leiser gesprochen. Jetzt schwieg sie ganz und ließ das Köpflein schwer auf die Tischkante fallen.

Die Bäuerin blickte erschüttert zu ihr hinüber. Dann erhob sie sich leise und ging davon.

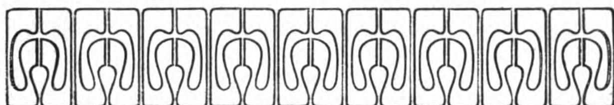
Als sie wieder draußen im abendlichen Walde stand, war ihr, als sei ihr ein Mühlstein vom Herzen gefallen. Sie hatte also ihrem Manne kein Gift beigebracht, sie war keine fluchbeladene Verbrecherin, sie konnte den Leuten wieder frei in die Augen sehen!

Daß der Wille fürs Werk zählt, im Guten wie im Bösen, sagte sich das junge Weib nicht. Sie war überglücklich und eilte leichtfüßig nach Hause. —

Wenige Tage nach dieser Aussprache fand man die alte Waben tot in ihrer armseligen Hütte. Es war gerade, als hätte sie bloß deshalb nicht früher sterben können, weil sie ihr Geheimnis noch niemals jemand enthüllt hatte. Jakob Größinger, der natürlich nach wie vor des festen Glaubens war, daß er dem Weiblein sein Leben verdanke, ließ sie begraben und ihr einen Denkstein setzen.

An dem steht öfters der Simmerl und weiht dem sonderbaren alten Geschöpfe, das da unten schlummert, einen andächtigen Gedanken, ohne zu ahnen, daß er am Grabe seiner Urgroßmutter steht, und daß sie selber in seinem Leben die guttätige Waldfrau gespielt hat, von der sie ihm vorfabelte, sie halte die Hand über ihn und werde ihn zu seinem Glücke leiten.





Neues aus dem Gebiete der Psychologie.

Naturwissenschaftliche Skizze von Dr. Fr. Parkner.



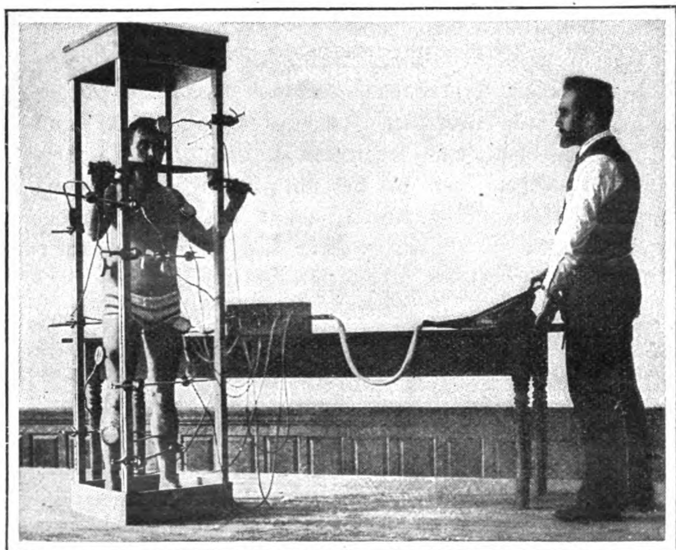
Mit 9 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

Die Lehre von dem Leben der Sinne und des Geistes, sowie von den Gesetzen, denen sie unterliegen und nach denen sie tätig sind, oder, wie man es wissenschaftlich bezeichnet, die Psychologie, ist ein Forschungsgebiet, das in neuerer Zeit eine bedeutende Erweiterung und Vertiefung gefunden hat. Von kleinen Anfängen ausgehend, hat sie allmählich alle Sinne in den Bereich ihrer Untersuchungen gezogen, das Empfindungsvermögen der Haut, den Geruchssinn, das Gehör, die Vorgänge beim Sehen, und sie ist auch in die Gedankenwerkstatt eingedrungen, um einen Einblick in die Bedingungen zu erhalten, unter denen sich das Denken vollzieht, die Vorstellungen sich verknüpfen und die Ausbildung des Gedächtnisses erfolgt. Aber dabei ist sie nicht stehen geblieben. Sie hat sich nicht damit begnügt, Experimente anzustellen, sondern sie hat die experimentell gewonnenen Ergebnisse auch praktisch verwertet und dadurch nach den verschiedensten Seiten hin befruchtend und fördernd gewirkt.

Von großer Wichtigkeit über die Sinneswahrnehmungen waren bereits die Untersuchungen, die der Göttinger Physiologe E. H. Weber im Jahre 1834 über das Empfindungsvermögen der Haut anstellte. Das, was wir als Empfinden oder Fühlen bezeichnen, ist kein einheitlicher Vorgang, sondern es werden damit verschiedenartige Wahrnehmungen zusammengefaßt. So unterscheiden wir mittels der in der Haut eingebetteten Nervenendigungen die Temperatur der berührten Gegenstände und erkennen die ihnen eigene Wärme oder Kälte. Ferner erhalten wir durch die Berührung eine Vorstellung über die Gestalt der betreffenden Gegenstände, indem die Ecken und Kanten einen stärkeren Druck auf die Haut ausüben als die gleichmäßigen Flächen, und endlich vermögen wir auch durch das Gefühl die Orte anzugeben, welche berührt werden. Man spricht daher auch von dem Temperatursinn, dem Raumsinn und dem Ortssinn der Haut.

Namentlich mit dem letzteren beschäftigte sich nun Weber bei seinen Untersuchungen. Er setzte dabei einen Zirkel mit abgestumpften Spitzen auf die Haut bei geschlossenen Augen und bestimmte für die verschiedenen Hautstellen den Abstand, den beide Zirkelspitzen voneinander haben dürfen, um noch als zwei getrennte Empfindungen wahrgenommen zu werden. Werden die Zirkelspitzen nur um eine Kleinigkeit einander genähert, so reicht an den untersuchten Hautstellen die Feinheit des Gefühls nicht mehr aus, sondern wir nehmen dann beide Zirkelspitzen nur als einen einzigen Berührungspunkt wahr. Das Unterscheidungsvermögen hinsichtlich des Abstandes der Orte, die berührt werden, gibt demnach zugleich einen Maßstab für die Feinheit des Tastsinns der Haut überhaupt und seine Ausbildung an den einzelnen Hautstellen.

Weber fand nun, daß das Tastgefühl am feinsten an der Zungenspitze und am gröbsten an der Rumpfhaut ist. Für die Zungenspitze braucht der Abstand der beiden Zirkelspitzen nur 1 Millimeter zu betragen, damit noch die beiden Berührungspunkte getrennt empfunden werden. Dagegen ist für die Haut der Innen-



Apparat zur gleichzeitigen Berührung mehrerer Körperstellen.

fläche des Zeigefingers bereits ein Abstand von 2 Millimeter nötig. Für die rote Lippenoberfläche muß er betragen 4 Millimeter, für die Spitze des großen Zehen 11, für die Haut über den Fingerknöcheln 17, für den Handrücken 28, für die Kniescheibe 35, auf dem Brustbein 44 und für die Mitte des Rückens 66 Millimeter. Geht man unter die aufgefundenen Abstände herab, so kann man, indem man die eine Zirkelspitze

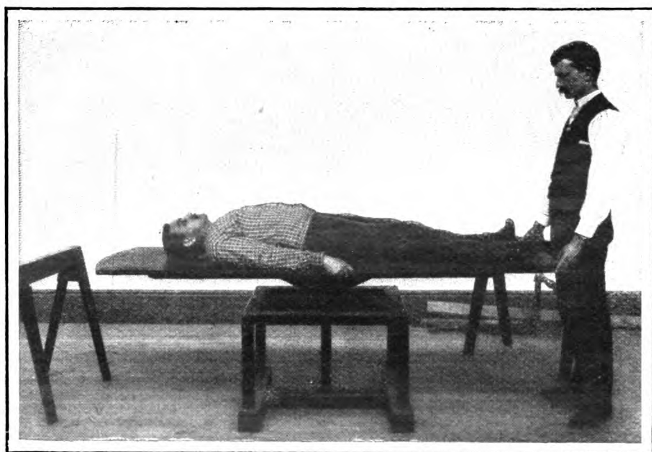
auf die betreffende Hautstelle aufsetzt und die andere im Kreise um diesen Mittelpunkt herumdreht, je nach der Lage des Hautgebietes größere oder kleinere Hautbezirke umkreisen, innerhalb deren die Empfindung der beiden Zirkelspitzen nur als ein einziger Reiz aufgefaßt wird. Daraus ergeben sich die Empfindungskreise der Haut.

Übung und Gewohnheit spielen bei dem Tastsinn eine große Rolle. Man ersieht dies schon aus folgendem kleinen Experiment. Schlägt man den Mittelfinger schräg über den Zeigefinger und steckt dann zwischen beide eine Erbse, so fühlt man stets zwei runde Körper, weil bei der natürlichen Fingerstellung zwei Erbsen nötig wären, damit die jetzt einander zugekehrten Fingerseiten gleichzeitig berührt würden. Obwohl nun bei der veränderten Fingerstellung zur Berührung der sonst voneinander abgewandten Fingerseiten nur eine einzige Erbse erforderlich ist, so fühlen wir dennoch zwei, weil wir durch die Macht der Gewohnheit schließen, daß eine jede der beiden Fingerseiten von je einer Erbse berührt wird.

Die Untersuchungen über das Empfindungsvermögen der Haut und die Deutung der Wahrnehmungen sind dann nach vielen Richtungen hin und mittels der verschiedensten Methoden fortgesetzt worden. So hat der amerikanische Psychologe Stanley Hall einen Apparat konstruiert, bei der die unbekleidete Versuchsperson zu gleicher Zeit von mehreren Korkscheiben, die berußte Pinsel tragen, berührt wird, die durch den Luftdruck eines Blasebalgs leise an die Körperoberfläche angedrückt werden. Die Augen der Versuchsperson müssen während der Experimente geschlossen sein. Später muß sie dann die Hautstellen angeben, die nach ihrer Meinung gleichzeitig berührt wurden. Dabei stellen sich denn

vielfache irrtümliche Angaben heraus, die zeigen, wie schwierig es ist, die Aufmerksamkeit gleichzeitig über die ganze Körperoberfläche zu verteilen.

Der Geruch ist im allgemeinen ein sehr scharfer Sinn, wenn er auch beim Menschen zurückgegangen ist, da hier an die Stelle des Riechens vielfach das Sehen tritt. Um die Feinheit des Geruchs festzustellen, be-



Apparat für wagrechte Drehung.

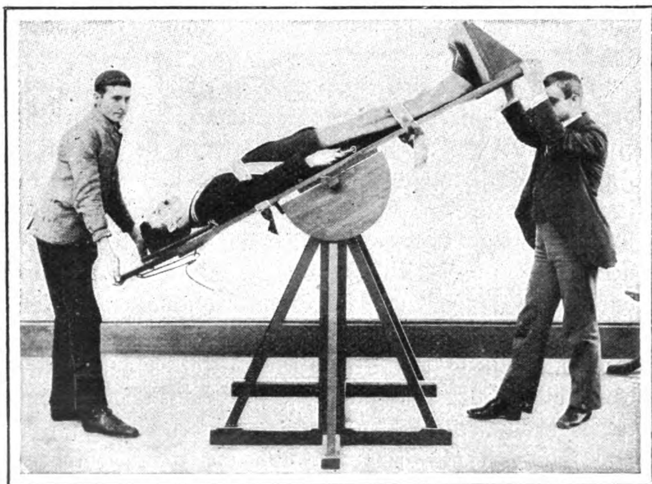
nutzt man verschiedene Verfahren. Das eine besteht darin, daß man zu ermitteln sucht, wieviel von einem riechenden Stoff ein Liter Luft enthalten muß, damit sie riechbar wird. Die Experimente ergaben, daß hierfür vom Vanillin 0,005, vom Pfefferminzöl 0,05 und von der Orangenessenz 0,5 Milliontel Gramm ausreichen. Durchschnittlich ist der Geruchssinn der Männer schärfer als derjenige der Frauen. Auch die Geruchsempfindung ist stark von den äußeren Umständen und

von der Einbildung abhängig. Der amerikanische Physiologe Nichols erklärte in einer Vorlesung, er werde ein Fläschchen mit Rosenöl öffnen, und bat zugleich seine Zuhörer, den Arm aufzuheben, sobald sie den Geruch wahrnehmen würden. In kurzer Zeit gaben 35 Personen an, das Rosenöl zu riechen. Nur 5 Personen behaupteten, nichts zu riechen. Und sie hatten recht, denn das Fläschchen enthielt, wie Nichols später mitteilte, kein Rosenöl, sondern reines Wasser.

Über das Gehör sind die umfassendsten Untersuchungen angestellt worden von dem unlängst verstorbenen berühmten deutschen Physiker Helmholtz. Er hat gezeigt, daß jeder einfache Ton nur durch gewisse einzelne Nervenfasern empfunden wird, Töne von verschiedener Höhe verschiedene Nervenfasern in Erregung setzen, und die Empfindung verschiedener Tonhöhen hiernach eine Empfindung in verschiedenen Nervenfasern ist. Er wies durch seine Forschungen nach, daß scheinbar recht einfache Gehörswahrnehmungen sehr verwickelter Natur sind, die man in ihre Bestandteile zerlegen und wieder verschmelzen kann. Bekanntlich gehen von den tönenden Körpern Schallwellen aus, die die Fasern des Gehörnervens treffen und durch ihre Reizung die Gehörsempfindung hervorrufen. Die Tonhöhe wird nun bestimmt von der Anzahl der Schwingungen, die der tönende Körper in der Sekunde ausführt, und je höher ein Ton ist, desto größer ist die Zahl der Schallbewegungen. Der tiefste wahrnehmbare Ton entspricht etwa 15 Schwingungen in der Sekunde, der höchste 41,000. Erwachsene und Kinder unterscheiden sich in der Hörschärfe erheblich voneinander. Manche Kinder, die geistig zurückgeblieben sind, verdanken dies einzig und allein ihrer Schwerhörigkeit.

Das Gehörorgan ist aber auch noch der Sitz des

Gleichgewichtssinns. Wird er in ungewöhnlicher Weise erregt, so macht sich das Schwindelgefühl geltend. Das Organ für den Gleichgewichtsinn sind die häutigen Bogengänge desjenigen Teiles des inneren Ohres, welcher als Labyrinth bezeichnet wird. Zur Beobachtung der Empfindungen bei schnellen Drehungen hat



Apparat für senkrechte Drehung.

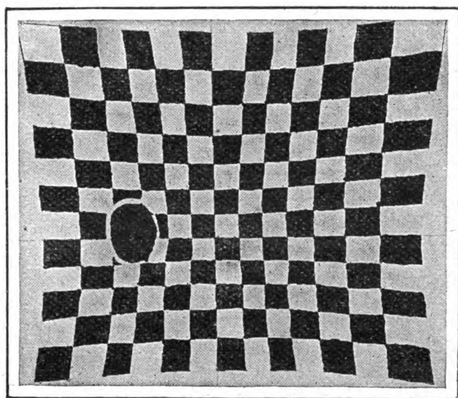
man Apparate verfertigt, auf denen die Versuchspersonen wagrecht und senkrecht gedreht werden können. Wird die Bewegung nach einiger Zeit plötzlich zum Stillstand gebracht, so tritt der Drehschwindel ein. Die Versuchsperson hat dann den Eindruck, als bewegten sich die Gegenstände der Außenwelt in der ursprünglichen Drehrichtung weiter, oder als werde sie selbst in entgegengesetzter Richtung umgedreht. Man hat dieselben Versuche auch mit Tieren angestellt. Während der Drehung selbst machten sie Bewegungen nach der

der Drehrichtung entgegengesetzten Seite. Wird die Drehbahn angehalten, so führen sie Zwangsbewegungen aus, indem sie sich in der ursprünglichen Richtung fortbewegen. Es ist dies die Folge des eingetretenen Schwindelgefühls. Sie glauben jetzt in der der früheren Drehung entgegengesetzten Richtung bewegt zu werden und machen daher Bewegungsanstrengungen, durch die sie der vermeintlichen Drehung entgegenzuarbeiten suchen.

Der eigentliche lichtempfindliche Teil des Auges ist die Netzhaut, die die innerste der Augenhäute darstellt. In sie tritt der Sehnerv ein, der sich in zahllosen Fasern zerteilt und in die Zapfen und Stäbchen fortsetzt, auf welche die in das Auge eindringenden Lichtstrahlen ihre erregende Wirkung ausüben. Der Sehnerv selbst ist für Licht unempfindlich, da er nur die durch die Zapfen und Stäbchen empfangenen Reize nach dem Gehirn fortleitet. Man bezeichnet daher auch die Eintrittsstelle des Sehnerven in die Netzhaut als den blinden Fleck. Entwirft man sich einen Plan von der Netzhaut des rechten Auges, bei dem die Zapfen und Stäbchen als hellgraue und die zwischen ihnen eingeschaltete Farbstoffschicht als dunkle Vierecke wiedergegeben werden, so liegt der blinde Fleck in der Nähe der linken Schmalseite. Wir bemerken für gewöhnlich von dem blinden Fleck nichts, da er in jedem der beiden Augen auf eine andere Stelle trifft, so daß das, was das eine Auge wegen des blinden Flecks nicht sehen kann, das andere Auge sieht. Von dem blinden Fleck aus verzweigen sich außerdem die feinen Blutgefäße, die die Netzhaut durchziehen und die Blutversorgung regeln.

Unser Sehorgan ist vielfachen Täuschungen unterworfen. Betrachten wir beispielsweise einen Wasserfall einige Zeit hindurch, so haben wir den Eindruck,

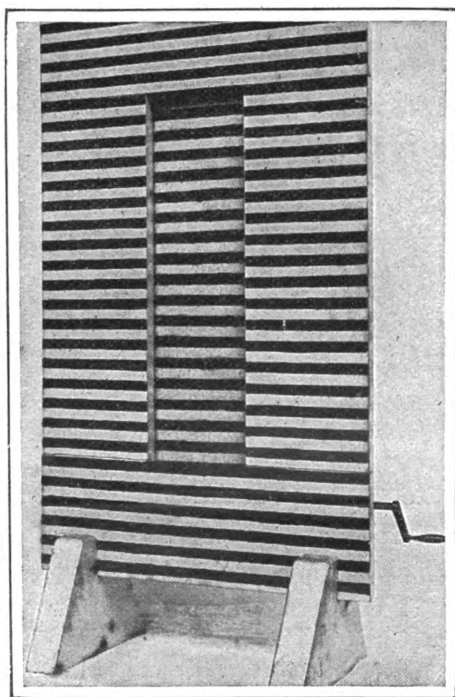
als ob das beiderseitige Ufergelände aufwärts zu steigen scheint. Man kann diese Täuschung mit Hilfe eines kleinen Apparates nachahmen. Dreht man die Kurbel desselben, so bewegt sich der mittlere Streifen, wie der Wasserfall, abwärts, und wenn man dann plötzlich anhält, so scheinen die beiden seitlichen Streifen, ähnlich dem Ufergelände, in die Höhe zu steigen. Diese Er-



Plan der Netzhaut mit dem blinden Fleck.

scheinung beruht auf unbewußten, ruckförmigen Bewegungen der Augen. Wir verfolgen den abwärts gleitenden Streifen der Mitte unwillkürlich mit den Augen. Steht nun die Bewegung dieses Streifens plötzlich still, so setzen die Augen ihren Weg nach unten noch einen Moment ruckweise fort, und hierdurch entsteht der Anschein, als ob die beiden seitlichen Streifen nach der entgegengesetzten Richtung hin zurückweichen, also aufsteigen. Die optischen Täuschungen, wie man es nennt, lassen sich außerdem noch durch andere kleine Hausmittel dartun. Man hat zu diesem Zweck Zeich-

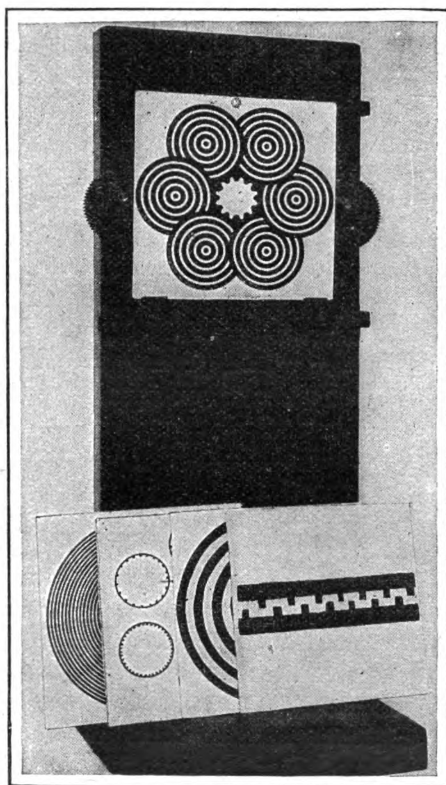
nungen von scheibenförmigen Figuren, bei denen helle Ringe mit dunklen abwechseln oder ein geschlängeltes helles Band über einen dunklen Hintergrund läuft, entworfen. Setzt man die scheibenförmigen Figuren in



Wasserfallapparat.

eine drehende Bewegung, indem man die Blattseite, auf der sie abgebildet sind, einige Zeit im Kreise herumbewegt, so hat es den Anschein, als ob sich die hellen Ringe selbständig wie eine Spirale vorwärts drehen. Bewegt man über der Zeichnung mit dem geschlängelten

Band den Kopf mehrere Male schnell von links nach rechts und umgekehrt, so scheint bei der Wendung



Zeichnungen zur Untersuchung der optischen Täuschungen.

nach links das Band nach rechts und bei der Wendung nach rechts nach links zu rücken. Diese Erscheinungen erklären sich dadurch, daß die Augen sozusagen an den dunklen Ringen und dem dunklen Hintergrund festhaften

und bei ihnen verweilen, während die hellen Teile der Zeichnungen schnell vorübereilen und dadurch eine selbständige Bewegung zu erhalten scheinen.

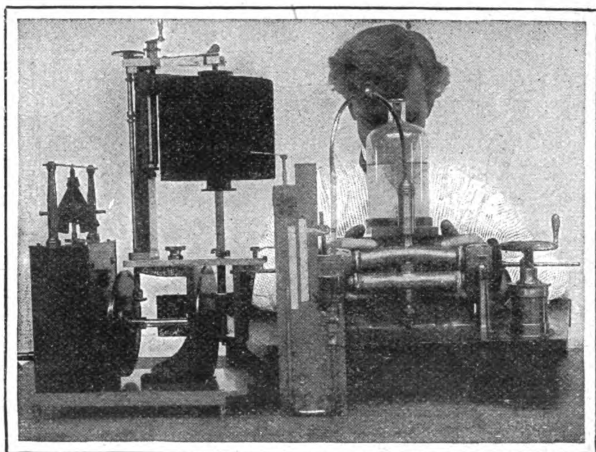
Zwei wagrecht verlaufende Linien in einer größeren Höhe, die wir von unten betrachten, erhalten leicht den Anschein, als ob die Enden nach aufwärts gebogen sind, weil wir dabei eine von unten nach oben aufsteigende Blickrichtung anwenden müssen. Diese scheinbare Umbiegung wagrechter Linien nach oben erkannten bereits die griechischen Baumeister des Altertums, und sie bogen deshalb bei ihren Tempelbauten die auf den Säulen aufliegenden marmornen Querbalken etwas nach unten um, so daß nun die Längskanten dieser Balken völlig wagrecht zu verlaufen scheinen.

Hin und wieder wird ein jeder schon einmal beobachtet haben, daß an seinen Augen scheinbar kleine dunkle Punkte vorbeifliegen. Diese rühren von Trübungen im Augenwasser des Glaskörpers her, die ihre Schatten auf die Netzhaut werfen.

Man ist jetzt sogar so weit gekommen, daß man die Zeit messen kann, welche vergeht, bis eine Empfindung von der Fingerspitze bis nach dem Gehirn gelangt. Die Nervenerregung pflanzt sich 30 bis 40 Meter in der Sekunde fort. Auch die Gesetze der Gedankenverbindung zu ergründen, hat man erfolgreich versucht. Professor Stanley Hall in Boston und Professor Jastrow in Berlin nannten einer größeren Zuhörerschaft Worte und ließen sich dann die Worte nennen, die den Zuhörern sofort einfielen. Die große Mehrzahl der Anwesenden stimmte in ihren Antworten überein. So wurde auf Hund regelmäßig Katze, auf Knabe Mädchen, auf Hand Fuß geantwortet.

Ein an wunderbaren Beobachtungen reiches Gebiet ist das Studium des Zusammenhanges zwischen Geistes-

tätigkeit und der Verteilung des Blutdrucks. Eine jede geistige Anstrengung ist mit einem Zufluß des Blutes nach dem Gehirn verbunden. Man kann daher den Blutdruck in den einzelnen Körperteilen als einen Gradmesser betrachten, der mit größter Genauigkeit anzeigt, ob und wie stark das Gehirn geistig beschäftigt ist. Wie ein Schwimmer, den man zur Beobachtung des Wasser-



Messapparat für den Blutdruck in den Fingern.

standes benutzt, und dessen Steigen oder Fallen die Erhöhung oder das Zurückgehen des Wasserspiegels anzeigt, so kann man an der Vermehrung oder dem Nachlassen des Blutdrucks erkennen, ob der Geist ausruht oder angestrengt wird. An einer Reihe sinnreicher Apparate ist diese Wechselwirkung zwischen Blutdruck und Geistestätigkeit deutlich zu verfolgen. Einer dieser Apparate führt es sichtbar vor, wie eng der Blutdruck in den Fingern mit der Arbeit des Gehirns verknüpft

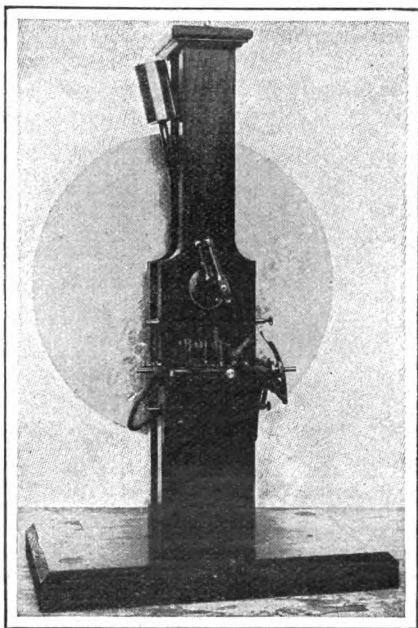
ist. Richtet die Versuchsperson ihre Gedanken scharf auf irgend einen Gegenstand, so sinkt der Blutdruck in den Fingern, weil das Blut nach dem Gehirn hinströmt. Die Finger schrumpfen dann eine Wenigkeit zusammen, und infolgedessen fällt auch die Kurve, die eine Feder auf einer berußten, sich drehenden Trommel aufzeichnet, nach unten. Ist dagegen das Gehirn unbeschäftigt, so verteilt sich das Blut gleichmäßig durch den Körper, der Blutdruck ist dann in den einzelnen Teilen größer, die Finger schwellen etwas an, und darum steigt jetzt die Feder, und ihre Kurve auf der Trommel geht in die Höhe.

Ebenso hat man die rhythmischen Bewegungen, die sich im Blutdruck vollziehen, auf verschiedene Weise gemessen. Man benutzt dazu unter anderem einen Pendelapparat, dessen Pendel, der leicht mit der Hand berührt wird, durch seinen größeren oder geringeren Ausschlag das Steigen oder Sinken des Blutdrucks anzeigt. Dabei hat sich ergeben, daß irgend eine geistige Tätigkeit, bei der der Rhythmus mitspielt, auch den Verlauf des Blutdrucks rhythmisch beeinflußt. Sagt die Versuchsperson beispielsweise eine Liederstrophe her, bei der der Tonfall sich rhythmisch hebt und senkt, und auch die geistige Spannung wechselweise wächst und zurückgeht, so wächst und fällt auch, wie es die Pendelschwingungen zeigen, der Blutdruck rhythmisch.

Alle für die psychologischen Forschungen verfertigten Apparate sind übrigens äußerst fein konstruiert und arbeiten mit der größten Genauigkeit, so daß sich die auf diesem Gebiete üblichen Forschungsmethoden geradezu als mikroskopische Untersuchungen des Geistes bezeichnen lassen.

Die Erforschung des Sinnes- und Geisteslebens

macht eine genaue Vertrautheit mit dem Bau der Nerven und des Gehirns erforderlich, deren Studium daher ebenfalls in das Gebiet der Psychologie gehört. Denn nur dann können die Versuche richtig angestellt und gedeutet werden, wenn der Experimentator weiß, wie die Nervenstränge verlaufen, wie sich die Nervenzellen verzweigen und welche Aufgaben den einzelnen Gebieten des Gehirns zufallen.



Pendelapparat für Experimente über den Rhythmus des Blutdrucks.

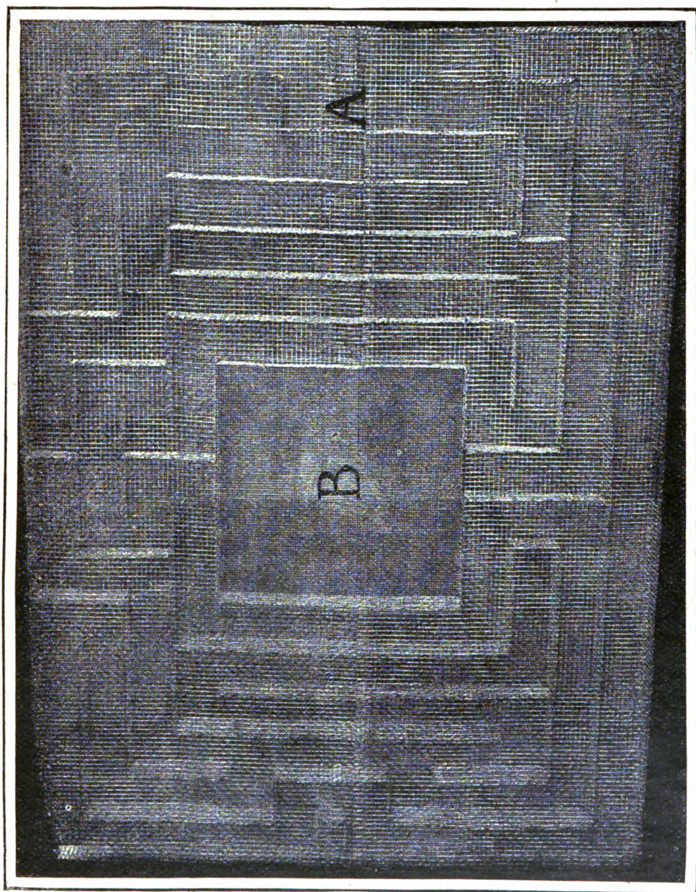
Bekanntlich gibt es im Großgehirn ganz bestimmte Gebiete oder Zentren, welche die durch die Nerven übermittelten Reize umsetzen und verwerten, so daß sie nun erst in unser Bewußtsein eintreten. Umgekehrt werden von anderen Bezirken wieder die Anstöße gegeben, die sich durch die Nerven fortpflanzen, so daß wir nun die Arme und Beine zweckmäßig bewegen oder auch die Sprachwerkzeuge in die für die einzelnen Worte notwendigen Stellungen bringen. Von den bisher wissenschaftlich festgestellten

Gehirnbezirken sei beispielsweise erwähnt das Zentrum des Gehörs, des Sehvermögens, das Sprachzentrum und das Zentrum der Bewegungsantriebe. Wird eines dieser Zentren beim Menschen durch einen Krankheitsprozeß oder bei Tieren durch einen operativen Eingriff zerstört, so wird damit auch die sich in ihm vollziehende Gehirntätigkeit ausgeschaltet. Ist das Zentrum des Gehirns zerstört, so werden zwar die Gehörnerven durch die Schallwellen erregt, und diese Reize durch die Nerven auch noch bis zu dem Zentrum des Gehörs fortgeleitet, aber sie gelangen jetzt nicht mehr zum Bewußtsein, und der betreffende Mensch weiß daher nicht mehr, was diese Reize bedeuten, er kann die Töne nicht mehr nach ihrer Höhe und ihrem Klang unterscheiden und das gesprochene Wort nicht mehr verstehen. Einen solchen Zustand bezeichnet man als Seelentaubheit. Alle diese einzelnen Bezirke sind miteinander verbunden, und aus ihrer Gesamttätigkeit entspringt das vernunftmäßige Denken. Die engen Beziehungen zwischen Gehirn und Geistestätigkeit zeigen sich auch an den Veränderungen, die die Gehirnzellen, aus denen sich das ganze Gehirn aufbaut, erleiden. Die durch die vorangegangene Tätigkeit ermüdeten Gehirnzellen sind trüb gefärbt, und ihre Kerne sind unförmig, da sie mit den Ermüdungsstoffen angefüllt sind. Am frühen Morgen dagegen, wo sich Körper und Geist durch den Schlaf erholt und erfrischt haben, sind die Gehirnzellen klar und hell, da während des Schlafes die angehäuften Ermüdungsstoffe vom Blute ausgewaschen und von ihm fortgetragen werden.

Weitere wichtige Ergebnisse hat das Studium der Blinden, Geistesschwachen und Irrsinnigen geliefert, denn gerade aus diesen Fehlgriffen der Natur, wie man es nennen kann, lassen sich mannigfache Schlüsse ziehen

---

über die normale Tätigkeit des Gehirns. Auch die Suggestion und der Hypnotismus gewähren tiefe Ein-



Irrgarten aus Drahtwänden.

blicke in die Gesetze des Geisteslebens. Eine andere reiche Erkenntnisquelle ist endlich die Betrachtung und

Untersuchung der geistigen Entwicklungsfähigkeit, über die durch Experimente an Tieren, Kindern, ungebildeten und gebildeten Menschen sehr wertvolle Anhaltspunkte zu gewinnen sind. Namentlich lehrreich sind die Tierversuche, da sie eine überraschende Aufklärung über den Verstand der Tiere und seine Vervollkommnung geben. Auch für diese Experimente hat man besondere Apparate erdacht. Setzt man beispielsweise in einen aus Drahtwänden verfertigten Irrgarten auf die in unserer Abbildung mit B bezeichnete Stelle eine Ratte und legt das Futter für sie in die Mitte des Irrgartens auf A, so dauert es in den ersten Tagen geraume Zeit, ehe sich die Ratte zu dem Futter hinfindet. Allmählich wird sie aber klüger und umsichtiger, immer mehr vermeidet sie die verschlossenen Gänge, und zuletzt läuft sie in einem kleinen Bruchteil der früheren Zeit schnell und sicher zu dem Futter.

Ähnliche Experimente hat man mit Fischen angestellt. Setzt man in ein größeres Gefäß einen Raubfisch, den man mit Elritzen gefüttert hat, und stellt nun in dieses Gefäß eine Glasbüchse, die Elritzen enthält, so schwimmt der Raubfisch anfänglich auf diese schnell zu, um sie zu verschlingen. Natürlich erhält er dabei jedesmal von der für ihn unsichtbaren Glaswand einen Stoß, und diese Stöße belehren ihn mehr und mehr, daß er die Elritzen nicht erhaschen kann. Man kann daher zuletzt die Elritzen frei im Wasser umherschwimmen lassen, ohne daß der Raubfisch einen Angriff auf sie unternimmt. Er weiß eben jetzt, daß er sich den Elritzen nicht nahen kann, und kümmert sich nun nicht mehr um sie. Die Tiere sammeln also Erfahrungen und erweitern allmählich ihre Kenntnisse. Diese Befunde machen es wahrscheinlich, daß bei den Wanderungen der Fische und Vögel, beim Nestbau, beim

Futtersuchen, bei der Aufziehung der Jungen nicht allein bloße Instinkte wirken, sondern daß auch geistige Erfahrungen und die Vererbung der erworbenen Kenntnisse dabei beteiligt sind.

Die Psychologie ist noch eine junge Wissenschaft. Trotzdem hat sie schon bedeutende Erfolge errungen. Unermüdlich arbeitet sie mit größtem Scharfsinn weiter. Daher steht zu erwarten, daß sie auf dem eingeschlagenen Weg siegreich weiterschreiten und noch manche Punkte im Sinnes- und Geistesleben, die bis jetzt dunkel und rätselhaft sind, aufhellen und erklären wird.





Der lahme Jörg.

Aus dem Leben eines Bettlers. Von E. Krickeberg.



Er ging in die Häuser und sprach um Essen, Geld und Kleider an — was er gerade brauchte — und er erhielt reichlich, weil er ein armer Krüppel war. Wenn Jörg dann am Abend seine Einkünfte überschlug, so verzog sich sein Gesicht zu einem verschmitzten Grinsen. Eigentlich war es überhaupt schade, daß ein Genie wie er so verkommen mußte.

Freilich, wenn man ein lahmes Bein hat ...

Jörg war auf eine ganz merkwürdige Art zum Krüppel geworden. Eines Tages im Winter — er war als Gärtner schon eine geraume Zeit arbeitslos — hatte er, der Not gehorchend, bei einer reichen Dame um ein Scherflein zum Nachtlager gebeten, und sie hatte ihm erwidert, daß sie den Müßiggang nicht unterstütze, daß sie ihm aber für jeden Korb Kohlen, den er ihr aus dem Keller heraufhole, zehn Pfennig geben wolle. Er, ein Kunstgärtner, sollte Taglöhnerdienste tun? Dies Anerbieten schien Jörg beleidigend. Er fühlte sich herabgesetzt, und weil ein Bettler solche Gefühle nicht ungeschminkt äußern darf, erklärte er be-

dauernd, durch ein lahmes Bein an schwerer körperlicher Arbeit verhindert zu sein.

Die Dame war gerührt und schenkte ihm gegen seine Erwartung auch ohne die Kohlen ein reichliches Almosen. Das erregte sonderbare Gedanken in Jörg, er war überhaupt zum Philosophen geboren, nur daß er seine eigene Philosophie besaß, der andere Menschen nicht ohne weiteres zu folgen vermochten. Wenn solch kleines Leiden eine so vorzügliche Wirkung ausübte, so wäre man ja Prügel wert, überlegte Jörg, wenn man sich seiner nicht zu seinem Vorteil bedienen sollte. Jeder Mensch hat das Recht, die Arbeit zu seinem Unterhalt zu wählen, die am bequemsten und einträglichsten für ihn ist. Die Bettelei als Krüppel ist einträglicher als die Gärtnerei mit gesunden Gliedern, also: betteln wir künftig!

Seitdem schleppte Jörg das linke Bein nach, und er tat es mit einer Virtuosität, als ob er schon lahm auf die Welt gekommen wäre. Schließlich vergaß er selber beinahe, daß er eigentlich ein ganz normaler Mensch sei.

Der Kniff bewährte sich so glänzend, daß Jörg eine große Verehrung und Zuneigung zu der Dame gewann, die die glückliche Entdeckung seiner Lahmheit bewirkt hatte, und er äußerte seine Anhänglichkeit dadurch, daß er sich öfter bei ihr einstellte, um sich mit einer guten warmen Mahlzeit bewirten zu lassen.

Als das Frühjahr ins Land zog, und er Arbeit in Fülle hätte finden können, da war er bereits so ins Bummeln hineingekommen, daß er nicht Lust hatte, sich danach umzusehen. Wenn man sie ihm auf dem Präsentierteller angeboten hätte, dann würde er sich vielleicht bequemt haben, anzufassen und in der Arbeit auch wieder Gefallen an ihr gefunden haben, denn er

war im Grunde ein ganz ordentlicher Mensch und liebte seinen Beruf; aber das Nichtstun hatte seine Energie erschlafft und die mit dem Betteln verknüpften Demütigungen sein Ehrgefühl abgestumpft. So ließ er es gehen, wie es gehen wollte, und anstatt um Essen, sprach er bei seiner Gönnerin diesmal um leichtere Kleider für die warme Jahreszeit an; und im Herbst stellte er sich pünktlich wieder ein und ließ sich mit warmen Hüllen bedenken.

Das war zwei Jahre gegangen. Als er nun im dritten Winter wieder kam, öffnete ihm die Dame in tiefer Trauer die Tür, und ihr Gesicht war so blaß und vergrämt, daß Jörg ganz betroffen davon wurde.

„Ach, der lahme Jörg!“ sagte sie mit einem Ton, als ob sie schon auf ihn gewartet habe. „Mein Mann ist gestorben, und ich werde Ihnen künftig nicht mehr mit abgelegten Kleidern aushelfen können. Aber mein Mann hat noch vor seinem Tode einen Rock für Sie bestimmt, den sollen Sie haben.“

Sie ging, ihn zu holen, und Jörg stand und wartete mit einem sonderbar unbehaglichen Gefühl. Er hatte so eine Empfindung, als ob er die Dame mit dem kummervollen Gesicht nie mehr um etwas ansprechen dürfe.

Ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, traurig, bleich und schwarz gekleidet wie die Frau, kam den Korridor entlang und stellte sich an die Tür.

Jörg kannte die Kleine, es war das einzige Töchterchen des verstorbenen Rats, sie hatte ihm früher immer das Essen gebracht und ein paar freundliche Worte mit ihm geredet. Jetzt nickte sie ihm nur schweigend zu, und in ihren Augen flimmerte es wie von verhaltenen Tränen.

Die Frau Rat kam mit dem Rock zurück, sie hielt

ihn fest an die Brust gepreßt, als ob ihr das Scheiden von ihm schwer würde.

„Da, nehmen sie ihn! — „Gib ihn dem lahmen Jörg," hat mein Mann auf dem Totenbette gesagt, „der Rock ist zwar noch wie neu, aber es wird ja wohl das Letzte sein, das der arme Krüppel von mir erhält." ... Halten Sie ihn also gut, Jörg, verkaufen Sie ihn nicht etwa, und machen Sie ihm nicht Unehre! Der Mann, der ihn getragen hat, war ein guter Mensch und ein wahrer Freund aller Armen. Sie sehen, er hat selbst in Krankheit und Tod noch für Sie gesorgt. Ich hoffe, Sie werden sich des Vermächtnisses würdig zeigen."

Tränen erstickten ihre Stimme, hastig hing sie ihm den Rock über den Arm und eilte ins Zimmer zurück.

Jörg stand betreten da und wußte nicht, was er tun sollte, so wunderlich war ihm zu Mute. Der Rock war von feinem Stoff und vorzüglich gehalten, einen so guten hatte er in seinem Leben noch nicht auf dem Körper gehabt, und doch — eine eigentliche Freude darüber empfand er nicht, und das wieder setzte ihn selber in Erstaunen.

Endlich wandte er sich zum Gehen. Daß die Kleine noch immer neben der Tür stand und mit großen, unruhigen Augen, aus denen langsam Träne auf Träne tropfte, nach des Vaters Rock blickte, hatte er in seiner Verwirrung gar nicht beachtet.

Unschlüssig zögerte er auf der obersten Treppenstufe, da — plötzlich fühlte er sich am Arm berührt. Die Kleine war neben ihm, strich mit zitternden Händen liebkosend wieder und wieder über den Rock, und plötzlich bückte sie sich aufschluchzend und preßte einen Abschiedskuß auf das Kleidungsstück, das einst der heißgeliebte Vater getragen. Als sie sich emporrichtete, fiel

ein brennender Tropfen auf die Hand des Bettlers, und ehe er noch wußte, was ihm geschah, war die Kleine in den Korridor gehuscht.

Jörg ging wie im Traum die Straßen entlang. Er hatte nicht einmal den Rock zusammengeschlagen, breit hing er von seinem Arm herab, und die Hand hielt er ganz steif, er fühlte noch immer den heißen Tropfen auf ihr.

In den Anlagen des Stadtparks, wo es ganz einsam war, setzte er sich nieder. Die Beine taten ihm weh, zum ersten Male hatte das Hinken ihn angestrengt. Er saß da, starrte auf den Rock und die Hand und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf, als ob er die ganze Sache nicht fassen könne.

Dem „armen Krüppel“ soll der Rock gehören, so hatte der verstorbene Herr gesagt, und der war „ein guter Mensch“ und ein „wahrer Freund aller Armen“ gewesen, der noch auf dem Totenbett für ihn gesorgt hatte. „Und machen Sie ihm keine Unehre!“ hatte die Frau eindringlich dazugefügt.

Ja, wenn der Rock einem armen Krüppel vermacht war, dann gehörte er ihm ja gar nicht, dann durfte er ihn von Rechts wegen auch nicht behalten, denn, wenn man auch sehr geschickt das Hinken nachzuahmen versteht, ist man doch noch lange kein Krüppel! ...

Zwei Jahre lang hatte Jörg die Menschen mit seiner Krüppelhaftigkeit betrogen und nie etwas anderes dabei empfunden wie eine cynische Genugtuung über die Dummheit der Leute, und er hätte den Rock von irgend einem anderen auch ohne das geringste Bedenken angenommen und wahrscheinlich schleunigst in der nächsten Kaschemme zu Geld gemacht ... aber daß er gerade von der Familie kommen mußte, mit der er sich nun einmal in einer gewissen Weise verbunden fühlte,

und daß die Frau, für die er eine Art Anhänglichkeit besaß, so elend und tief unglücklich aussehen mußte — das hatte ihn aus seiner Verkommenheit aufgerüttelt. Er konnte keinen Menschen weinen sehen und nun vollends nicht die Frau, die es doch eigentlich um ihn verdient hätte, daß es ihr gut ginge.

Wenn sie wenigstens nicht verlangt hätte, daß er dem Vermächtnis ihres Mannes keine Schande machen sollte! Dann durfte er doch nicht betteln, wenn er den Rock trug, oder gar hinken, er — ein kräftiger, gesunder Kerl! Wer dem lieben Gott die Tage abstiehlt und noch dazu vom Schwindel lebt, der zeigt sich nicht als würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft.

Und wenn schließlich das Kind nicht noch gekommen wäre! Wie lange schon hatte ihn kein anständiger Mensch mehr mit seinen Händen berührt, und die Kleine hatte an seinem Arm gehangen und Tränen über ihn geweint. Jörg hatte die Empfindung, als ob ihm das selber geschehen sei und nicht dem Rock. Es wühlte und nagte in seinem Innern, und plötzlich mußte er daran denken, was der große Menschenfreund wohl dazu gesagt haben würde, daß gerade sein edelsinniger Entschluß, den Bettler jede Gabe sich durch eine kleine Verrichtung verdienen zu lassen, ihn auf den Weg des Müßiggangs und der Verlotterung getrieben hatte.

Es stieg ein Gefühl in ihm empor, ein Gefühl, das er seit lange nicht kannte, das ihn deshalb mit doppelter Gewalt packte und eine heiße Röte in seine Wangen trieb — die Scham über sich selber.

Wie tief war er gesunken! Von einem zwar einfachen, aber anständigen Handwerker war er zum Lump und Schwindler geworden, der die Gutherzigkeit der Menschen raffiniert ausbeutete, der mit dem niedrigsten Gesindel Umgang hatte und in Spelunken sein

Dasein verbrachte! Aber da war nun einmal nichts mehr zu ändern, wer einmal bergab rollt, für den gibt es kein Halten.

Doch den Rock wollte er nicht nehmen, den das Kind geküßt und auf den die Tränen der Frau gefallen waren. Ein verkommener Kerl wie er war seiner nicht wert! Er hing ihm schwer wie Blei auf dem Arm.

Jörg zermarterte sich den Kopf, wie er sich seiner entledigen könnte, ohne ihm eine Unehre anzutun. Sollte er ihn zurücktragen und ihn heimlich an die Korridortür der Leute legen? Aber da konnte ihn sich ein anderer aneignen, und wenn nicht ... wie würde seine vermeintliche Undankbarkeit die Frau und das Kind kränken, wie würde es sie beleidigen, wenn er den Rock nicht behielt, der ihm als Vermächtnis ein Heiligtum sein mußte! ... Nein, weggeben durfte er ihn doch nicht.

Jörg wußte nicht aus noch ein. Dabei brannte ihm die Stelle seiner Hand, auf die die Träne des Kindes gefallen war, bis in die Seele.

Und um das Wirrsal in seinem Innern noch zu vergrößern, stieg plötzlich, unvermittelt, noch ein Gedanke in ihm auf: Du hast so lange mit großem Geschick den Krüppel gespielt — wie denn, wenn du zur Strafe wirklich zum Krüppel würdest? Er dachte nicht an einen gerechten Gott dabei, die unklare Vorstellung von irgend einer dunklen Schicksalsmacht, so einer Art Fatum, das heimtückisch auf den Augenblick lauert, wo es dem Menschen Schlimmes zufügen kann, beherrschte ihn. Aber er wollte nicht wirklich zum Krüppel werden, nicht zeitlebens hinken. Und nun legte sich ein dumpfer Druck über ihn, die Furcht vor etwas Unfaßbarem, Schrecklichem, das ihm bevorstand.

Der Abend sank herab, und es wurde kalt. Da

erhob sich Jörg und ging langsam mit schweren Schritten und gebeugtem Rücken nach der Herberge. Man hätte ihn für einen alten Mann halten können, und er war noch nicht dreißig Jahre.

Den ganzen Abend saß er in dem qualmerfüllten Raum der Schenke still in einen Winkel gedrückt und dachte weiter, während die Kollegen um ihn herum lärmten, zechten, Karten spielten oder Schachergeschäfte trieben. Als sich ein verlotterter Kumpan, mit dem er sonst seinen Tauschhandel zu machen pflegte, alter Gewohnheit gemäß zu ihm setzen wollte, wurde er grob. Man solle ihn in Ruhe lassen.

An einem Nebentisch saß ein altes Weib, eine „Tippelschickse“, die Frau eines invaliden Leiermanns. Er war ein Trinker und des Abends gewöhnlich unzurechnungsfähig, und das Weib, das struppig, sturmzerzaust, wetterhart aussah wie ein alter Weidenbaum, mußte tagein, tagaus den schweren Leierkasten auf ihrem Rücken schleppen und unermüdlich die Kurbel drehen, während der Mann, auf seinen Stock gestützt, faul daneben stand und das Geld einsammelte.

Die Frau hatte einst bessere Tage gesehen, und die Erinnerung daran ließ sie einen Rest von Anstandsgefühl und Würde bewahren. Deshalb war sie auch eine der wenigen, mit denen Jörg gelegentlich Gemeinschaft machte.

Schon eine geraume Zeit hatte sie gesessen, scheinbar emsig gestrickt und ihn aufmerksam beobachtet. Jetzt schob sie sich auf der Bank zu ihm hin und fragte in ihrer kurzen Art: „Was hast du?“

„Was soll ich denn haben?“ brummte er mißmutig.

„Red nicht erst, du hast was!“

Er zuckte ungeduldig die Schultern und antwortete nicht.

Sie strickte ruhig weiter, aber nach einer Pause begann sie wieder: „Ich hab' dich vorhin mit einem Rock unterm Arm kommen sehen, du hast doch also ein gutes Geschäft gemacht."

Er fuhr ärgerlich auf. „Laß mich mit dem Rock in Frieden!" Und nach einer Weile stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Ich hab's satt ... bis oben 'ran."

„Was hast du satt?"

„Das Luderleben."

Sie ließ das Strickzeug in den Schoß sinken, beugte sich zu ihm, und ihm scharf in die Augen sehend, sagte sie: „Ich will dir sagen, wo's dir sitzt ... hier!"

Sie tippte mit ihrem knöchernen Finger an seine Stirn. „Wenn unsereiner erst zu grübeln anfängt, dann ist's aus mit ihm, dann kann er sich man gleich einen Strick kaufen und sich am ersten besten Baum aufknüpfen."

Jörg brummte etwas Unverständliches. Er stand auf und ging in die Kammer nebenan auf sein Strohlager. Den Rock breitete er unter seinen Kopf, damit er ihm nicht gestohlen werden konnte. Er wollte schlafen, denn er fühlte sich von der ungewohnten Arbeit des Denkens zerschlagen an Leib und Seele, aber er fand keine Ruhe.

Ein leiser Geruch nach feinem Tabak, wie er den Kleidungsstücken starker Raucher eigen zu sein pflegt, entströmte dem Rock, und er machte, daß der Mann, der ihn getragen, greifbar lebendig vor Jörgs Seele trat. Er stand vor ihm mit seiner hohen, aufrechten Gestalt und blickte ihn mit den ernsten, ehrlichen Augen so unverwandt strafend und mahnend zugleich an, daß Jörg dieselbe peinvolle Verlegenheit empfand, als ob die Gestalt leibhaftig dagewesen wäre.

Sobald der Morgen graute, stand er auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Er wollte das Grab des Mannes aufsuchen, der ihm Gutes getan und den er dafür belogen und betrogen hatte, und einen Kranz darauf niederlegen. Vielleicht, daß er danach seinen alten Gleichmut wiederfand, ohne den ein Leben wie das seine unmöglich war.

Er machte sorgsam Toilette, wusch sich, rasierte sich die Stoppeln ab und putzte sich die Stiefel blitzblank. Zuletzt zog er den neuen Rock an.

Als er die Straßen entlang schritt, bemerkte er in den Schaufenstern, daß er wie ein anständiger Mensch aussah, und das freute ihn, wie ihn lange nichts gefreut hatte. Heute hinkte er auch nicht, er trug ja den Rock.

Wieder schritt er dem Stadtpark zu, nach jener Stelle, wo über Reste der alten Stadtmauer hundertjähriger Efeu in üppiger Fülle wucherte. Da schnitt er eine Handvoll Ranken ab, brach noch Tannenzweige dazu und setzte sich an einem einsamen Ort nieder, um sie zusammenzubinden. Es war ihm ganz selbstverständlich, daß er als Gärtner nicht ohne eine Kranzspende an das Grab seines Wohltäters treten könnte.

Und während er die Zweige zurechtschnitt und sie kunstgeübt aneinander fügte, überkam ihn eine seltsam weiche, wehmütige Stimmung. Er besaß eine angeborene Liebe zu den Pflanzen, und er hatte ehedem mit Lust und innerer Befriedigung seinem Beruf obgelegen. Jetzt, da er nach so langer Zeit das erste Mal wieder die alte Beschäftigung ausübte, drängten sich mit Macht die Erinnerungen an jene Zeit, da er noch kein arbeitsscheuer Lump war, in seiner Seele; und nun erst empfand er mit voller Schwere das Unwürdige seines jetzigen Lebens.

Die alte Frau hatte recht gehabt. Denken durfte so einer wie er nicht, dann nur lieber gleich den Strick um den Hals.

Ganz langsam ging er auf Umwegen nach dem Kirchhof.

Vom Totengräber erfragte er das Grab des Geheimrats. Es war provisorisch mit Rasen belegt, und Kränze aus Erika und Stechpalmen bedeckten es. Im Sommer würde er in den Wald gehen und einen Kranz aus Schlangenmoos und Feldblumen winden, der viel schöner sein sollte als diese hier. Er war immer wegen seiner Kunstfertigkeit im Blumenbinden gelobt worden.

Lange stand er da, seinen Kranz zwischen den Händen, das Auge starr auf den Hügel gerichtet. Andächtig war er nicht, er dachte auch nicht an den Mann, der hier ruhte, er dachte überhaupt nicht, er hatte nur das Gefühl eines grenzenlosen Jammers in seinem Innern.

Endlich ermannte er sich. Scheu blickte er umher, ob ihn auch keiner beobachte. Da ihm sein Tun selber ungewohnt und verwunderlich war, meinte er, es müsse auch anderen seltsam erscheinen. Aber das Wetter war rauh und kein Mensch zwischen den Gräbern zu sehen. Dann legte er den Kranz auf das Grab, dabei schoß es ihm unwillkürlich durch den Sinn, was die Kumpane sagen würden, wenn sie ihn jetzt sehen könnten, und wie in Verlegenheit über sich selber bückte er sich, zupfte die Kränze zurecht und drückte den Rasen an einer locker gewordenen Stelle fest, mit sachten Fingern, beinahe liebkosend.

„Du guter Mann," dachte er dabei, „du hast mir Liebes erwiesen, und ich bin ein Schuft. Und nun liegst du hier, während du doch noch so nötig gebraucht wirst im Leben, und ich, den keiner vermissen würde, laufe als Tunichtgut in der Welt herum."

Es kam ihm etwas ins Auge, und er mußte die Nase schneuzen. Ihm war — er wußte selber nicht wie — so unruhig, so, als ob ihm jemand aufgetragen habe, etwas Wichtiges zu verrichten, und er habe es vergessen.

Er hatte gemeint, daß er ruhiger werden würde, wenn er dies Dankopfer gebracht hatte, aber das war nicht eingetroffen, trotzdem er meinte, daß er nunmehr den Leuten freier ins Auge blicken könne als vordem.

„Das wird der Rock sein," dachte er, „du bist nicht mehr an anständige Kleider gewöhnt, nun siehst du äußerlich anständig aus und innerlich bist du ein Lump, das verträgt sich nicht zusammen. Entweder du mußt den Rock wieder ablegen oder ein anderes Innere dazu anziehen ... das eine ist so schwer wie das andere." Noch einen Blick warf er über das Grab, dann wandte er sich zum Gehen. Aber sein Fuß zauderte. Früher — es war freilich lange her, doch er erinnerte sich noch genau — da hatte er am Grabe eines Bekannten stets ein stilles Gebet gesprochen. Und jetzt? ... „Unsinn," dachte er wieder, „wenn dem Menschen, wie manche glauben, nach dem Tode die geheimsten Dinge auf der Welt offenbar werden, dann wird der Mann hier sich schön bedanken für ein Gebet von mir. Und wenn es ganz aus mit ihm ist, dann kann ihm ein Gebet auch nichts mehr nützen." — Aber er sprach doch einen Segenswunsch, ehe er seinen Weg fortsetzte.

Öde und verlassen lag der Kirchhof da. Die entlaubten Äste der Trauerweiden und Eschen hingen melancholisch herab, die Thujasträucher sahen fast schwarz aus in der farblosen Landschaft unter dem grauen Himmel, und an den Eisbeerbüschen hingen die weißen Früchte wie gefrorene Tränen.

Es fröstelte Jörg, aber er beschleunigte seine Schritte darum nicht. Zwischen den frisch aufgeworfenen Gräbern ging er entlang nach jenem Teil des Kirchhofs, wo die schon verfallenen Hügel ein recht trübseliges Bild irdischer Vergänglichkeit boten. Und da kam er auch in die verwahrloste Ecke, wo nach einer veralteten barbarischen Sitte mancher Gegend die Selbstmörder und Armenhäusler sang- und klanglos verscharrt worden waren. Heute begrub man diese Ärmsten der Armen längst schon gerechterweise als Menschen in den Reihen der anderen Menschen. Eine um so ergreifendere Sprache aber redete dieser verlassene und vergessene Winkel.

Jörg blieb stehen. So wird man dich auch einmal einbuddeln, so recht hastig und widerwillig, um dich nur los zu werden, und nachher wird dein Grab aussehen wie die hier, denn keiner wird sich darum kümmern, kein Mensch auf der ganzen Erde fragt nach dir, wenn du weg bist. Es wurde ihm ordentlich schwer, sich von dem Anblick zu trennen, der ihm weh tat, denn seit gestern hatte ihn eine wahre Wollust gepackt, sich selber zu peinigen.

„Wohin gehst du jetzt?" dachte er. „Im Grunde ist's ja ganz gleich, betteln mußt du auf alle Fälle, damit du Geld zum Nachtlager hast." Plötzlich durchzuckte ihn mit heißem Schreck der Gedanke, daß er ja den Rock trug, und in dem bettelte er nun einmal nicht und hinkte er nicht, das hatte er sich zugeschworen. Wie ein Trotz gegen sich selber war es über ihn gekommen, er wollte doch einmal sehen, ob so ein Lump wie er nicht auch wie anständige Menschen irgend etwas besitzen könnte, was ihm heilig sei. Wenn er aber erst nach der weit abgelegenen Herberge zurückkehrte, um den alten Kittel anzuziehen, dann war der

kurze Wintertag herum. Nun, dann mußte er eben den Riemen enger schnallen und hungern und die paar Pfennige, die er noch besaß, zum Nachtlager nehmen.

Als er nach dem Ausgang des Kirchhofs schritt, traf er den Totengräber, der eine Gruft aushob neben einer ganzen Reihe schon fertiger. Unwillkürlich blieb Jörg stehen. War denn ein Massensterben unter den Menschen ausgebrochen?

„Der Erdboden wird vielleicht bald steinhart frieren, und dann kann ich die Radehacke nehmen,“ antwortete der Totengräber auf den verwunderten Blick. „Da muß ich mir Vorrat halten. Es ist ein wahres Elend mit den Tagelöhnern! Solange sie in Not sind, lassen sie sich ausfüttern, und wenn's ihnen ein bißchen besser geht, laufen sie aus der Arbeit. Jetzt kann ich mir die Gräber allein schaufeln!“

Jörg stand, die Hände in den Taschen, und starrte auf den Mann, ohne etwas zu erwidern. In ihm ging etwas Wunderliches vor. Wie er den Mann da graben und schaffen sah, überkam ihn mehr und mehr die unwiderstehliche Lust, auch einmal wieder einen Spaten in der Hand zu haben und in der Erde zu wühlen nach Herzenslust, in der herrlichen Erde, die er in seinem Beruf fast wie eine wundertätige Göttin verehren gelernt hatte. Einmal wieder sich die Knochen müde machen in einer rechtschaffenen Arbeit und in einer Arbeit, die er vor jeder anderen geliebt hatte, ehe er ins Lumpen kam! Alles andere versank neben diesem leidenschaftlichen Wunsch.

„Ich werde Ihnen helfen!“

Hatte er es selber oder ein anderer aus ihm heraus gesagt? — Und da war auch schon der Rock von den Schultern geworfen, und er hatte ein Grabscheit in der Hand. — —

„Sie sind ein fleißiger und nüchterner Mensch. Sie können morgen wiederkommen, wenn Sie wollen," sagte am Abend der Totengräber.

Und Jörg kam wieder; er kam so lange, bis es nichts mehr für ihn zu tun gab, und jeden Abend, ehe er den Kirchhof verließ, ging er zum Grabe seines verstorbenen Wohltäters, und er sah es mit Augen an, in denen die Frage stand: Bist du zufrieden?

„Sie kennen wohl den Mann, der da begraben ist?" fragte einmal der Totengräber.

„Ja," sagte Jörg, „er liegt da wohl begraben, aber tot ist er nicht! Es ist einer von denen, die nicht sterben — Sie wissen schon, einer von denen, die Gutes getan haben, das länger lebt als sie selber."

„Sie haben manchmal eine kuriose Art zu reden," meinte der Totengräber. „Was tot ist, ist tot, das muß ich doch wissen."

Nun war die Arbeit vorbei, und Jörg stand wieder vor der Frage: Was beginnen? Aber jetzt hatte sie doch einen ganz anderen Inhalt, diese Frage. Früher hätte sie ebensogut heißen können: Wo fängst du am besten zu betteln an? Jetzt lautete sie: Was kannst du anfangen, um nicht wieder betteln zu müssen?

Jörg hatte die Arbeit ergriffen aus einem inneren Zwange, fast widerwillig, aber bald hatte er sich auf sie gestürzt mit der Gier eines Menschen, der schon lange einen Heißhunger verspürt hat, ohne zu wissen auf was. Und daß er gerade die Arbeit verrichten durfte, die ihm von früher her lieb und vertraut war, vollendete seine innere Wandlung. Mit jedem Spatenstich hatte er ein Stück mehr vom alten Jörg zu Tage gefördert, und nun war der Lump versenkt, und der Jörg stand da wie einer, der lange im Finstern geweilt hat und vom Sonnenlicht geblendet ist. Ihm

graute vor dem Betteln und Hinken. Aber was beginnen? Wo Arbeit finden jetzt im Winter?

Der Totengräber kam ihm zu Hilfe. „Mein Bruder hat die schwedische Eisbahn gepachtet, und er sucht einen Mann zur Aushilfe beim Fegen und Gießen. Ich habe schon mit ihm gesprochen Ihretwegen, wenn Sie Lust haben, können Sie die Stelle annehmen; in der Gärtnerei gibt's ja jetzt doch nichts zu tun. Sie können am Tage Schlittschuhe anschnallen und Abends die Bahn in Ordnung bringen helfen." —

Jörg war schon am nächsten Tage auf der Eisbahn tätig. Der geringe Frost der letzten Zeit hatte doch genügt, die dünne Wasserschicht der künstlichen Bahn in blankes Eis zu verwandeln, das Schlittschuhlaufen war im vollen Gange. Jörg hatte alle Hände voll zu tun.

Jetzt nahte ihm ein blasses, hochaufgeschossenes junges Mädchen in einfachem Trauergewande.

„Wollen Sie so gut sein, mir die Schlittschuhe anzuschnallen?"

Ein heißer Schreck durchzuckte Jörg, seine Hände zitterten ihm, als er die Schnallen anzog. Wenn sie ihn erkannte?! Er schämte sich glühend vor ihr und war doch im Grunde seines Innern glückselig über dies Zusammentreffen.

Als das Mädchen sich auf die Füße stellte, fiel ihr Blick auf Jörgs Gesicht. Sie stutzte. „Sie kommen mir ja so bekannt vor ... Mein Gott, sind Sie nicht der lahme Jörg?"

„Das bin ich, gnädiges Fräulein," sagte er etwas undeutlich, denn sein Herz klopfte ihm bis in den Hals hinauf.

Der Kleinen Blick glitt prüfend an ihm herunter, eine große Enttäuschung malte sich in ihren Zügen, sie

wollte etwas fragen, schien es aber nicht über die Lippen zu bringen.

Er erriet ihre Gedanken. „Der Rock ist mir zu schade für die Alltagsarbeit," sagte er schnell. „Er hängt daheim im Schrank."

„Ist das auch wahr?"

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein. Ich wohne jetzt nicht mehr in der Herberge, ich habe eine Schlafstelle mit einem Bett und einem Schrank." Es hatte ihn gedrängt, ihr das zu erzählen, sie meinte aber, er wollte ihre Aufmerksamkeit nur von dem Rock ablenken.

„Haben Sie ihn auch wirklich nicht verkauft, Jörg?"

„Nein," rief er, „wahrhaftig nicht."

Seine Entrüstung war echt, sie glaubte ihm. „Das wäre ja auch zu schlecht gewesen," meinte sie altklug. Sie fing an, auf dem Eise umherzugleiten, und er merkte, daß sie noch nicht recht laufen konnte.

„Ich habe mir vor einigen Jahren das Bein gebrochen und es lange schonen müssen," erklärte sie, „nun fange ich erst richtig an, Schlittschuhlaufen zu lernen." Plötzlich unterbrach sie sich: „Aber Sie hinken ja heute gar nicht. Wie kommt das?"

Er hätte in die Erde sinken mögen vor Scham. „Mein Bein ist nun wieder besser," stotterte er, „ich ... denke, daß ich nun wieder ganz gesund werde."

„Sind Sie operiert worden?"

„Ja — ja, eine Operation war's ... es hat sehr weh getan."

„Nun ist's ja, Gott sei Dank, vorüber, nun können Sie doppelt froh sein. Mama wird sich auch sehr freuen, sie hat sich mit Papa öfter um sie gesorgt, und wenn Papa nicht gestorben wäre, sollten Sie in diesem Winter in ein Krankenhaus gebracht werden, denn die Eltern meinten, solche junge Arbeitskraft dürfte nicht

verloren gegeben werden, ehe nicht alles versucht worden wäre, sie zu erhalten."

Er stand da, die Augen zu Boden gerichtet, blaß und still.

Sie begann auf dem Eise hin und her zu gleiten. Für sein Leben gern hätte er ihr seine Hand als Stütze geboten, aber er wagte nicht einmal, sie anzusehen. Verstohlen nur folgte er ihr mit den Augen, und er hatte die Empfindung, als ob der Bahn eine besondere Ehre geschehen wäre, weil dies kleine Mädchen seine ersten ungeschickten Laufversuche darauf anstellte.

Als sie die Schuhe abschnallen wollte, war er wieder zur Stelle. Sie wollte ihm einen Groschen in die Hand drücken, aber er lehnte ihn mit Entschiedenheit ab.

„Das dürfen Sie mir nicht antun, gnädiges Fräulein." Dabei war ihm das Blut ins Gesicht gestiegen wie damals, als er das erste Mal aus Not um ein Almosen bat.

Am anderen Tage kam sie wieder, und er trat ihr halb verlegen, halb glücklich entgegen. Er hatte ihres Vaters Rock angezogen. Sie sah es sofort, und ihr Blick wurde feucht.

„Ich danke Ihnen, Jörg," sagte sie leise.

Heute wagte er auch, ihr die Hand beim Laufen zu bieten. Sie nahm sie ohne weiteres an, sie behandelte ihn überhaupt ganz wie einen Menschen, vor dem man Achtung hat.

Wie wohl ihm das tat!

Während des Laufens unterhielt sie sich mit ihm, erzählte ihm von ihrem Vater und wie er so gut und treu gewesen sei. Sie wurden beide warm dabei — und da kam es wieder über ihn, was ihn schon peinigte, seitdem er die Kleine getroffen hatte, das ungestüme Verlangen, ihr seine Sünden gestehen zu dürfen, ihr

zu beichten und sich vor ihr zu erniedrigen, die sich nicht gescheut hatte, ihn mit ihren Händen zu berühren, als er noch ein Lump war. Ein wahrhaft leidenschaftliches Mitteilungsbedürfnis packte ihn.

Und verlegen — stockend begann er: „Wenn der Herr Geheimrat gewußt hätte, daß ich gar nicht ein krankes Bein hatte, und daß ich bloß zu hochmütig war damals, die Kohlen zu tragen, weil ich mir einbildete, als Kunstgärtner zu schade dazu zu sein, und mich doch nicht scheute, zu betteln ... dann — dann hätte er mich gewiß von seiner Tür gejagt.“

Sie sah ihn groß, verständnislos an mit ihren unschuldigen Augen. „Sie haben gar kein krankes Bein gehabt? Aber dann hätten Sie uns doch belogen — das wäre sehr schlecht von Ihnen gewesen.“

„Schändlich war's, gnädiges Fräulein! Die Haare könnte ich mir ausraufen, wenn ich jetzt daran denke. Das ist nun nicht mehr zu ändern. Aber vorbei ist's, ein für allemal. Ich hab' wieder Geschmack an der Arbeit gefunden, und wenn ich an die Lumperei denke, dann ekelt's mich. — Nun werden Sie wohl nichts mehr von mir wissen wollen, gnädiges Fräulein. Aber um eine Gnade möchte ich Sie noch bitten: Erlauben Sie mir, daß ich das Grab im Frühjahr mit Efeu bepflanze und daß ich's pflegen darf.“

Sie blickte ihn sinnend und prüfend an. Sein Gesicht sah so ehrlich reuevoll aus, und sie besaß die Herzensgüte ihrer Eltern. „Fallen kann jeder,“ pflegte ihr Vater zu sagen, „nur liegen bleiben darf er nicht.“

„Ich werde mit meiner Mutter reden,“ sagte sie, und lebhaft fuhr sie fort: „Aber wenn Sie Kunstgärtner sind, könnten Sie auch einmal zu uns kommen und Vaters Palme ansehen. Sie will gar nicht mehr gedeihen, und sie war doch Papas Liebling. Wir ver-

stehen wohl nicht, sie so gut zu pflegen, wie er es getan hat."

„Ich will gern kommen, wenn die Frau Rat es gestattet."

„Aber natürlich! Sie hat sich sehr gefreut, daß ich Sie getroffen habe. Der Totengräber sagte uns, daß ein fremder Mann, der Jörg hieß, den schönen Efeukranz auf Vaters Grab gelegt hat, und da haben wir gleich gewußt, daß Sie das waren."

Am Sonntag morgen ging er den wohlbekannten Weg nach der Wohnung der Frau Rat. Er lief sehr schnell in einer erwartungsvollen Stimmung, aber als er an der Korridortür stand, zögerte er, die Hand nach der Klinke auszustrecken. Hier hatte er so oft auf ein Almosen gewartet in einer Zeit, an die er nicht mehr zurückdenken konnte ohne ein Gefühl der Demütigung und Scham. Jetzt stieg dies Gefühl erstickend in ihm auf, er hätte nach einer Geißel greifen und sich peitschen mögen wie einen Hund.

Zaghaft, mit zitternden Fingern zog er endlich die Glocke. Die Kleine kam angehuscht, um ihm zu öffnen.

„Kommen Sie nur, wir warten schon auf Sie. Erst trinken Sie eine Tasse Tee und essen ein Butterbrot. Mama kommt gleich."

Und als die Frau Rat erschien, lief ihr das Töchterchen entgegen. „Sieh, Mama, wie gut ihm der Rock paßt — und schaut er nicht überhaupt ganz anders aus?"

„Ja, jetzt merkt man erst, daß Sie noch ein junger Mensch sind," meinte lächelnd die Frau Rat. Sie reichte ihm die Hand, die feine Dame dem einstigen Lumpen!

Es stieg ihm heiß in die Augen, er konnte kein Wort hervorbringen, und er wagte kaum, die dargehaltene Hand zu berühren.

Aber sie nahm seine Finger mit festem Druck. „Setzen Sie sich und essen Sie. Mein Mann würde eine innige Freude haben, wenn er Sie hier sehen könnte.“

Er saß also an demselben Tisch mit den vornehmen und edelherzigen Menschen, als ob er niemals der verlotterte Bettler, der „lahme Jörg“ gewesen sei. Sein Herz strömte über in einem Gefühl leidenschaftlicher Dankbarkeit und Verehrung. Ganz weich war ihm zu Mut, es fehlte nicht mehr viel, und er wäre in Tränen ausgebrochen.

Mit ihren klugen, gütigen Augen erkannte sie seine Seelenstimmung und plauderte von harmlosen Dingen, um ihm Zeit zur Sammlung zu geben. Sie fragte nach seinem Beruf, und auf einmal sagte sie: „Mein Bruder, der Doktor Müllner, Sie kennen ihn wohl, will seinen Gärtner von der schweren Arbeit entlasten und deshalb einen Gehilfen annehmen, der auch Pförtnerdienste zu tun hätte. Die Stellung können Sie haben, wenn sie Ihnen zusagt, sie verlangt einen zuverlässigen, nüchternen und ehrlichen Menschen, und ich traue Ihnen zu, daß Sie das sind.“

Ihm schwindelte. „Gnädige Frau, Sie ... Sie wissen nicht, wem Sie Ihr Vertrauen schenken.“

Sie lächelte, sie kannte ihn besser als er sich selber. Gleich nachdem ihre Tochter ihr von Jörgs Beichte erzählt hatte, war sie zum Totengräber gegangen, um sich genauer nach ihm zu erkundigen, und der hatte ihr erzählt, wie still und fleißig er gearbeitet und daß er alle Tage an das Grab getreten sei und es wie ein Heiligtum betrachtet habe. — „Der Mensch hat einen guten Kern,“ war die Meinung des Totengräbers, „nur in die richtigen Hände muß er kommen. Er hat, wie ich glaube, eine Zeitlang geliedert, das hat schon mancher

getan und ist doch noch ein brauchbarer Kerl geworden, er darf bloß nicht mehr zurückfallen, dann pflegt es gewöhnlich vorbei zu sein mit diesen Burschen.“ —

„Ich — ich habe freilich nie getrunken und gestohlen ... Gott im Himmel, nein! — aber ob ich zuverlässig bin? ... Sie ... Sie haben noch gar nicht bemerkt, daß ich nicht mehr hinke ... Wissen Sie noch, gnädige Frau, als Sie mir damals auftrugen, die Kohlen heraufzuholen? ... Da hat das liederliche Leben erst richtig angefangen mit mir. Sie hätten nicht so gut zu mir sein müssen! ... Das Betteln war mir so bequem gemacht. — Aber das ist keine Entschuldigung und soll auch keine sein! Ich habe Sie belogen und beschwindelt, und ein Müßiggänger und ein Lump war ich, der nicht wert ist —“

„Lassen Sie, Jörg! Ich weiß, daß wir in dem Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, viel an Ihnen gefehlt haben, und es ist unsere Pflicht, das wieder gutzumachen.“

„Sie ... Sie hätten an mir etwas gutzumachen?“

„Nun ja, natürlich, mein Mann würde das als eine Lebensaufgabe angesehen haben. Wir haben gefehlt und Sie auch ... Sie haben sehr viel Versäumtes nachzuholen. Ich denke, Sie nehmen die Stelle an, damit Sie erst einmal wieder in geordnete Verhältnisse kommen.“

Da hielt er sich nicht länger. Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.





Mannigfaltiges.



Das Karussell des Sultans. — „Karussell" bedeutete in alter Zeit einen quadrilleartigen Prunkaufzug und Ringelrennen zu Pferde. Besonders bei Festlichkeiten an fürstlichen Höfen wurden solche Lustbarkeiten, bei welchen Kavaliere und Edeldamen, in den schönsten Kostümen prangend, ihre Geschicklichkeit in der höheren Reitkunst anmutig zur Schau stellen konnten, oft mit erstaunlicher Pracht veranstaltet. Erst vor hundert Jahren bekam das Wort den Sinn, den wir heute damit verbinden.

Spielende Kinder sind unzweifelhaft die ursprünglichen Erfinder desselben. Sie fanden wohl ein altes Wagenrad, legten es horizontal auf einen niedrigen Zapfenpfahl, so daß es sich drehen ließ, nachdem sie einige Bretter kreuzweise darüber gelegt und festgebunden. Dann hatten sie ihr bescheidenes Vergnügen. Aber es dauerte bis zum Jahre 1802, bis man daran dachte, ihnen ein ebenso freundliches wie spekulatives Entgegenkommen zu beweisen.

Ein richtiges Karussell war in diesem Jahr in Hamburg auf dem Spielbudenplatz zu sehen und kam dann auch nach anderen norddeutschen Städten, wenn dort Jahrmärkte stattfanden. Es wurde so beliebt beim Publikum, besonders natürlich bei den Kindern, und so einträglich, daß man bald auf nützliche und angenehme Verbesserungen zur weiteren Hebung des Geschäfts sann.

Einige strebsame Karussellbesitzer gerieten auf den sinnreichen Einfall, das unterhaltende und aufregende Ringstechen mit dem ergötzlichen Rundfahrtvergnügen zu vereinigen, und so wurden also nunmehr die hölzernen Pferde eingeführt und jedem mutigen Knaben oder lustigen jungen Burschen, der sie bestieg, ein Stecheisen in die Hand gegeben. Das verlockte und machte viel Spaß. Bis in die Vierziger- und Fünfzigerjahre hinein behielten aber die Karussells noch das alte schwerfällige Aussehen, dann kamen allmählich neue von eleganterer Bauart und erheblich verbesserter Konstruktion, nachdem, wie es scheint, einsichtige Mechaniker sich gründlich mit der Sache befaßt hatten.

Die modernen, prächtig ausgestatteten Dampfkarussells, so solide in ihrer Bauart und bewunderungswürdig in ihrer geschickten Konstruktion, bieten Abends einen herrlichen Anblick, wenn alles strahlt, funkelt, schimmert und flimmert im Glanze der vielen elektrischen Lichtflammen. Eines der schönsten Dampfkarussells ließ sich der Sultan von Sansibar bauen, und an dieses knüpft sich eine Geschichte.

Vor etwa zwanzig Jahren war auch nach dem fernen heißen Ostafrika, in das Sultanat Sansibar, auf irgend eine Weise die Kunde gedrungen von den wunderbaren großen neuen Dampfkarussells in Europa. Der damalige Sultan, ein liebenswürdiger und lebenslustiger Potentat, dem es auch nicht sonderlich aufs Geld ankam, weil er es stets sehr reichlich hatte, beschloß eines Tages, seinen Haremsdamen eine rechte Freude zu machen, und bestellte für sie durch Vermittlung eines europäischen Agenten ein prächtiges Dampfkarussell. Ein solches in denkbar schönster Ausstattung wurde also gebaut und zu Schiffe nach Sansibar geschickt, wo es im besten Zustande ankam mit der dazu gehörigen elektrischen Beleuchtungsanlage und einem großen wundervollen Orchestrion.

Ein Monteur und einige Arbeiter begleiteten den Transport und dann auch ein junger Maschinist, der eigentliche Held dieser romantischen Begebenheit. Im Haremsgarten, umschattet von Palmen und Platanen und umduftet von

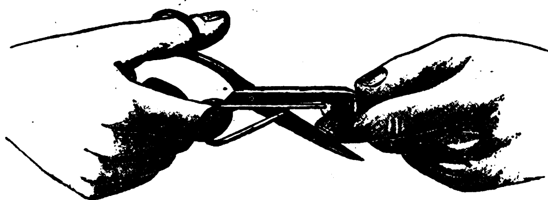
Rosen und Jasmin, wurde das prachtvolle Karussell aufgebaut, und als es in herrlicher Vollendung dastand, setzten sich der Sultan und dessen verschleierte Haremsdamen hinein auf die seidenen weichen Sitzpolster. Darauf ging eines Abends die erste Rundfahrt von statten bei elektrischer Beleuchtung und unter den Klängen der schönsten Orchestrionmusik. Der hohe Besteller bezeigte sich außerordentlich zufrieden, und seine Damen gerieten vor Entzücken über das ihnen so neue Vergnügen ganz außer sich.

Der Monteur und die Arbeiter wurden reichlich belohnt und reisten dann ab, der Maschinist aber blieb. Er sollte einigen Haremsdienern die richtige Handhabung und sichere Bedienung des komplizierten Mechanismus und der Dampfmaschine des Karussells beibringen. Es erwies sich aber bald, daß es unmöglich sei, einem oder dem anderen von ihnen die eigentliche Leitung anzuvertrauen; dazu hatte keiner das nötige technische Begriffsvermögen. Sie würden sicherlich früher oder später das Triebwerk in arge Konfusion gebracht, möglicherweise sogar mit der Dampfmaschine irgend ein Unglück angerichtet haben. Der Maschinist mußte also dableiben und wurde mit hohem Gehalt zum Oberhofdampfkarusselldirektor ernannt.

Eine Zeitlang ging alles auch sehr gut; dann aber mischte sich der neckische kleine Liebesgott hinein. Da war eine gewisse Haremsdame — gerade keine vom ersten Range, sondern eine junge Odaliske, aber von so strahlender unvergleichlicher Schönheit, daß wohl eine stolze Sultana aus ihr hätte werden können — die verliebte sich in den Maschinisten und er sich in sie. Bei den häufigen Dampfkarussellfahrten fanden sie Gelegenheit, sich zu verständigen, und eines schönen Tages verschwanden beide spurlos. Erst nach langen Jahren, als jede Verfolgung aufgegeben worden war, entpuppte sich die Frau eines in Norddeutschland und Rußland herumreisenden Dampfkarussellbesitzers als die ehemalige Odaliske aus dem Harem des Sultans von Sansibar. Sie reist mit ihrem Mann noch heute, und mancher unserer Leser wird wohl schon auf ihrem Karussell gefahren sein. F. L.

Neue Erfindungen: I. Scherenschärfer „Rapid". — Für das Schärfen von Messern, seien es Taschenmesser oder die im Haushalte befindlichen Küchenmesser, hat man Schärfungsmittel in mehrfachen Arten. Für die Schere aber fehlte es bisher an einem wirklich geeigneten Schärfer, und man mußte gewöhnlich die Schere zerlegen. Erst vermittels des neuen Scherenschärfers „Rapid" ist es möglich geworden, beide Schneiden der Schere auf einmal und auf schnellste Weise zu schärfen.

Der Scherenschärfer „Rapid" ist ein in einem Holzheft befindlicher Drahtbügel, der zwei Enden aufweist, welche

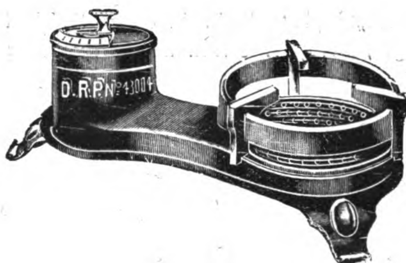


Scherenschärfer „Rapid".

sich an einem Mitteldraht fest anlehnen und genau auf die Schneide der Schere passen. Will man eine Schere schärfen, so nimmt man den Schärfer in die linke Hand, wobei die Schleife des Schärfers nach unten gedreht ist, und schärft die Schneiden durch mehrmaliges Hin- und Herziehen.

II. Spirituskochapparat „Excelsior". — Unter den vielen Spirituskochapparaten, bestimmt zur Anwendung im täglichen Haushalte, verdient der umstehend abgebildete besonders hervorgehoben zu werden, da derselbe nach einem ganz neuen Prinzipe konstruiert ist. Der Spiritus verbrennt nicht mit Hilfe eines Dochtes, sondern auf einer eigenartig geformten durchlöcherten Platte, welche gewissermaßen terrassenförmig aufgebaut ist. Der im hinteren Teile des Apparates befindliche Behälter ist mit Spiritus gefüllt und kann durch Drehen eines Zeigers geöffnet werden. Der Spiritus fließt jetzt durch eine unterhalb des Apparates

angebrachte kleine Röhre zu der Brennfläche und strömt dort in der Mitte aus. Diese Brennfläche ist terrassenförmig mit Löchern versehen, wodurch erreicht wird, daß der Spiritus durch Vermischung mit der Luft vollständig und rasch verbrannt wird, wodurch wiederum eine intensive Hitze erzeugt wird. Je mehr Spiritus zur Brennfläche fließt, desto größer wird die Ausdehnung der Flamme und desto größer die Hitze. Der Apparat hat große Vorteile, da er vollständig regulierbar ist, er braucht nicht gereinigt zu werden, besitzt keinen Docht, keine Dochtschraube, er ist vollständig gefahrlos, absolut geruchlos, da nach dem Verlöschen der Flamme kein Spiritus verdunsten kann, und ist, da infolge der Luftzuführung die höchste Heizkraft erzeugt wird, auch der billigste Kochapparat der Gegenwart. P. R.



Spirituskochapparat „Excelsior".

Ein schöner Posten. — Ein reicher schottischer Schiffsreeder betrat eines Tages im Jahre 1853 das Kontor seines Geschäftsfreundes George Lindsay in London. Da dieser nicht anwesend war, wies ein Angestellter den Schotten in das Empfangszimmer seines Herrn, wo er ihn erwarten könne. An einem der Tische im Zimmer saß emsig schreibend ein junger Mann, der beim Eintritt des Schotten nur flüchtig aufblickte, um sich gleich darauf wieder in seine Arbeit zu vertiefen. Der Schotte ging einige Male im Zimmer auf und ab, blieb endlich dicht vor dem Tische des Schreibenden stehen und sah ihm neugierig zu. Fragend blickte der Herr auf, und ihm zunickend meinte der Schotte wohlwollend: „Sie schreiben eine sehr schöne Handschrift, junger Mann."

„Es freut mich, daß Sie das finden," erwiderte der Angeredete lächelnd.

„Wirklich, Sie schreiben gut, auch Ihre Zahlen sind deutlich und klar; Sie wären gerade der Bursche, den ich gebrauchen könnte."

„In der Tat?" meinte der Schreibende.

„Ja, in der Tat," wiederholte der Schotte; „ich bin ein Mann von wenig Worten, aber wenn Sie mit mir nach Schottland kommen wollen, ich gebe Ihnen ein Salär von hundertzwanzig Pfund jährlich. Das ist eine Offerte, wie Sie Ihnen hier in London nicht jeden Tag gemacht wird. Nun, wie ist es, entschließen Sie sich!"

Der Herr dankte dem Bewunderer seiner Handschrift höflich für sein Angebot und sagte, er möchte doch Herrn Lindsay erst einmal darüber zu Rate ziehen.

„Jawohl, jawohl, mein Freund," erwiderte der Schotte, „das ist nicht mehr als recht und billig. Doch Lindsay ist mein langjähriger Freund, und er wird Ihrem Glück keineswegs im Wege sein wollen."

In diesem Augenblicke betrat Lindsay den Raum und begrüßte den Schotten aufs freundlichste. Nun erhob sich der Mann vom Tische und machte ihm von dem glänzenden Angebot des Schotten Mitteilung.

„Sehr wohl," erwiderte Lindsay, ohne eine Miene zu verziehen, „eine Stelle mit hundertzwanzig Pfund jährlich ist ein schöner Posten. Sie werden in meinem Freunde hier einen guten, liebenswürdigen Herrn finden, der zwar manchmal etwas geradezu ist, aber ein Herz von Gold besitzt. Unter diesen Umständen ist es wohl am besten, daß ich die Herren miteinander bekannt mache, denn je eher desto besser werden Sie sich kennen lernen: Mr. Tomkins aus Sunderland — Mr. W. E. Gladstone, Schatzkanzler Ihrer Majestät der Königin!"

Gladstone war eben beschäftigt gewesen, Notizen über die Schiffahrt für sein Budget zusammenzustellen, als er von dem Schotten, der ihn natürlich nicht kannte, mit seinem „glänzenden Angebot" überrascht wurde.

Der Schotte, der zwar zuerst etwas kleinlaut und ver-

legen dastand, erholte sich jedoch bald wieder und belachte nun die Situation ebenso laut und herzlich als der Minister. W. St.

Wie der Schnupfen zu stande kommt. — Unser Körper ist nicht nur außen mit einer Haut bekleidet, sondern auch die inneren, von außen zugänglichen Teile desselben haben eine Auskleidung mit einer zarten Haut, die man wegen ihrer Fähigkeit, Schleim abzusondern, Schleimhaut nennt. Wir können deren Wirken besonders gut an der Nase, dem Gaumen, der Kehle erkennen, die alle mit solchen Schleimhäuten ausgekleidet sind. Auch die Höhlung des Augapfels ist derart bedeckt, und alle diese Schleimhäute stehen nicht nur untereinander, sondern auch mit der großen und derberen Außenhaut unseres Körpers in inniger Verbindung. Hierüber einige Aufklärung zu verbreiten, ist besonders in den Zeitläuften des gegenwärtigen Schnupfenjammers angezeigt; mancher wird dann leichter einem Schnupfen aus dem Wege gehen oder doch schneller zu dessen Heilung gelangen.

Die Wesenheit des lästigen Übels, das wir Schnupfen heißen, ist an einem kleinen Beispiel leicht klarzulegen. Wir wissen, daß empfindliche, verweichlichte Leute viel leichter als abgehärtete und wetterfeste Personen den Schnupfen bekommen. Und warum das? Sehen wir uns die Sache etwas näher an. Leute, die empfindlich an ihrem Leibe sind, haben vor allen Dingen eine empfindliche Haut. Der geringste Lufthauch, der sie trifft, erschreckt dieselbe, veranlaßt die vielen winzigen Blutgefäße, die unsere Haut durchsetzen und die Ausläufer der großen, inneren Blutgefäße sind, sich zusammenzuziehen. Das ist eine Äußerung des Erschreckens. Und was geschieht nun? Das Blut, das in die Haut gelangen sollte oder schon darinnen war, zieht sich nach innen zurück. Und wohin geht es nun? Zu den inneren Schleimhäuten, wo es sich im Übermaße anhäuft. Da nun aber das Blut ohnehin die Neigung hat, nach oben zu steigen — zwei Dritteile unserer Blutmasse versorgen den oberen Körper und nur etwa ein Dritteil den unteren,

weshalb man auch viel häufiger über einen heißen Kopf als über heiße Füße klagen hört —, so wirft es sich mit Vorliebe auf Schleimhäute des oberen Körpers: diejenigen der Nase, der Mundhöhle, der Augen ꝛc., und das Bild des Schnupfens ist fertig. Denn übermäßige Anhäufung von Blut in den Schleimhäuten bedeutet Belästigung derselben, Reizung, die zu Entlastungsbestrebungen führt.

Und wie äußern sich nun diese Entlastungsbestrebungen, diese Bemühungen, den Blut- und Wärmeüberschuß los zu werden und schlimmere Entzündungserscheinungen der bedrängten Teile zu verhüten? Nun, einfach durch Schleimabsonderung und Flüssigkeitsabgabe, die die überhitzten Schleimhäute förmlich überschwemmen. Daher der Schnupfen, wobei sich dem Schleimfluß der Nase das Tränen der benachbarten Augenschleimhäute, die vermehrte Speichelabsonderung aus dem Munde und ähnliche Erscheinungen mehr beigesellen.

Wir springen aus dem warmen Bett, vielleicht sogar schweißgebadet, berühren einen Moment nur mit den warmen Füßen aus Versehen kalte Steinfließen, und siehe da — es dauert oft nur eine winzige Zeitspanne und das Kribbeln in der Nase ist da, die Augen fangen an zu brennen: wir haben den Schnupfen; die Füße sind kalt geworden, und das von ihnen fortgeschreckte Blut hat sich nach oben zurückgezogen.

Ein anderes Bild.

Wir setzen uns, erhitzt von irgend einer Anstrengung, an ein Fenster, das nicht fest genug schließt, um jedweden Luftzutritt zu verhüten. Eine geringe Strömung kalter Luft dringt durch die Fugen und trifft uns an der schweißgebadeten Schulter: das Blut zieht sich aus dieser zurück, drängt zum Kopf, und der Schnupfen ist da.

Daß die Beziehungen zwischen der Außen- und Innenhaut unseres Körpers derartige sind, wie sie im vorstehenden geschildert, beweist die Tatsache, daß jeder Schnupfenkranke Frösteln und Kältegefühl auf der Außenhaut hat. Man sieht, daß dieser das Blut fehlt, welches den Innenhäuten

als ein Zuviel aufgebürdet wurde. Der Schnupfenkranke verspürt sofort Erleichterung, wenn man die Außenhaut wieder in die richtige Tätigkeit bringt.

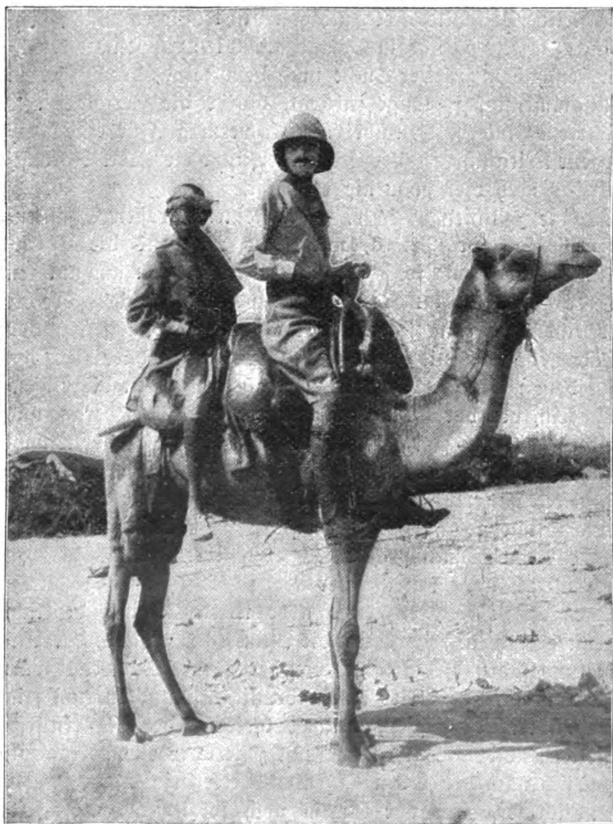
Deshalb sind Bettruhe respektive Aufenthalt in gleichmäßig warmer Temperatur, heiße Zitronenlimonaden, Hautabreibungen und milde Bäder immer noch die besten und sichersten Mittel zur Heilung des Schnupfens, wie richtige zur Abhärtung führende Hautpflege auch das einzige Mittel zu seiner Vorbeugung ist. Ewald Paul.

Ein interessanter Besuch. — In den letzten Jahren seines Lebens fühlte sich Goethe durch die Menge der ihn besuchenden Fremden sehr belästigt und kürzte die Unterhaltung mit ihnen möglichst ab. Eines Tages ließ sich ein Engländer bei ihm anmelden. Die Engländer fürchtete er aber am meisten, weil er sicher sein konnte, daß jedes Wort, das er sprach, aufgezeichnet und in den Zeitungen gedruckt erscheinen würde. Er nahm sich also vor, so wenig als möglich zu sprechen und besonders nur von ganz gleichgültigen Dingen zu reden. Der Engländer erschien, und Goethe begrüßte ihn, ohne ein Wort zu sagen; der Engländer verbeugte sich und schwieg ebenfalls. Goethe zeigte mit der Hand auf einen Stuhl, und der Engländer setzte sich, ohne den Mund zu öffnen, indem er ohne Zweifel erwartete, Goethe würde das Gespräch anfangen. So vergingen fünf Minuten in dem tiefsten Schweigen, dann deutete Goethe, indem er aufstand, seinem stummen Gaste das Ende dieses seltsamen Besuches an. Als er den Engländer durch das Vorzimmer begleitete, fühlte er aber doch Reue, er deutete auf eine Marmorbüste, welche da stand und sagte: „Walter Scott!"

„Ist tot!" antwortete der Engländer, und damit endigte dieser Besuch. C. T.

Sparsame Kriegführung. — Zu den Verlegenheiten, in welche die Engländer bei ihrer Kriegführung gegen den „tollen Mullah" Muhamed ben Abdullah im Lande der Somali nun schon mehrfach gerieten, gehörte der Mangel an Kamelen für die rechtzeitige Beförderung von Truppen

und Proviant. Als General Manning seine Operationen von Abbia, dem italienischen Hafen an der östlichen So-



Englischer Offizier im Somalifeldzug.

maliküste, aus begann, sah er sich genötigt, auf großen Transportdampfern von Berbera her die ihm fehlenden Kamele — über 1200 Stück — kommen zu lassen. Bei der

Verwendung derselben wurde natürlich aufs äußerste gespart. Bezeichnend dafür ist unser Bild, das einen englischen Offizier samt seiner Ordonnanz auf einem Kamele darstellt. Das Bild gibt auch von den trostlosen Wüsteneien einen Begriff, welche in Somaliland die Truppen zu durchmessen haben auf der Suche nach dem Feind, der sich jedem Zusammenstoß so lange entzieht, bis er die Verfolger aus sicherem Hinterhalt zu überrumpeln vermag. Für eine überlegene Kriegführung der Engländer ist dieser Teil Nordostafrikas noch viel zu wenig erforscht. B. H.

Eine Spinnengeschichte. — An einem großen Spinnengewebe sah Dr. Peters, wie eines Morgens die Eigentümerin nicht wie sonst in der Mitte, sondern am unteren Ende auf Beute lauerte. Den Grund zu erforschen, brachte er eine gefangene Fliege so nahe an die ausgespannten Fäden, daß sie mit Flügeln und Beinen sich darin verfing. In dem nämlichen Augenblick schoß von unten die Eigentümerin, von oben aber auch eine fremde Spinne heran, und sofort entspann zwischen beiden sich ein erbitterter Kampf um die Beute. Erstere jedoch war nicht stark genug, ihr Hausrecht zu wahren, und mußte sich nach einiger Zeit zum Rückzuge wenden. Plötzlich eilte sie dem äußersten Rande ihres Gewebes mit großer Schnelligkeit zu. Was dies zu bedeuten hatte, vermochte der Beobachter sich anfangs durchaus nicht zu erklären, bald aber wurde es ihm deutlich, denn er sah, daß dort, wo die Spinne sich befand, der Anheftungsfaden des Gewebes von der Mauer abgetrennt war. Hierauf hielt das Tier einen förmlichen Rundlauf um sein Netz, überall die Fäden, welche dasselbe an den Mauern festhielten, ablösend, nur manchmal zögerte es einen Moment, um sich nach der kecken Eigentumsverletzerin umzuschauen. Endlich war das vor kurzem noch so zierliche und kunstfertige Gewebe zu einem formlosen Fadenhaufen zusammengefallen und hing nur noch an einem einzigen starken Faden, und an diesem kletterte die Spinne nun herab. Die Raubspinne hatte mittlerweile ihre Beute, die Fliege, kunstgerecht umsponnen und mit ihren Fäden umwunden, hätte vielleicht

auch schon mit deren Aussaugung begonnen, wäre ihre Lage nicht von Augenblick zu Augenblick eine kritischere geworden. Mit einem Fuß fest ihr Opfer haltend, bedurfte sie aller anderen, um sich an den Trümmern des Netzes festzuklammern, und so erwartete sie die Katastrophe. Diese ließ denn auch nicht auf sich warten, das Ende des merkwürdigen Kampfes, worin Stärke, gepaart mit frecher Raubgier, der Schwäche, verbunden mit List, gegenüberstanden, blieb nicht aus. Auch der letzte noch haltende Faden wurde losgetrennt, und zusammen stürzten Gewebe, Raubspinne und Beute zu Boden. C. T.

Pariser Speisepomade. — Zur Zeit der Belagerung von Paris während des großen deutsch-französischen Krieges gehörten die Fabrikanten von Parfümerien und Pomaden zu den Geschäftsleuten, deren Erwerbsverhältnisse große Einbuße erlitten. Nach den Provinzen und dem Auslande war gar kein Versand mehr möglich und auch der Absatz in der bedrängten Hauptstadt im Vergleich zu früheren guten Zeiten fast bis zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Betrübt sahen sie ihre großen Vorräte an und stellten vorläufig die Fabrikation ein. Letzteres war wohlgetan, denn viele von ihnen hatten recht ansehnliche Vorräte von Schweinefett, welches zu Pomaden und Fettschminken hätte verarbeitet werden sollen, nun aber eine andere Verwendung fand.

Butter und Schweineschmalz gehörten nämlich zu den Genußmitteln, die zuerst sehr knapp und dann immer knapper wurden und demgemäß ungeheuer im Preise stiegen, im Laufe eines halben Jahres auf den zehnfachen, den fünfzehnfachen und zuletzt sogar mehr als zwanzigfachen Betrag des ursprünglichen Preises. Die Pomadefabrikanten verkauften also nun zu solch hohen Preisen ihr Schweinefett zu Speisezwecken und freuten sich des schönen Profits. Sie bemühten sich aber auch mit allem Eifer, aus halbfertigen und ganzfertigen Pomaden und Schminken die wohlriechenden Stoffe mit sinnreicher Kunst auf chemischem Wege wieder zu entfernen, um auf solche Weise noch mehr kostbares Speisefett zu gewinnen.

Das gelang ihnen bei einigen Riechstoffen recht gut; mit anderen aber glückte es nicht so ganz. Moschus zum Beispiel ließ sich nicht gänzlich herausbringen; es blieb immer ein merklicher Duft davon übrig. Gleichwohl fand auch dieses von Riechstoffen mehr oder weniger befreite Pomadenfett guten Absatz, wenn auch freilich zu erheblich geringeren Preisen. In den Restaurants und Cafés wurde also eine Brotschnitte mit ehemaliger Pomade oder Schminke, der noch ein wenig Moschus- oder anderer Duft anhaftete, etwas billiger verabreicht als eine Brotschnitte mit duftfreiem Schweineschmalz. F. L.

Ein Konkurs, der bald hundert Jahre alt wird. — Am Anfang des 19. Jahrhunderts, als Wittenberg noch kursächsisch war, lebte dort der kurfürstlich sächsische Landgerichtsdirektor Dr. Jungwirth. Er war ein schlechter Wirtschafter, denn wer dort nur irgendwie mit ihm in Berührung kam, wurde sein Gläubiger; weder Dienstmädchen, noch Wäscherinnen, noch Näherinnen konnten diesem Schicksal entgehen. Heute noch, also nach fast hundert Jahren, sind gegen 183,000 Mark Schulden zu decken. Daß der Konkurs noch immer nicht beendet ist, hat seinen Grund in folgendem: Dr. Jungwirth war Besitzer eines Lehngutes. Da dieses nicht veräußert werden konnte, so übernahm das sächsische Hofgericht die Verwaltung der Masse und schickte alle vier Jahre den Reinertrag nach Wittenberg zur Verteilung an die Berechtigten. Dieses Verfahren hat sich auch nach der veränderten staatlichen und rechtlichen Ordnung erhalten. Anfänglich waren es 46 zum Empfang berechtigte Gläubiger, deren Zahl aber durch erbberechtigte Kinder und Kindeskinder auf mehr als 80 gestiegen ist und naturgemäß in steigender Progression noch immer wächst, während die Abschlagszahlungen immer kleiner und kleiner werden. So hat zur Zeit der letzten Verteilung der Abschlagszahlung ein Ehepaar aus Hohenthurm im Kreise Merseburg vom dortigen Amtsgericht eine Vorladung zur Empfangnahme einer Abschlagszahlung aus der Konkurssache erhalten. Die Leutchen unternahmen die Fahrt dort-

hin, und erhielten dann von den zur Verteilung kommenden Geldern gegen ordnungsmäßige Quittung die Summe von 45, sage und schreibe fünfundvierzig Pfennig ausbezahlt. C. T.

Höfische Schmeichelkunst. — Keiner der Hofleute Heinrichs IV. von Frankreich verstand sich besser auf die Kunst, seinem Herrn Verbindliches in witziger Form zu sagen, als der Marschall Bassompierre. Eines Tages kamen beide von einem Jagdausflug an die zugefrorene Seine. Um den Weg abzukürzen, bestand Heinrich darauf, über das Eis zu gehen. Bassompierre riet ernstlich ab.

„Ach was, hier ist nichts zu fürchten," wendete Heinrich IV. ein, „denn ich sehe ja, daß schon einzelne Leute vor mir hinüber gegangen sind."

Bassompierre versetzte: „Die waren auch nicht von solchem Gewicht, Sire, wie Sie." J. W.

Die Satisfaktion. — Richard Wagner konnte mitunter, namentlich bei den Proben, recht grob werden. Bei einer Parzivalprobe lehnte der Ballettmeister eines kleinen Hoftheaters, der bei der Regieführung beteiligt war ganz „gralversunken" an einer Kulisse und lauschte. Da entdeckt ihn das Späherauge des rastlosen Meisters.

„Was stehen Sie denn da und himmeln, Sie alter Schafskopf," bringt es plötzlich aus des Meisters Mund. „Sie verstehen ja doch nichts davon. Scheren Sie sich lieber auf Ihren Posten!"

Aus allen seinen Himmeln gerissen, dem heimlichen Kichern der Anwesenden ausgesetzt, schleicht der so grob angefahrene Ballettmeister davon.

Nach der Probe lud der Meister seine Künstler zum Abendessen nach der Villa Wahnfried. Der beleidigte Ballettmeister aber erklärte, er werde nur kommen, wenn der Meister ihm genügend Satisfaktion gebe.

Das Theater leerte sich, während der Speisesaal sich füllte, und richtig war auch der gekränkte Ballettmeister zur Stelle.

„Nun," fragte ein Kollege erstaunt, „hat Ihnen der Meister Satisfaktion gegeben?"

„Allerdings,“ antwortete der Ballettkünstler und drehte verschmitzt den Knebelbart durch die Hand. „Als der Meister meinen Entschluß, nicht zu kommen, erfuhr, ist er auf mich zugekommen und hat gesagt: ‚Nun sehe ich, daß Sie wirklich ein alter Schafskopf sind!‘ — Da konnte ich natürlich nicht länger widerstehen.“ C. T.

Fataler Druckfehler. — Der Druckfehlerteufel spielt mitunter den Zeitungsleuten recht unliebsame Possen, lauert er nicht im Setzkasten selbst, so macht er sich auf andere Weise bemerkbar. — Es war zur Zeit einer Ministerkrise unter König Ludwig Philipp. Im „Constitutionnel“, dem offiziellen Regierungsorgan, stand nun eines Morgens zu lesen: Se. Majestät der König hat gestern Herrn Thiers zu sich berufen und ihn mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Thiers beeilte sich dem König zu erwidern: „Ich habe nur ein Bedauern, das ist, daß ich Ihnen nicht den Hals umdrehen kann wie einem indischen Hahn.“

Einige Zeilen tiefer stand im selben Blatte zu lesen: Die Nachforschungen der Justiz sind rasch von Erfolg begleitet gewesen. Der Mörder der Rue du Pot-de-Fer ist bereits verhaftet worden. Vor den Untersuchungsrichter gebracht, hatte der Elende die Kühnheit, sich zu groben Beleidigungen gegen diesen Beamten hinreißen zu lassen. Er schrie: „Gott und die Menschen sind alle Zeugen, daß ich nie einen anderen Ehrgeiz gehabt, als treu und ergeben Ihrer Person und meinem Vaterlande zu dienen.“

Wie der Leser bemerkt, ist beim sogenannten „Verheben des Satzes“ das Unglück passiert, das dem französischen Staatsmann gegenüber seinem König die schrecklichen Worte des Verbrechers in den Mund legte und umgekehrt. Kr.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

